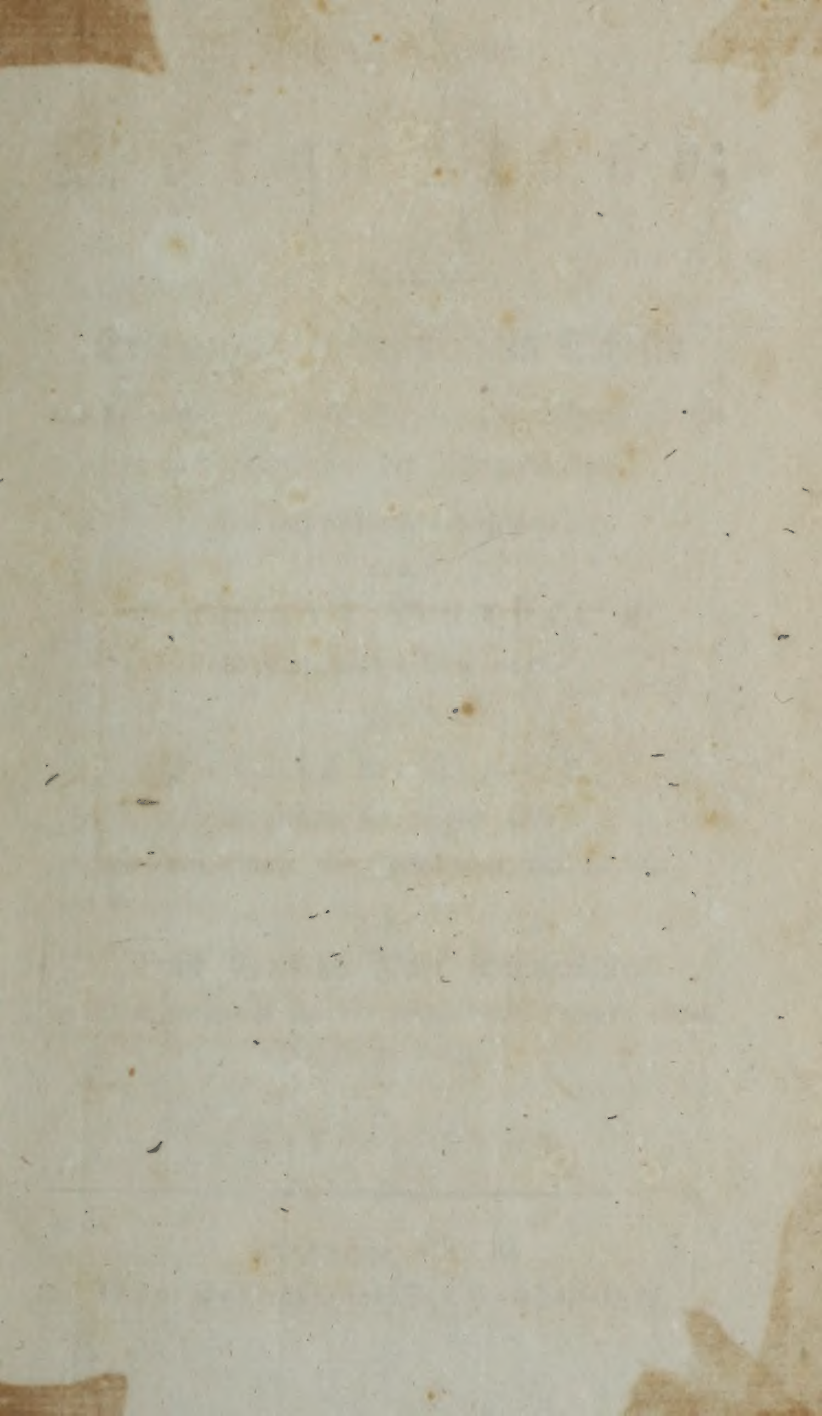
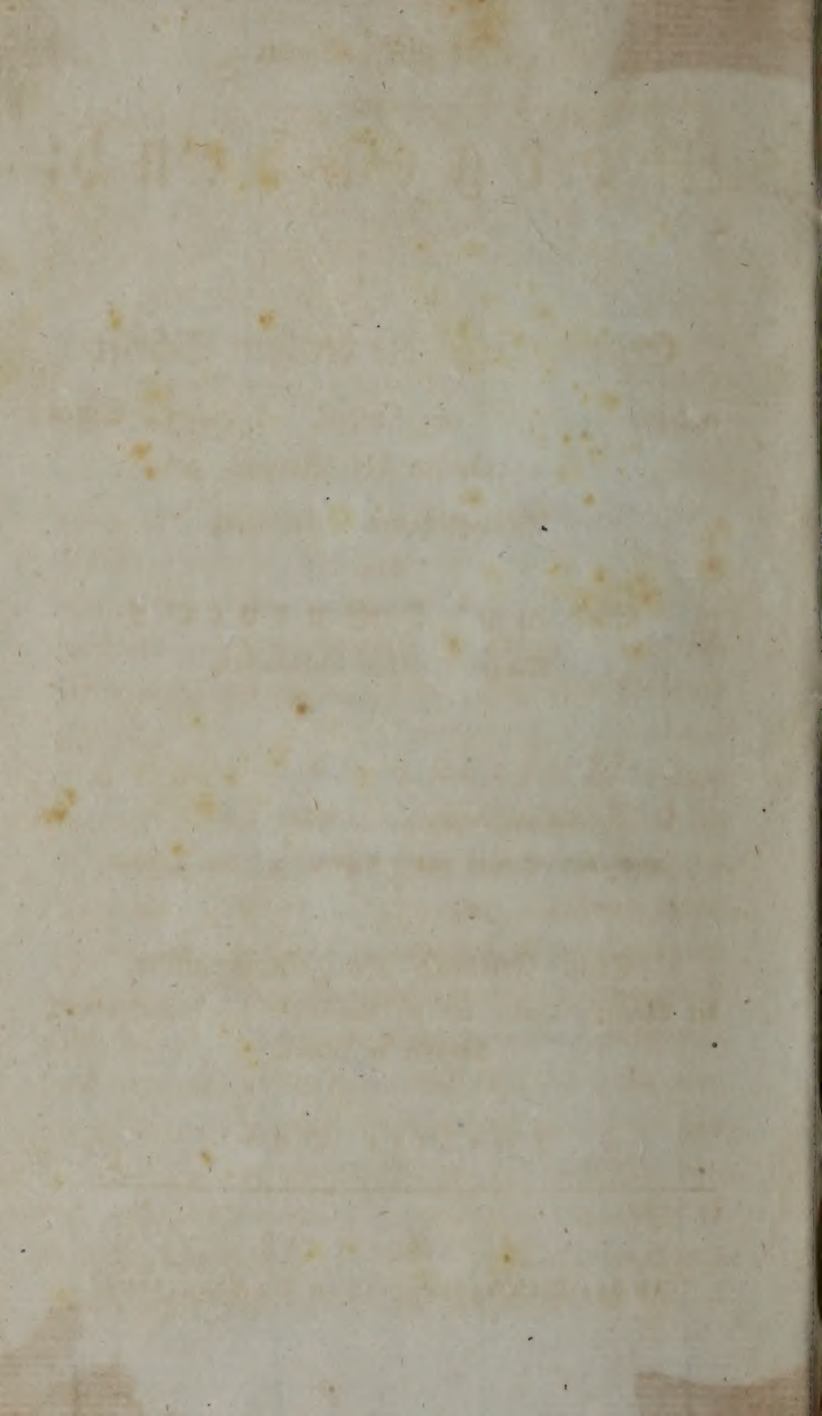


Kezeau Brown





Das alte und neue

Morgenland;

oder

Erläuterungen der heiligen Schrift

aus der natürlichen Beschaffenheit, den Sagen, Sitten und Gebräuchen des Morgenlandes.

Mit eingeschalteter Uebersetzung

von

Samuel Burder's

Morgenländischen Gebräuchen,

und

William Ward's

Erläuterungen der heiligen Schrift

aus den Sitten und Gebräuchen der Hindus.

Von

Ernst Friedrich Karl Rosenmüller,

der Theologie Doctor und der morgenländischen Literat. ordentl. Professor zu Leipzig.

Zweiter Band.

Leipzig, 1818.

in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.

Das zweite Buch Mosis.

Dreizehntes Kapitel.

225.

XIII, 18. Darum führte er das Volk um auf die Straße, durch die Wüste am Schilfmeer.

Unter dem Schilfmeer wird der arabische Meerbusen verstanden, welcher eigentlich ein Arm des Oceans ist, der sich in das feste Land von Arabien hineinzieht, und einen Canal bildet. Den hebräischen Namen hat dieser Meerbusen von einer Art Meertang, Meergras, oder Meerschilf, welches im Aegyptischen Sari, im Hebräischen Suph heisset, was Luther durch Schilf übersetzt hat, worunter man sich aber nicht unser Schilf zu denken hat. „Ich beobachtete," sagt Shaw (Reisen S. 384. der deutschen Uebersetz.) „in diesem Meere nirgends etwas von dem Binsengeschlechte; sondern es war an verschiedenen Oertern ein Dickigt von rohrartigen Pflanzen, in kleinen Entfer-

nungen von dem rothen Meere, allein nie wuchs es an den Ufern selbst, oder gerade aus dem Meere. Man kann sich also nicht wohl vorstellen, daß das Meer seinen Namen von einer Pflanze sollte erhalten haben, die ihm nicht eigentlich zugehört. Ich glaube daher, daß es wegen der Menge von Meertang und Meergraß (algae, fuci), und der Matreporen, die in seinem Canale wachsen, den hebräischen Namen erhalten habe." Kein Ort, sagt Shaw weiter oben (S. 382.), hat vielleicht eine so große Menge von Seegewächsen aufzuweisen, als der Hafen zu Tor, am arabischen Meerbusen. „Als wir langsam darüber wegruderten, und die Oberfläche des Meeres ruhig war; so stellte sich unsern Augen eine solche Verschiedenheit von Matreporen, Fucusen, und andern Seegewächsen dar, daß wir, eben so wie einst Plinius (Naturgesch. XIII. B. 25. Kap.), es für einen Wald unter dem Wasser halten mußten. Insbesondere trugen die ästigen Matreporen vieles bei, diese Vergleichung zu rechtfertigen; denn wir fuhren über einige hin, die acht bis zehn Fuß hoch, und pyramidenförmig, wie eine Cypresse, gewachsen waren; andere hatten offne und ausgebreitete Aeste, wie Eichen; mehrerer andere nicht zu erwähnen, die sich gleich kriechenden Pflanzen über den Grund des Meeres ausbreiteten."

„Die Europäer," sagt Niebuhr (Beschreib. von Arabien S. 417.), „nennen den arabischen Meerbusen gemeiniglich das rothe Meer. Doch habe ich

es nicht mehr roth gefunden, als das schwarze Meer, oder den Archipelagum, welchen die Türken das weisse Meer nennen, oder irgend ein anderes Meer in der Welt. Fände man aber auch wirklich auf dem Boden dieses Meers ein rothes Kraut, wie einige Gelehrte glauben; so ist dieses doch selten. Also ist es nicht wahrscheinlich, daß man es davon benannt habe; so wenig es diesen Namen von einigen Flecken röthlichen Sandes hat, oder von der kleinen hellrothen Art Corallen, Orgelpfeifen genannt, von einigen wenigen Bergen, welche in der Ferne etwas röthlich scheinen, u. dgl. Die Meinung derjenigen Gelehrten, welche geglaubt haben, daß der arabische Meerbusen von dem Reiche Edom, oder Idumäa, das edomäische, oder idumäische, und daher das rothe Meer genannt worden sey, ist mir sehr wahrscheinlich; denn das Reich Edom gränzte an den nördlichen Theil dieses Meerbusens." Edom bedeutet nämlich im Hebräischen roth. „Edom, Idumäa, das röthliche Land, hat den Namen vom Anblick des rothen Sandes seiner Gebirge. Auch Esau, da er als Emir einer streifenden Nomadenhorde dort sich niederließ, bekam ohne Zweifel den Namen Edom, der Röthliche, als Bewohner dieses röthlichen Landes. Eben so ist natürlich der arabische Meerbusen von Edom oder Idumäa benannt worden, da in diesem Lande, wenigstens zu Salomon's Zeit, Seehäfen, dieses Meer zu befahren, angelegt worden sind. Fragte der Grie-

che nach der etymologischen Bedeutung des Namens Idumäa; so sagte man ihm: roth. Er nannte also das Land und das angränzende Meer: Erythräa, das rothe." H. E. G. Paulus Anmerk. zu Belons Reise, in der Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient II. Th. S. 251.

226.

XIII, 21. Und der Herr zog vor ihnen her, des Tags in einer Wolkensäule, daß er sie den rechten Weg führte, und des Nachts in einer Feuersäule, daß er ihnen leuchtete, zu reisen Tag und Nacht.

Xenophon erwähnt in seiner Lacedämonischen Republik bei der Beschreibung des Auszugs eines Spartanischen Königs in den Krieg, eines Dieners oder Officirs, der Feuerträger genannt wurde. Dieser gieng vor dem Könige her mit dem Feuer, das von dem Altar genommen war, auf welchem er auf der Gränze des Spartanischen Gebietes kurz vorher geopfert hatte. Nachdem nochmals geopfert worden war, und der Zug wirklich angetreten wurde, gieng ein Feuer, welches gleichfalls vor dem zweiten Opfer angezündet wurde, voraus, ohne je zu verlöschen. (B.)

Auch andere Feldherren des Alterthums pflegten ihrem Heere bei der Nachtzeit durch Feuer, und des Tags durch einen aufsteigenden Rauch das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Alexander, der sich mit der Zeit

überhaupt nach dem morgenländischen Geschmack bildete, war anfangs gewohnt, durch eine Trompete das Zeichen zum Marsch geben zu lassen. Allein da beim Aufbruch gemeiniglich ein großer Lärm entstand, und man den Schall der Trompete nicht deutlich vernahm; so ließ er in der Folge über dem Hauptzelt eine Stange aufrichten, und daran ein Zeichen hängen, das allen sichtbar war. Nämlich des Nachts brannte daran ein Feuer, und am Tage stieg ein Rauch auf (Curtius V. B. 2. Kap.). Daß Alexander diesen Gebrauch von den Persern entlehnt habe, ist, wo nicht gewiß, doch höchst wahrscheinlich. Die Perser pflegten nicht eher aufzubrechen, als wenn die Sonne aufgegangen war. Das Signal dazu war der Schall des Waldhorns, das der König aus seinem Gezelt blasen ließ, und der Glanz, den das in Krystall gefaßte Bildniß der Sonne über dem Gezelt um sich verbreitete. Beim Zuge selbst wurde allezeit das heilige Feuer auf silbernen Altären vorausgetragen. (Curtius III. B. 3. Kap.). „Wenn also die Morgenländer durch Rauch= und Feuersäulen den Zug ganzer Heere bestimmten, und auf der andern Seite, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der Schrift 2. Mos. XIII, 21. die Wolkensäule die Israeliten leitete des Tags, und die Feuersäule des Nachts; so hat diese wunderbare Anordnung mit jenem Gebrauch eine Aehnlichkeit, und beide, neben einander gestellt, geben einander Licht. Der Gebrauch macht,

daß man das Wunder anständig und Gott würdig findet; das Wunder macht, daß man vermuthet, selbst der Gebrauch sey bei den Hebräern nicht unbekannt gewesen.“ J. E. Faber's Archäologie der Hebräer, S. 244. Hieher gehört auch die Beschreibung, welche Pitts in der Erzählung von seiner Rückreise von Mekkah von den Leuchten giebt, mit welchen die Karavanen des Nachts durch die Wüste reisen, die an den Spitzen langer Stangen getragen werden, damit sich der ganze Zug darnach richten könne (Nachrichten von der Religion und den Sitten der Mohammedaner S. 154.): „Sie haben einige Aehnlichkeit mit eisernen Oefen. Man legt kurzes trocknes Holz darein, womit einige Kameele beladen werden. Es liegt in großen Säcken, die am Ende ein Loch haben, wo es die Knechte herausnehmen, so oft sie nöthig finden, etwas nachzulegen. Jede Compagnie hat eine eigne Stange dieser Art. Einige von diesen Stangen haben zehen, andere zwölf, andere mehr oder weniger Leuchten an ihren Spitzen. Eben so verschieden sind sie ihrer Gestalt nach. Die eine ist ohngefähr eiförmig, wie ein Thor, eine andere dreieckig, oder wie ein N oder M; so daß jeder schon an der Figur derselben die Compagnie, zu welcher er gehört, erkennen kann. Sie werden vorn an der Spitze des Zugs hergetragen, und auf dem Platze, wo sich die Caravane lagern soll, ehe noch dieselbe ankommt, in

einiger Entfernung von einander aufgerichtet. Auch am Tage werden sie getragen, aber ohne Feuer."

In einem der handschriftlichen arabischen Werke, geographischen und historischen Inhalts, welche Seetzen zu Kahira erkauft hatte, und aus welchen er in v. Zach's monatlicher Correspondenz (XX. B. S. 242.) Auszüge giebt, findet sich unter andern eine Nachricht von den Signalen, deren man sich vormals in dem Reiche der Kalifen bediente, um den Regenten mit großer Schnelligkeit Neuigkeiten mitzutheilen. Man bediente sich dazu bei Tage des Rauchs, und bei der Nacht des Feuers.

Um die heidnischen Griechen von der Möglichkeit der hier erwähnten wunderbaren Wolken- und Feuersäule zu überzeugen, vermittelst welcher Gott die Israeliten auf ihrem Zug durch die Wüste leitete, führt Clemens von Alexandrien an (Stromata I. B. S. 255. der Sylburg. Ausg.), daß den Athenienſischen Heerführer Thrasybulus, als er zur Zeit der dreissig Tyrannen in einer dunkeln Nacht, die weder durch das Licht des Mondes noch der Sterne erhellt wurde, die Verwiesenen aus Phyle führte, ein vor ihm hergehendes Feuer sicher geleitet habe, welches an dem Orte, wo nun der Altar des Phosphoros (Erleuchters) stehe, verschwunden sey.

227.

XIV, 21. 22. Da nun Moses seine Hand reckte über das Meer; ließ es der Herr hin-

wegfahren durch einen starken Ostwind die ganze Nacht, und machte das Meer trocken. Und die Wasser theilten sich von einander, und die Israeliten giengen hinein, mitten ins Meer auf dem Trockenen; und das Wasser war ihnen für Mauren, zur rechten und linken.

Die Kunde dieses wunderbaren Ereignisses hat sich auch bei andern Völkern des Alterthums erhalten. An der Morgenseite des arabischen Meerbusens wohnte ein armes Völkchen, Ichthyophagen (Fischesser) von den Griechen genannt, weil sie meistens von Fischen, welche die Ebbe zurückläßt, sich dürftig ernährten. Bei diesem Volke hatte sich, wie Diodor von Sicilien erzählt, der kurz vor Christi Geburt in Aegypten gewesen (Biblioth. III. B. 39 Kap.), aus uralter Zeit von Geschlecht zu Geschlecht die Sage von einer außerordentlichen Begebenheit erhalten. Durch große Ebbe sey einmal der ganze Meerbusen trocken geworden, die Gewässer haben sich auf die entgegengesetzte Seite geworfen, so daß man den Grund gesehen; darauf aber habe eine gewaltige Fluth das Bette des Meerbusens wieder angefüllt. Justinus (XXXVI. B. 2. Kap.) oder vielmehr Trogus Pompejus (s. No. 144) meldet, daß sich Moses an die Spitze der von den Aegyptiern ausgetriebenen Juden gestellt, mit ihnen ausgezogen, und die Götter des Landes mit sich genommen habe; daß die Aegyptier

ihm nachgesetzt hätten, ihm ihre Götter wieder abzunehmen, daß sie aber durch ein heftiges Ungewitter erschreckt, und genöthigt worden wären, wieder umzukehren. In einem von Eusebius (Vorbereit. zur evangel. Lehre IX. B. 27. Kap. S. 436.) aufbehaltnen Bruchstück eines nicht mehr vorhandenen Buchs über die Juden von Artapanus, einem alten griechischen Schriftsteller, der einige Zeit vor Christi Geburt lebte, heißt es: „Die Priester von Memphis sagen, Moses, dem die Beschaffenheit des Landes genau bekannt gewesen, habe die Zeit der Ebbe und Fluth beobachtet, und sein Volk zu der Zeit trocknes Fußes durch das Meer geführt. Die Priester von Heliopolis aber erzählen dieses Ereigniß auf andere Art. Sie sagen, als der König von Aegypten die Juden verfolgte; so habe Moses auf Befehl des Himmels das Wasser mit einem Stabe geschlagen, worauf sich das Wasser augenblicklich zurückgewendet, und die Israeliten wären trocknes Fußes hindurchgegangen. Die Aegyptier hätten sich auf eben diesen Weg gewagt, sie wären aber durch vieles Feuer ganz verblendet worden. Das Meer habe seine vorige Stelle wieder eingenommen, und die Aegyptier wären alle theils durch Feuer, theils im Wasser umgekommen."

Der Jüdische Geschichtschreiber Josephus, um seinen Griechischen und Römischen Lesern zu zeigen, daß der Durchgang der Israeliten durch den arabischen Meerbusen nicht unglaublich sey, sagt (Jüd. Al-

terth. II. B. 16. Kap. §. 5.): „Ich habe dieses Ereigniß so erzählt, wie ich es in unsern heiligen Büchern gefunden. Niemand wird es für etwas Unmögliches halten, daß Leute, die in der Unschuld und Einfalt jener alten Zeit gelebt, einen Weg durch das Meer zu ihrer Rettung gefunden haben, es sey nun, daß sich dasselbe von selbst geöffnet, oder daß es durch den Willen Gottes geschehen sey, da etwas Aehnliches vor nicht langer Zeit den Macedoniern begegnete, als sie unter Alexanders Anführung durch das Pamphylische Meer giengen, da sie keinen andern Weg hatten, und Gott sich ihrer bediente, das Persische Reich zu zerstören; wie solches die Geschichtschreiber melden, die das Leben jenes Helden beschrieben haben.“ In der That findet sich von dieser, von Josephus erwähnten Begebenheit, bei Arrian, der zwar nach Josephus lebte, aber doch seine Nachrichten aus früheren glaubwürdigen Schriftstellern schöpfte, in seiner Geschichte der Feldzüge Alexanders (I. B. S. 53. der Gron. Ausg.) folgender Bericht: „Als Alexander von Phaselis abzog, sandte er einen Theil seines Heeres nach Pergä über die Gebirge, welcher Weg zwar sehr beschwerlich, aber viel kürzer ist; den andern Theil führte er am Meere weg. Dieser letztere Weg ist, wenn der Südwind weht, nicht zu passiren; man kann ihn bloß beim Nordwind machen. Nun traf es sich gerade, daß, nicht ohne göttliche Begünstigung, wie Alexander und die um

ihn waren, urtheilten, der Nordwind die Oberhand über die Heftigkeit des Südwinds erhielt, und er diesen Ort gemächlich und glücklich passirte." Auch Appian (von den Bürgerkr. II. B. S. 522. der Toll. Ausg.) sagt: „Alexander gieng glücklich durch das Pamphylische Meer, welches ruhig geworden war, indem ein gutes Geschick die Fluthen zu seinem Glück zurückhielt." Ausführlicher spricht Strabo von diesem Ereignisse (Geograph. XIV. B. 2. Kap. §. 9.): „Bei Phaselis sind am Meere Engpässe, durch welche Alexander ein Heer führte. Der Berg Klimax nämlich, der an das Pamphylische Meer stößt, läßt an dem Ufer einen engen Paß, den man, wenn das Meer trocken ist, trocknen Fußes passiren kann; allein bei unruhigem Meer ist der Weg ganz mit Wasser bedeckt. Der Weg über das Gebirg führt weit um, und ist beschwerlich; bei günstiger Witterung bedient man sich des Umwegs. Alexander langte bei stürmischem Wetter dort an; da er aber meistens auf sein gutes Glück baute, so begann er den Marsch, ehe sich das Meer zurück gezogen hatte, und seine Soldaten mußten einen ganzen Tag durch das Wasser marschiren, das ihnen bis an den Gürtel gieng." Nach diesem Bericht verschwindet in jenem Ereignisse jeder Schein des Wunderbaren, den ihm mehrere Schriftsteller zu geben suchten. Plutarch, der dem Josephus fast gleichzeitig war, sagt darüber (Leben Alexanders 20. Kap.): „Sein Zug durch Pamphy-

lien gab vielen Geschichtschreibern Stoff zu Vergrößerung und Ausschmückung, als sey er durch besondere göttliche Begünstigung durch das sonst immer tobende Meer gegangen, welches nur selten seine Klippen und Felsen, an denen sich die Fluthen brechen, bis auf den Grund entblößet zeige. Auf dieses Ereigniß, als auf etwas Außerordentliches, spielt auch Menander in einem seiner Lustspiele an, wo es heißt: „„Wie Alexandermäßig ist doch das! Begehre ich einen, so erscheint er von freien Stücken. Will ich durch das Meer gehen; sogleich wird es für mich gangbar."" Alexander selbst machte in seinen Briefen daraus gar nichts Wunderbares; er sagt bloß, er sey von Phaselis aufgebrochen, und von da über den Klimax gezogen." Für seinen Zweck würde Josephus auch in der römischen Geschichte Ereignisse gefunden haben. Als Scipio, der Afrikaner, Neu-Karthago (Carthagena) zu erobern suchte, und ein von der Landseite aus versuchter Sturm von den Belagerten bereits abgeschlagen worden war; so wurde ihm gemeldet, es trete die Ebbe ein, und er könne auf der Seeseite seine Krieger leicht trocknen Fußes bis an die Mauern der Stadt führen. „Es war," schreibt Livius (XXVI. B. 45. Kap.), „hoher Tag, und zur Ebbe, wodurch sich das Wasser ohnehin zurückzog, gesellte sich auch ein heftiger Nordwind, wodurch das Wasser so seicht wurde, daß es den Durchwadenden an einigen Stellen bis an den Gürtel, an-

dern nur bis an die Kniee reichte. Diesen durch Aufmerksamkeit und Ueberlegung entdeckten Umstand machte Scipio zu einem Wunder, und schrieb es den Göttern zu, daß das Meer, um den Römern einen Durchgang zu gestatten, zurückweiche, und vor dem von Menschen nie betretene Pfade öffne; er befahl daher, dem Neptun als Führer zu folgen, und mitten durch das seichte Wasser zu den Mauern vorzudringen.“ Etwas Aehnliches erzählt Plutarch von Lucullus (in dem Leben desselben 24. Kap.), den die Anwohner des Euphrats als ein höheres Wesen verehrt hätten, weil dieser Fluß, der, als er mit seinem Heer an demselben anlangte, angeschwollen war, in der folgenden Nacht so gefallen sey, daß er leicht und ohne Gefahr über ihn setzen konnte, was vorher beinahe nie geschehen sey.

Es fällt in die Augen, daß es mit dem Durchgang der Israeliten durch den arabischen Meerbusen, so wie er von Moses beschrieben wird, eine ganz andere Bewandniß gehabt habe, als mit den aus Griechischen und Römischen Schriftstellern bisher angeführten Ereignissen. Daß Moses die Zeit der Ebbe benutzt habe, um sein Volk hindurch zu führen, und daß von der regelmäßig wiederkehrenden Fluth Pharao ereilt worden sey, wie mehrere Gelehrte vermuthet haben, davon wird in der biblischen Nachricht nicht einmal ein Wink gegeben. Alle Versuche, diese Begebenheit als ein nicht wunderbares Ereigniß dar-

zustellen, beruhen auf Voraussetzungen, die mehr oder weniger wahrscheinlich, immer aber ungewiß sind. Eben so fruchtlos muß jeder Versuch bleiben, den Ort zu bestimmen, wo der Durchgang geschehen ist. Einer der besonnensten und scharfsinnigsten Beobachter, der jene Gegenden als Mathematiker und Geograph persönlich untersucht hat, Niebuhr, bemerkt darüber (Beschreib. von Arabien S. 403.): „Daran ist wohl nicht zu zweifeln, daß die Israeliten wirklich durch das rothe Meer gegangen sind. Da man aber erst einige tausend Jahre nach dieser merkwürdigen Begebenheit mit Ernst angefangen hat, zu untersuchen, in welcher Gegend dieses geschehen sey? so wird man jetzt wohl schwerlich die eigentliche Stelle des Durchgangs mit völliger Gewißheit bestimmen können. Das Ufer des Meeres hat sich sowohl hier, als in andern Weltgegenden verändert. Man sieht auf der ganzen arabischen Küste Beweise, daß das Wasser sich zurückgezogen habe. Z. B. Muza, welcher Ort von den alten griechischen Schriftstellern ein Hafen in dem glücklichen Arabien genannt wird, ist nun einige deutsche Meilen von dem Meer entfernt. Bei Loheja und Dsjidda sieht man große Hügel voller Corallen und Muschelarten, und zwar von derselben Gattung, als man noch in dem arabischen Meerbusen lebendig findet. In der Gegend von Suès trifft man nicht nur ähnliche Versteinerungen an; sondern ich sah auch nach Westen, etwa eine drei-

viertel Meile von der Stadt, eine ganze Familie lebendiger Muscheln in, oder vielmehr auf einem Felsen, der bloß durch die Fluth mit Wasser bedeckt ward, und eben solche Muschelschaalen im Felsen höher am Ufer, welches die Fluth gar nicht mehr erreichte. Der arabische Meerbusen war also vor einigen tausend Jahren nicht nur breiter; sondern erstreckte sich auch weiter nördlich; besonders der Arm, welcher Suès vorbei geht; denn um diese äußerste Spitze ist das Ufer ganz flach." Niebuhr findet es wahrscheinlich, daß in eben dieser Gegend, oberhalb, oder nördlich von Suès, die Hebräer durch das Meer gegangen sind. Es finden sich hier seichte Stellen und Sandbänke, die bei der niedrigsten Ebbe trocken werden; und Niebuhr selbst gieng hier bei der Ebbe durch das rothe Meer. Er meldet in der Reisebeschreibung (I. Th. S. 251.): „Am 25sten September (im J. 1762.) kamen wir nach Suès zurück. Unsere Ghafirs (Geleitsmänner von arabischen Stämmen), denen die Ebbe und Fluth auf dem arabischen Meerbusen nicht unbekannt seyn konnte, da es ein Theil ihrer Beschäftigung war, den Einwohnern zu Suès Wasser aus dem Brunnen Naba zu bringen, hatten gesagt, daß wir uns gegen die Stadt über vielleicht ein paar Stunden würden lagern müssen, wenn wir nicht den großen Umweg um das äußerste Ende des Meerbusens nehmen, oder in einem Boot übergehen wollten. Aber da die

Fluth bei unserer Ankunft noch nicht hoch gewachsen war, so giengen wir im Norden von Suès gleich durch den Arm des Meeres und über zwei Inseln, Herr von Haven und ich auf Dromedaren, und die Araber zu Fuß, nach den Ruinen von Kolsum, welche, so wie Suès, an der Westseite des Meerbusens liegen. Die Fußgänger kamen kaum bis an die Kniee ins Wasser." An derselben Stelle scheint Christoph Fürer von Haimendorf übergegangen zu seyn. In seiner lateinisch geschriebenen Reisebeschreibung erzählt er (S. 41.): „Am 27sten November des Jahres 1565. giengen ich und Jacob Bajer an einer seichten Stelle durch einen Arm des rothen Meers, jedoch mit großer Lebensgefahr. Denn die Fluth war wider Verhoffen so angewachsen, daß uns, ehe wir heraus kamen, das Wasser bis an die Achseln gieng. Aber durch Gottes Gnade kamen wir wohlbehalten davon." In der Beschreibung von Arabien (S. 411.) bemerkt jedoch Niebuhr in Ansehung des Durchgangs des hebräischen Volkes: „Man betrügt sich aber gar sehr, wenn man glaubt, daß der Durchgang einer so großen Karavane hier bloß natürlicherweise habe geschehen können. Jetzt wenigstens geht keine Karavane von Kahira nach dem Berg Sinai diesen Weg, da sie doch viel gewinnen würde, wenn sie ihn nehmen könnte. Vor einigen tausend Jahren aber war es natürlicherweise noch weniger für die Kinder Israel möglich. Das Wasser

war zu der Zeit vermuthlich viel breiter, es erstreckte sich weiter gegen Norden, und war auch tiefer. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß nicht allein das Wasser sich zurück gezogen hat, sondern daß auch der Boden dieser äußersten Spitze des Meerbusens durch den feinen Sand aus der umher liegenden Wüste erhöhet worden ist."

Nonnus, ein griechischer christlicher Dichter, welcher in einem großen Gedicht, Dionysiaka, die Fabeln der Griechen und Römer vom Bacchus zusammengestellt hat, erwähnt unter mehrern andern Wundern, die dieser Gottheit zugeschrieben werden, auch dieses (XX. Ges. 253. Vs.), daß er des rothen Meeres blaue Fluth betreten habe. Ein König, gegen welchen er auf dem Zuge begriffen war, wähnte ihn daselbst ertrunken (XX, 35.), indeß ihn die Nereiden mit ihren Gesängen unterhielten, und vortrefflich bewirtheten (XXI, 168. fgg.). Bacchus, den der Dichter (Vs. 185.) den Meerdurchwanderer nennt, verließ das rothe Meer wohlbehalten, und setzte seinen Zug nach Indien fort. Als er mit seinem Heer an den Ufer des Flusses Hydaspis angekommen war, schlug er die Indier, welche alle getödtet wurden, oder in den Wellen umkamen, mit Ausnahme eines Einzigen, den Bacchus verschonte, um die Nachricht von seinem Sieg zu verkünden (XXIII, 115. 116.). Nachdem er jenen Fluß mit seinem Stabe geschlagen hatte, gieng sein

ganzes Heer durch die beschwichtigten Fluthen, Reißige, Fußvolk, und Wägen, ohne nur die Füße zu benetzen (XXIII, 124. 156 — 188. vergl. XXIV, 41.).

228.

XIV, 24. **Und als nun die Morgenwache kam.**

So nennen die Hebräer den Theil der Nacht von Morgens zwei Uhr bis zu Sonnen-Aufgang. Sie theilten nämlich die Nacht in drei Wachen ein: die erste, von Sonnen-Untergang bis um zehn Uhr, die zweite, von zehn bis zwei Uhr; die dritte, von zwei Uhr bis zum Aufgang der Sonne, das ist, im April neuen Styls, in welchem Monate die Israeliten durch das Meer giengen (s. oben Nr. 223.), etwa um sechs Uhr.

229.

XV, 20. **Und Mirjam, die Prophetin, Aarons Schwester, nahm eine Paucke in ihre Hand, und alle Weiber folgten ihr nach hinaus mit Paucken am Reigen.**

Aehnliche Darstellungen findet man in den alten Schriftstellern häufig. **Hesiodus** beschreibt die Musen tanzend um Jupiters Altar:

Die auf dem Helikonberge, dem großen und heiligen, walten,

Wo sie den dunkeln Quell mit geschmeidigen Füßen im Reihentanz
Und den Altar umschweben des allmachtfrohen Kronion.

(Theogonie Vs. 2. fgg. Vossens Uebers.)
So führt Theseus den Reihen nach dem Ton der Harfe (Kallimachus Hymne auf Del. 301.). Plato sagt (von den Gesetzen VII. B. S. 815.), die Götter und die Göttersöhne würden durch Tänze geehrt; er ist deshalb dafür, daß ihnen Gesänge und Tänze geweihet, daß jährlich auf gewisse Zeiten Feste gestiftet, und durch obrigkeitliche Anordnung die Gesänge und Tänze bei den ihnen darzubringenden Opfern bestimmt würden. Lucian (vom Tanze §. 15. 16. 17.) meldet, daß die Indier der Sonne bei ihrem Aufgang des Morgens ihre Verehrung nicht, wie die Griechen, dadurch bezeigen, daß sie ihr mit der Hand Küsse zuwerfen, sondern daß sie sich tanzend gegen Morgen wenden, und die Gottheit Morgens und Abends begrüßen. Chandlers Leben Davids II. B. S. 116.

Von den heutigen morgenländischen Tänzen sagt Lady Montague (in ihren Briefen II. B. S. 45.): „Ihre Art zu tanzen ist dem von dem Dichter besungenen Tanz der Diana an den Ufern des Eurotas vollkommen ähnlich. Das älteste Mädchen führt den Tanz an; ihr folgt ein Chor junger Mädchen, welche ihre Schritte nachahmen, und, wenn sie singt, das Chor ausmachen. Die Töne sind ausserordentlich

munter und lebhaft; sie haben aber doch dabei etwas wunderbar sanftes. Die Schritte werden nach dem Belieben derjenigen, welche den Tanz anführt, verändert; doch geschieht Alles sehr genau nach dem Tact, und ist, wenigstens meiner Meinung nach, unendlich angenehmer, als unsere Tänze." Dieß dient zur Erläuterung der Stelle 2 Mos. XV. 20., wo gesagt wird, Mirjam habe eine Paucke in ihre Hand genommen, und alle Weiber seyen ihr nachgegangen mit Paucken und Tänzen. Sie führte nämlich den Reihen an, und die andern Weiber ahmten ihre Bewegung nach. Harmer's Beobachtungen über den Orient, III. Th. S. 192.

Eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Reihentanz der alten Aegyptier und Palästinenser findet sich in den jetzt noch auf den Inseln der Südsee gewöhnlichen Tänzen, dergleichen vor Capitain Cook angestellt wurden. Eine Bande, oder ein Chor von achtzehn Männern setzten sich vor uns und sangen langsam und sanft ein Lied. Zwanzig Weiber traten ein. Die meisten hatten auf dem Kopfe Kränze von der carmoisinrothen Blume der sinesischen Rose, oder andern Blumen. Sie bildeten um den Chor der Männer einen Kreis, und fingen an, mit sanfter Stimme ein Lied zu singen; die Männer antworteten ihnen in gleichem Tone, und dieß wurde abwechselnd wiederholt. Die Weiber begleiteten ihren Gesang mit

verschiedenen sehr gratiösen Bewegungen ihrer Hände gegen ihr Gesicht und nach andern Richtungen. Ihr Tanz gieng nun in eine schnellere Bewegung über, in welcher sie hüpfend eine Art von halber Wendung machten, und die Hände zusammen schlugen, indem sie zugleich mit den Männern einige Worte wiederholten. Gegen das Ende, als die Musik lebhafter wurde, veränderten sie ihre Geberden und Stellungen mit bewundernswürdiger Lebhaftigkeit und Gewandtheit." Neueste Reise um die Welt I. B. S. 250. (B.)

Ein Ueberbleibsel der alten Sitte, bei fröhlichen Feierlichkeiten öffentlich zu tanzen, hat sich bis jetzt in Aegypten erhalten, wo Frauen den jährlichen Anwachs des Nils und die Eröffnung der Canäle desselben, zur Bewässerung des Landes, durch Tänze feiern. Irwin erzählt in seinem Tagebuch (Begebenheiten auf einer Reise auf dem rothen Meer u. s. w. S. 272. der deutsch. Uebers.): „Wir wurden aus unserm ersten Schlaf durch den Klang musikalischer Instrumente geweckt, welche von einem Chor weiblicher Stimmen begleitet wurden. Ich sah aus dem Fenster, und wurde einen Trupp von wenigstens dreißig Mädchen gewahr, die mit gemessenen Schritten und begeisterten Geberden die Gasse herauf trippelten. Der Mond schien sehr hell, und wir konnten sie von dem Eintritt in das Thor unserer Straße bis an unsere Wohnung deutlich sehen. Hier standen sie

still, bildeten vor der Thür einen Kreis, erneuerten den Tanz, sangen mit ungemeiner Munterkeit, und erinnerten uns lebhaft an die Schilderung, die wir in der heiligen Schrift von den tanzenden Sängerinnen finden...... Am folgenden Morgen vernahmen wir, daß die Tänzerinnen die Ceremonie, von welcher wir Zeugen waren, bei dem ersten sichtlichen Anwachs des Nils beobachteten. Sie kamen unser Haus auf ihren Wege nach dem Fluß vorbei, wo sie sich in dieser späten Stunde badeten, und das Lob der wohlthätigen Macht besangen, die jährlich das Wasser dieses Flusses den Einwohnern austheilt, sie mit Lebensnothdurft zu versorgen."

Unter den Paucken, welche Mirjam und die übrigen Weiber bei ihrem Tanz hatten, darf man sich nicht die bei uns gewöhnliche Art von Paucken denken. Es wird vielmehr die Handpaucke, das Tympanum der alten Griechen und Römer, darunter verstanden, welches Instrument im Orient noch jetzt den Namen führt, den es im Hebräischen hat, nämlich Doff, oder Döff, woraus das Spanische Adufe, der Name der biscayischen Handtrommel. Niebuhr beschreibt dieses Instrument in seiner Reisebeschreibung (I. Th. S. 181.): „Es ist ein breiter Reif, an der Seite mit einem ausgespannten Fell überzogen. Im Rande sind gewöhnlich dünne runde Scheiben von Metall, die auch etwas Geräusch machen, wenn diese Trommel unten mit der einen

Hand in die Höhe gehalten, und mit den Fingern der andern Hand geschlagen wird. Kein musikalisches Instrument wird wohl in der Türkey so viel gebraucht als dieses. Denn wenn die Weiber in ihrem Harem tanzen; so wird allezeit auf dieser Trommel der Tact dazu geschlagen." Dasselbe Instrument findet man auf allen Denkmälern in den Händen der Bacchantinnen. Auch bei den Negern der Goldküste und der Sclaven-Küste ist es gewöhnlich; s. Allgem. Histor. der Reisen IV. Th. S. 158. 322. Vogel in seiner zehnjährigen Ost-Indischen Reisebeschreib. S. 463. sagt: „Sie holten aus der Nachbarschaft vier Dirnen, mit ihren Instrumenten, die Rabannen genannt werden, und ließen sie aufspielen. Es sind aber die Rabannen nichts anders, als eine Art Trommeln in Gestalt der Heerpaucken, aber nicht so hoch, sondern nur eine Spanne hoch, auf welchen die Dirnen mit der einen Hand spielen, und drein singen, auch dabei nach ihrer Art tanzen, und allerlei Posituren machen."

230.

XV, 21. Und Mirjam sang ihnen vor: Lasset uns dem Herrn singen; denn er hat eine herrliche That gethan, Mann und Roß hat er ins Meer gestürzt.

Dieß ist der Anfang des Liedes, womit Moses diese Begebenheit besang, Vs. 1. Joh. Friedr.

Bachstrohm, ein Mann, gleich merkwürdig durch seine sonderbaren Schicksale, als durch seine vielseitigen Kenntnisse, der im zweiten Zehenttheil des achtzehnten Jahrhunderts mehrere Jahre in den Morgenländern gelebt hatte, bemerkt über diese Stelle in der Vorrede zu seiner Erklärung des 12. 13. und 14. Kap. aus 1. Korinth. S. 17.: „Als Moses durch das rothe Meer gegangen war, so besang er die Wunderthaten Gottes in einem Liede...... Hiedurch lehrte Moses die Kinder Israel, und sang es denselben so lange vor, bis sie es auswendig konnten. Weil nun seine Schwester, nach damaliger Redensart, auch eine Prophetin, das ist, eine Sängerin und Musikantin war; so mußte sie es gleichfalls ihrem Geschlechte vorsingen, die es ihr unter lauter Singen, Klingen und Springen nachschrieen. Es scheint auch, daß die Kinder Israel nur den Anfang dieses Liedes vielfältig wiederholt haben, der also heisset: Der Herr hat große Dinge gethan, Roß und Mann hat er ins Meer gestürzt. Ich habe noch zu unsern Zeiten gehört, wie die Arnauten von den Kriegen und Schlachten an der Donau ganze Stunden lang nur diese kurzen Worte gesungen, und mit großem Geschrei beständig wiederholt haben, nämlich: Tanai Su, kanlû Su, d. i. Donau-Fluß, blutiger Fluß. Welches Türkische Liedlein gar eine große Aehnlichkeit mit dem Anfange des Liedes Mosis über die Niederlage

Pharaonis im rothen Meere hat, weil dieses Volk gar oft in diesen Fluß ist gesprengt, auch derselbe oft von ihrem Blute ist roth gefärbt worden. Sollte Jemand zu unserer Zeit Gott mit Springen und Tanzen dienen wollen, wie ich dergleichen Gottesdienst noch als ein Ueberbleibsel des Alterthums, unter den Türken und bei ihren Derwischen gesehen habe; so würde man sich keineswegs einbilden, daß dieses der alten Propheten Brauch gewesen, welcher Gebrauch auch noch so wie der Mirjam ihrer, bei den Pagoden-Tänzerinnen in Indien üblich ist; sondern man würde vielmehr meinen, daß diese Leute rasend wären. Und eben daher kam es, daß zu selbigen Zeiten die Propheten gar oft rasende Leute, die einen Taumel im Kopf hätten, aus Spott genennet wurden (s. 2. Kön. IX, 11. Jerem. XXIX, 26. Hos. IX, 7.). Ich habe solche Ueberbleibsel des Alterthums im Singen gar deutlich und vielfältig gesehen, nicht allein bei den Mahommedanern, die mit ihren seltsamen Geberden, und unaufhörlichem heftigen Geschrei des einzigen Wortes Hu, d. i. Jehova, oder er ists, vor dem Schaume vor dem Munde recht gräßlich und fürchterlich, ich hätte bald gesagt, recht prophetisch, aussahen: sondern es findet sich auch etwas von diesem alten Gottesdienste noch bei den Griechischen und Armenischen Christen. Die Griechen haben in ihren Kirchen einen Vorsänger, der alle Sätze eines Liedes mit lauter Stimme hersagt. Diesem singet es

die Gemeinde beständig nach. Die Gemeinde aber ist über dieses in zwei Theile oder Chöre abgetheilt, so daß ein Chor um das andere singt, und beide einander gleichsam antworten. Bei ihrem Osterfeste aber ist der Vorsänger zugleich Vortänzer, der einen großen Reihen singender und springender Leute mit seltsamen Sprüngen und Geberden, auch häßlichem Geschrei, längs den Gassen der Stadt einherführt....... Zur Erklärung des Mirjamschen Reigens hat mir gar sehr gedient, da ich selbst in einem Bulgarischen Dorfe von einem Chor oder Reigen junger Mädchens, mit Singen und Springen, zu einer Freudensbezeugung, und gleichsam im Triumphe, bin aufgenommen worden. Diese blieben eine Zeitlang vor mir auf einer Stelle stehen; jedoch wanketen sie im Singen von einer Seite zur andern." Vgl. 1. Sam. XVIII, 6. 7. E s b e g a b s i c h a b e r, d a e r w i e d e r k o m m e n w a r v o n d e s P h i l i s t e r s S c h l a c h t, d a ß d i e W e i- b e r a u s a l l e n S t ä d t e n J s r a e l s w a r e n g e- g a n g e n m i t G e s a n g u n d R e i g e n, d e m K ö- n i g e S a u l e n t g e g e n, m i t P a u c k e n, m i t F r e u d e n, u n d m i t G e i g e n; u n d d i e W e i- b e r s u n g e n g e g e n e i n a n d e r, u n d s p i e l t e n, u n d s p r a c h e n: S a u l h a t T a u s e n d g e s c h l a- g e n; a b e r D a v i d z e h e n T a u s e n d.

231.

XV, 23. 24. 25. Da kamen sie gen Ma-

ra: aber sie konnten des Wassers zu Mara nicht trinken, denn es war fast bitter. Daher hieß man den Ort Mara. Da murrete das Volk wider Mose und sprach; was sollen wir trinken? Er schriee zu dem Herrn, und der Herr weisete ihm einen Baum, den that er ins Wasser, da ward es süß.

Shaw meint (Reisen S. 314.), Marah sey in dem Thale zu suchen, welches jetzt Garondel heißt, wo ein kleiner Bach angetroffen wird, dessen Wasser, wenn es nicht durch Thau und Regen verdünnt wird, sehr salzigt und bitter ist. Ein anderer Reisender (Reise von Groß-Kairo zum Berg Sinai im Jahr 1722. S. 14. 15.) meldet, am Fuße des Berges von Hemmam el Faraim (Pharaons-Bäder), sey in einem kleinen, aber angenehmen Thale, Garandu (Girondel) genannt, ein aus dem Berge entspringender Bach, dessen Wasser zwar reichlich und helle, aber bitter sey. Pocock sagt (Beschreib. des Morgenl. I. Th. S. 209.), es sey in der dortigen Gegend ein Berg, Namens Dsjäbel-el-Marah (d. i. der Berg von Marah), und gegen die See zu eine Salzquelle, Bir-hemmer genannt, welche wahrscheinlich dieselbe sey, die hier Mahrah genannt wird. (B.)

Niebuhr sagt jedoch (Reisebeschreib. I. Th. S. 228.): „Von dem Namen eines Berges Marah, dessen andere Reisende erwähnen, habe ich hier nichts gehört; und ich fragte unsere Araber nicht gern, ob

sie nicht gewisse Namen von Bergen oder Quellen kannten, weil ich bemerkte, daß sie dergleichen Fragen gern mit Ja beantworteten, und gleich Stellen zeigten, die so heißen sollten."

Das hebräische Wort Marah bedeutet bitter. Das Wasser ist, wie in den Wüsten des Morgenlandes überhaupt, so besonders in diesem Theil der großen arabischen Wüste, bitter und salzigt. Nun giebt es zwar mehrere Pflanzen-Arten, durch welche dergleichen Wasser trinkbar gemacht werden kann. So hat ein gewisser Baum, der auf der Küste von Coromandel wächst, und auf Tamulisch Nellimaram (Nellisbaum) heißt, diese Kraft. Ein Missionarius, Namens Kirnander, hatte im Jahre 1744. den widrigen Zufall, daß eine schöne Quelle im Missionsgarten bei Mangel des Regens bitter ward, welches dort öfters der Fall ist. Man rieth ihm, einen Nellimaram abzuhauen und in die Quelle zu werfen; er thats, sie ward und blieb trinkbar. Ein anderer Missionarius, Sattler, stellte die Probe mit untrinkbarem Wasser seines Brunnens, aber in einem Gefäß, an, und sie gelang. Die Tamuler legen, wenn sie einen Brunnen graben, dieses Holz zum untersten Kranz, der ins Wasser gesenkt wird, worauf die Steine weiter gebaut werden. (S. Neuere Geschichte der evangel. Missionsanstalten in Ost-Indien, 32. St. Halle, 1787.; S. 874.). In Peru findet sich eine Pflanze, von den Spaniern

Yerva Caniani genannt, welche die Kraft hat, jedes Wasser, es sey auch noch so salzig und verdorben, zu reinigen und trinkbar zu machen. Die Peruvianer führen dieses Kraut, wenn sie nach Buenos-Ayres, oder Chili reisen, stets bei sich, und tragen kein Bedenken, durch Hülfe desselben alles Wasser, welches sie unterwegs antreffen, zu trinken. Man darf nur das Wasser, das man trinken will, einige Minuten vorher über dieses Kraut gießen, und etwas stehen lassen. Das durch diese Pflanze gereinigte Wasser gleicht fast demjenigen, das wir erhalten, wenn wir warmes Wasser über den besten grünen Thee gießen. Seine Farbe ist blaßgrün, mit einem gelblichen Wiederschein (S. Donats Auszug aus Scheuchzers Physica sacra II. Th. S. 182.). Allein in der Gegend Arabiens, wo Moses das salzige Wasser vermittelst eines auf göttlichen Befehl in dasselbe geworfenen Baum trinkbar machte, ist, wie Niebuhr ausdrücklich versichert (Beschreib. von Arabien S. 403.), eine Pflanze, welche diese Kraft hätte, nicht vorhanden, die Einwohner der dortigen Gegend würden sich sonst derselben gewiß bedienen.

Die Mahommedanische Sage nennt das Holz, wodurch Moses das Wasser zu Marah versüßte, Aluah (das Kraut Galgant mit seiner Wurzel). Das Stück, welches Moses besaß, soll seit Noah, der es in der Arche aufbewahrt hatte, bei den Patriarchen von Hand zu Hand, bis auf ihn gegan-

gen seyn. S. Herbelots Oriental. Bibliothek, und Richardsons Persisch-arab. Wörterbuch.

232.

XV, 27. Und sie kamen in Elim, da waren zwölf Wasserbrunnen, und siebenzig Palmbäume, und lagerten sich daselbst ans Wasser.

Shaw bemerkt (S. 272. der deutschen Uebers.), Elim liege an dem nördlichen Ende der Wüste Sin. „Ich habe," sagt er, „von den zwölf Brunnen, deren Moses gedenkt, nicht mehr als neun gesehen, da die übrigen drei durch Fluthen von Sand, wie sie in Arabien gewöhnlich sind, angefüllt worden. Dieser Verlust ist aber reichlich durch den großen Anwachs von Palmenbäumen ersetzt, da sich die siebenzig auf mehr als zweitausend vermehrt haben. Unter dem Schatten dieser Bäume ist das Hammam Musa, d. i. das Bad Mosis, für welches die Einwohner von Tor eine ausserordentliche Ehrerbietung hegen; sie berichteten uns, daß sich Moses mit seinen besondern Hausgenossen hier gelagert habe." Niebuhr sagt in der Beschreibung von Arabien (S. 403.): „Wadi (d. i. das Thal) Girondel liegt neun bis zehn deutsche Meilen von Sues, nahe bei Dsjåbbel Hammam-Feraun (d. i. dem Berge des Pharao-Bades). Es sind in demselben viele Bäume, ja kleine Waldungen. Ich

glaube deswegen, daß man hier das Elim der heiligen Schrift suchen müsse."

Der Palm- oder Dattelbaum ist in Arabien, Aegypten, Palästina und Persien einheimisch. Er wächst gern am Wasser, in leichten, lockeren und sandigen heißen Boden. Die Wurzel ist nach Verhältniß der Größe des Baums weder sonderlich breit, noch tief in der Erde. Der Stamm ist gerade, und nur einfach; statt der Rinde sieht man die Ueberbleibsel der ästigen Blätter, nachdem sie abgehen, oder abgeschnitten werden, deren gemeiniglich sechs umher in einem Zirkel stehen. Oben auf dem Stamme breiten sich vierzig bis achtzig ästige Blätter aus. Zu oberst aber steckt mitten innen ein großes zugespitztes Herz, welches zwei Ellen lang ist, und die Blätter in sich faßt, die sich künftig nach einander auswickeln. Um dieses Herz stehen die Blätter selbst, welche immer länger sind, je weiter sie von diesem Herz abstehen, und sich endlich rückwärts zur Erde beugen. Zwischen den Fugen dieser Blätter kommen aus dem Stamme lange Stiele hervor, welche an dem männlichen Palmbaume voller Blumen, bei dem weiblichen aber voller Früchte hängen. Ein jedes ästige Blatt besteht aus vielen andern dem Rohre ähnlichen Blättern, welche nach einander, wie aus einem Rücken wachsen. Der Baum selbst wird sehr hoch und stark. Hasselquist sah zu Damiette einen, der so hoch war, als die höchsten Tannen, und einem vollkom-

men ausgewachsenem Palmbaum schreibt er eine Stärke von zwei Ellen im Durchmesser zu. Er braucht keine weitere Wartung, als daß man ihn alle vier bis fünf Tage wohl wässert, und daß man einige von den niedrigsten Aesten, wenn sie anfangen welk zu werden, abschneidet. Denn er wirft seine niedrigsten Aeste, oder Blätter vielmehr, ab, und dann schießen die neuen an der Spitze hervor. Die abgeschnittenen Enden dienen zur Leiter, wenn man ihn besteigen will, um ihn zu beschneiden, oder Früchte zu sammeln.

Welchen mannigfaltigen Nutzen dieser Baum den Bewohnern der Länder, deren Eigenthum er ist, gewähre, zeigt Hasselquist (Reise nach Palästina S. 540.): „Die Pulpa, oder der weiche Theil der Frucht, wird von den Menschen gegessen. Im obern Aegypten leben ganze Familien bloß von Datteln; im niedern Aegypten werden sie nicht so häufig gegessen, weil man sie hier lieber in Geld verwandelt. Die Einwohner desselben verkaufen davon jährlich eine ansehnliche Quantität, die hauptsächlich nach den türkischen Städten geht. Die frischen Datteln werden in Aegypten mit Zucker eingemacht, welche einen angenehmen Geschmack haben. Der Kern der Dattel ist so hart wie Horn, und man sollte glauben, daß kein Geschöpf sich damit nähren könnte. Demohngeachtet zerstoßen ihn die Aegyptier, mahlen ihn auf ihren Handmühlen, und füttern ihre Kameele, in Ermangelung eines bessern Futters, damit. In der

Barbarei drechselt man aus dem Kerne Perlen zu Rosenkränzen, die hübsch sind. Aus den Blättern, oder dem Laube, flechtet man Körbe, oder vielmehr eine Art kurzer Säcke, die in der ganzen Türkei sowohl auf Reisen als in der Haushaltung gebraucht werden. Fliegenwedel macht man in Aegypten ebenfalls aus diesen Blättern, die sehr bequem sind, die Menge von Insekten damit zu verscheuchen, wovon man in Aegypten geplagt wird. Die Zweige braucht man zu Staketwerk um die Gärten; auch macht man Käfiche daraus, worinnen die Aegyptier ihre Hühner aufbehalten, mit welchen sie großen Handel unter sich treiben. Ueberdem bedienen sie sich der Zweige zu unzähligen andern Dingen, die in der Oekonomie vorfallen, anstatt anderes Holzes, weil das Land keine Waldungen, und Mangel an anderem Holze hat. Der Baum selbst, oder der Stamm, wird gespalten, und auf eben die Art genutzt, wie die Zweige. Sie machen die Balken zu ihren Häusern daraus; sie sind stark, und zu geringen Gebäuden sehr geschickt. Auch zum Brennen wird es gebraucht, weil man kein dienlicheres Holz hat. Es ist locker und schwammigt, und erhält also das Feuer um desto besser. Den ganzen Baum legen die Aegyptier über ihre Cisternen, und lassen das Seil darüber laufen, womit sie das Wasser aufwinden. Das Integument, welches den Baum zwischen den Zweigen bedeckt, ist für Aegypten sehr nutzbar. Es hat Faden, die perpendiculär und horizontal durch einander laufen, und es gleicht einem Gewebe.

Daraus machen die Aegyptier alle ihre Seile, die sie bei ihren Cisternen, oder sonst in ihrer Haushaltung gebrauchen. So gar das Tauwerk auf ihren kleinen Fahrzeugen ist von dieser Art, und es ist ziemlich stark und gut. Man rechnet in Aegypten, daß einer, der Palmbäume besitzt, jährlich von jedem Baume einen Zechin Einkunft habe. Es ist ganz gewöhnlich, drei bis vierhundert fruchttragende Dattelbäume zu sehen, die einem einzinen Herrn gehören, und nicht selten besitzt einer drei bis viertausend, die, nach der angeführten Rechnung, von einem kleinen Strich Landes, den sie einnehmen, einen ansehnlichen Ertrag geben."

233.

XVI, 13. 14. 31. **Und am Morgen lag der Thau um das Heer her; und als der Thau weg war, lag es in der Wüsten rund und klein, wie der Reif auf dem Lande; und das Haus Israel hieß es Man, und es war wie Coriandersaamen und weiß, und hatte einen Schmack wie Semmel mit Honig.**

In dieser Beschreibung läßt sich das in allen Europäischen Sprachen mit dem Namen Manna bezeichnete Naturerzeugniß nicht verkennen. Manna ist nämlich ein allgemeiner Name für den dicken, klebrigen und süßen Saft, der in den südlichern Ländern aus gewissen Bäumen und Stauden theils durch die Wirkung der Sonnenstrahlen, theils durch den Stich

gewisser Insekten, theils auch durch Zuthun der Kunst hervorbringt. Das in unsern Apotheken gewöhnliche Manna kommt aus Calabrien und Sicilien, wo es vom Ende des Junius bis zu Ende des Julius aus einer Art von Eschbäumen quillt, wenn die Cicada, ein Insekt, das der Heuschrecke auf dem ersten Blick ähnlich sieht, aber durch den Stachel, den es unter dem Leibe hat, wesentlich von ihr unterschieden ist, jene Bäume sticht. Der aus dieser Wunde dringende Saft ist des Nachts flüßig, und sieht wie Thau aus; des Morgens aber fängt er an sich zu härten. Besser als das europäische Manna ist jedoch das morgenländische, welches besonders in Syrien, Arabien und Persien theils von der morgenländischen Eiche, theils von der Algulstaude gewonnen, und auf Persisch Terengabin oder Terendschabin genannt wird. Rauwolf (Reise I. Th. S. 94. 95.) sagt, die Manna-Körner hätten Aehnlichkeit mit dem Coriander-Saamen, wie in der Mosaischen Nachricht gesagt wird, und darin stimmen mehrere neuere Reisebeschreiber überein. Gmelin (Reise durch Rußland nach Persien. III. Th. S. 282.) meldet, das Persische Manna sey schneeweiß, und bestehe aus Körnern wie Coriander-Saamen. Die Bauern um Ispahan sammeln es vor Sonnenaufgang, indem sie unter den Strauch ein Sieb halten, worein die Körner fallen, wenn man mit einem Stock an die Zweige schlägt. Wenn man das Sammeln bis nach Sonnenaufgang verschiebt, so erhält man kein Manna, weil es dann schmilzt. Nie-

buhr sagt in der Beschreibung von Arabien S. 145.: „Man findet in verschiedenen Gegenden des Morgenlandes Manna; ich muß aber bekennen, daß ich an dem merkwürdigsten Orte, nämlich in der Gegend des Bergs Sinai, die wegen des Manna der Israeliten berühmt ist, versäumt habe, mich darnach zu erkundigen. Zu Merdin (in Mesopotamien) setzt es sich wie Mehl auf die Blätter der Bäume, welche man Ballot und Afs, oder, wie man zu Hhaleb sagt, As nennt, und die ich für Eichbäume halte. Einige wollten zwischen Merdin und Diarbekr bisweilen auch Manna auf den Bäumen gefunden haben, welche Elmås und Elmahhleb heißen. Andere aber, bei denen ich mich deswegen nachher erkundigt habe, hatten es auf diesen Bäumen niemals gesehen. Alle aber stimmen darin überein, daß man Manna zwischen Merdin und Diarbekr vornämlich von den Bäumen, von denen man Galläpfel sammelt, und also von Eichbäumen, erhalte. Die Mannaerndte fällt zu Merdin in den Monat August, oder, wie ein anderer sagt, in den Julius. Man will nach einem gewissen starken Nebel, und wenn sich sonst viele Feuchtigkeiten in der Luft aufhalten, eine größere Menge davon auf den Blättern der Bäume bemerkt haben, als wenn die Luft heiter ist. Diese Bäume werden in der Gegend von Merdin nicht besonders gewartet; sondern wenn das Manna fällt, so kann jeder, der Lust hat, in den Wald gehen, und sich so viel davon sammeln, als er will, ohne dazu besondere Erlaubniß zu haben, oder

sich von der Regierung zu erkaufen. Es wird auf dreierlei Art gesammelt, und ist also von verschiedener Güte. Einige gehen zu der Zeit, da sie wissen, daß Manna gefallen ist, des Morgens vor Sonnenaufgang in den Wald, und schütteln es von den Blättern auf ein Tuch. Dann bleibt es ganz weiß; und dieses Manna ist das schönste. Wenn es nicht des Morgens früh abgeschüttelt wird, und ein heißer Tag folgt, so schmelzt es von der Sonnenhitze [Wenn aber die Sonne heiß schien, verschmelzte es; 2 Mos. XVI, 21.]. Deswegen verdirbt es aber nicht, sondern häuft sich auf den Blättern immer mehr an, daß sie täglich dicker werden. Um nun auch dieses Manna zu bekommen, schafft man so viel Blätter nach Hause, als man will, und fortbringen kann, wirft sie in kochendes Wasser, und sammelt das Manna, welches sich wie Oel auf der Oberfläche des Wassers setzet. Einige aber machen sich nicht einmal so viel Mühe und Kosten, sondern stoßen Blätter und Manna durcheinander, und dieses ist die schlechteste Sorte. Diese Art Manna ist wahrscheinlich eben dieselbe, welche J. B. Capello, in seinem Lessico farmaceutico, Manna di foglia, oder Manna forzata nennt, ingleichen das Manna essema, oder das sogenannte Himmelsmanna. Doch glauben die Morgenländer des Namens wegen nicht, daß es aus der Luft falle; denn so würde man es wahrscheinlich auf mehreren Arten Bäumen finden. Zu Basra versicherte man mich, daß die Sorte Manna, welche man Terendschabin

nennt, in großer Menge in der Gegend vor Ispahan von einer kleinen stachlichen Staude gesammelt werde. Ich ließ mir etwas von diesem Manna zu Basra zeigen, und fand es aus lauter kleinen, runden, gelblichen Körnern bestehend, und also von eben der Figur, wie das Manna der Kinder Israel, 2 B. Mos. XVI, 14. 31. und 4 B. Mos. XI, 7. beschrieben wird. Dieses ist also vielleicht das Manna, womit die Juden auf ihrer Reise gespeiset worden. Denn man findet auch in der Wüste des Bergs Sinai viele stachliche Büschel, und diese Gegend liegt mit Ispahan ohngefähr unter einer Polhöhe. Wenn aber die Kinder Israel das ganze Jahr durch, ausgenommen am Sabbath, Manna gesammelt haben (2 Mos. XVI, 22. 23.); so ist dieß nicht bloß natürlicher weise geschehen; denn auch der Terendschabin wird nur in wenigen Monaten geerndet."

Ob nun gleich das bisher beschriebene Manna in Gestalt, Bestandtheilen, und mehreren andern Stücken dem Manna, welches Moses beschrieben hat, sehr nahe kommt, so findet sich doch bei letzterem ein eigner Umstand, wodurch es sich von jenem gewöhnlichen unterscheidet. Moses sagt nämlich ausdrücklich (Vs. 14.), das Manna habe um das Lager herum auf der Erde wie Reif, gelegen. Dieses paßt nicht auf das Manna, welches aus dem Stamm, den Zweigen und Blättern gewisser Pflanzen dringt, und sich auf demselben ansetzt. „Sollte man da nicht," sagt Oedmann (Vermischte Sammlungen aus der Naturk. VI. Heft. S. 7.), „wie-

der zu der alten Meinung zurück kehren, daß das Manna wirklich mit dem Thaue falle? Man stelle sich vor, daß die starke Hitze in Arabien eine Menge süßer Säfte aus den daselbst wachsenden Bäumen und Sträuchern treibe, aus dem Algul, aus verschiedenen Arten von Rhamnus, aus den Dattelwäldern u. s. w., daß diese Dünste in der Luft schwimmen, oder aufsteigen, so lange sie an specifischer Leichtigkeit die Atmosphäre übertreffen, daß sie eben von der nächtlichen Kühlung sich verdichten, und vermöge des Gesetzes der Schwere, mit dem Thaue niederfallen, oder richtiger, mit dem Thau eine gemeinschaftliche Materie ausmachen. Sie müßten denn wohl, wenn sie in Menge fallen, in einer klebrichten und honigartigen Materie bestehen, welche durch die nächtliche Kälte noch mehr Festigkeit erhält. Wenn nach dem Fallen des Thaues die wässerichten Theile dieses klebrichten Thaues verfliegen, so bleibt der süße und schwerere Mannastoff zurück, wie Reif oder Zucker, aber wenn die Sonnenstrahlen noch kräftiger zu wirken anfiengen, schmelzen auch diese Körner." Das auf diese Weise entstandene Manna würde so beschaffen seyn, wie es Moses beschreibt. Die Frage ist daher nur, ob die Zeugnisse, die wir von dem arabischen Manna haben, damit übereinstimmen.

Der arabische Arzt Ibn Sina, gewöhnlich Avicenna genannt, beschreibt in seinem großen Werk, welches die gesammte Arznei- und Heilwissenschaft umfaßt (S. 212. des arab. Textes), das Manna folgenderge-

stalt: „Manna ist ein Thau, der auf Steine oder Gewächse fällt, einen süßen Geschmack hat, wie Honig dick wird, oder zu einer Art von Körnern erhärtet." An einer andern Stelle (S. 233.) schreibt er von einer Art Honigthau, er sey ein aufgestiegener Dunst, der in der Luft einige Bereitung erhalte, des Nachts aber auf Bäume und Steine niederfalle, und Aehnlichkeit mit dem Honig habe. Avicenna kann, wie Oedmann (S. 9.) bemerkt, nicht von dem sprechen, was wir Honigthau nennen, der ein von Insekten, besonders von Blattläusen, auf Gewächse gesprützter Saft ist; denn er sagt, daß er auch auf Steine falle, und von Menschen benutzt werde. Jene Bemerkung hat aber nicht erst Avicenna gemacht: man findet sie schon bei Aristoteles, der in seiner Thiergeschichte (V. B. 22. Kap.) sagt: „Honig fällt aus der Luft, vorzüglich beim Aufgang größerer Gestirne, und wenn der Regenbogen sich neigt, doch nicht vor dem Aufgang der Plejaden." Damit stimmt Plinius überein, der (Naturgesch. XI. B. 12. Kap.) schreibt: „Vom Aufgang der Plejaden fällt Honig aus der Luft, gegen des Tages Anbruch. Dann findet man in der Morgenröthe das Laub der Bäume mit Honig bethaut, und wer früh im Freien ist, fühlt die Kleider wie gesalbt, und das Haar klebrig." Dieß wird durch neuere Beobachtungen bestätigt. Felix Fabri (im Reisebuch des heil. Landes I. Th. S. 305.) erzählt, er habe auf seiner Reise im Peträischen Arabien den Thau ganz süß gefunden. Shaw be=

merkt, daß, als er eine Nacht in Palästina reisete, sowohl Zaum als Sattel mit einem ähnlichen klebrigen Thau überzogen worden sey. Forskal hörte von den Mönchen in Tor, daß Manna auf das Dach ihres Klosters falle. Daß der Mannastoff, welcher aus Pflanzen aussickert, in der Luft umher geführt werde, erhellt noch deutlicher aus dem von Oedmann aus öffentlichen Nachrichten (Stockholms Post 1793. No. 8.) angeführten Ereignisse, das sich im Jahr 1793. bei Vizzine in Sicilien zutrug. Eines Morgens stieg bei klarem Wetter und östlichem Winde gegen Süden eine schwarzbraune Wolke auf, welche bald in Regen aufgelöset ward. Die Tropfen, welche sehr fein waren, bestanden aus einer zähen, zuckersüßen Feuchtigkeit, erhärteten im Sonnenscheine, und glichen endlich dem Mastix. Die Bauern, welche davon aßen, fanden diese Materie angenehm, und sie hatte auf ihren Körper dieselben Wirkung wie das Manna.

Auf ähnliche Weise beschreiben unsere Reisenden, welche die Wüsten Arabiens durchwandert haben, das Manna, welches zu gewissen Zeiten des Jahrs dort gefunden wird. Breitenbach (im Reisebuch des heil. Landes I. Th. S. 193.) sagt, es falle in der Gegend am Sinai im August und September, gleiche, wenn es frisch ist, einem Reife, oder Thaue, und hänge tropfenweise an Blättern, Gräsern, Zweigen und Steinen. Wenn es gesammelt werde, laufe es zusammen wie Pech, schmelze aber vor dem Feuer und in der Sonnenhitze.

An Geschmack gleiche es dem Honig, und klebe an den Zähnen, wenn es gegessen wird. Felix Fabri (a. a. O. S. 305.) setzt hinzu, daß dieses Manna ein dicker, honigartiger Thau sey, der vor Sonnenaufgang wie Coriander-Saamen an Blättern und Gräsern hänge. Aus Eurman's, eines Schwedischen Gelehrten, handschriftlichen Nachrichten von seinen Reisen führt Oedmann (O. 12.) an, daß man das Manna nicht alle Jahre erhalte, sondern, wie er sich am Sinai aufhielt (im Jahr 1712), zwei Jahre ausgeblieben sey; es falle bei Nachtzeit, und gleiche dem Schnee und behalte diese weiße Farbe, wenn es auf reine Steine und Zweige fällt, es müsse vor Sonnenaufgang gesammelt werden, weil es sonst schmelze, und sich verliere, da hingegen der Mannastoff, wenn er zu rechter Zeit gesammelt wird, sich in kleinen Stücken, die dem Coriander-Saamen gleichen, hart erhalte.

Bei dem Manna, welches den Israeliten während ihrem Zuge durch die arabischen Wüsten zur Nahrung diente, war vornehmlich dieser Umstand wunderbar, daß es während des langen Zeitraums von vierzig Jahren das ganze Jahr hindurch fiel, da das gewöhnliche Manna nur ein paar Monate im Jahr gefunden wird; daß es an jedem sechsten Tag gedoppelt stark, am Sabbath aber gar nicht fiel; daß in dem Manna, was auf den folgenden Tag aufbewahrt wurde, Würmer wuchsen (2 Mos. XVI, 19. 20.), und daß es endlich gleich dem Brodte, zum täglichen und gewöhnlichen Nahrungsmittel diente,

da hingegen das gewöhnliche Manna nur als purgirendes Arzneymittel gebraucht wird. Zwar meldet Rauwolf (Reisebeschreib. S. 245) von dem Manna, welches in der Gegend von Mosul gewöhnlich ist: „Eine Art Manna, in Stücken, einer Faust groß, ist hierum sehr gemein, und wird, wie ich berichtet worden, aus Armenien gebracht, ist an der Farbe braun, in der Dicke um ein ziemliches fester, und nicht so süß, als unser Calabresisches, gleichwohl aber gut und lieblich zu essen. Darinnen stecken rothfarbne Körnlein, die so klein, daß man deren im Essen nicht achtet, laxirt, oder lindert wohl den Leib, aber nicht so sehr, als das unsere, darum dann die Inwohner zu Morgens deren große Stück, wie die Bauern im Algau auf dem Gebirge des Käses essen." Allein daß man sich des gewöhnlichen arabischen Mannes als eines ordentlichen, die Stelle des Brodtes vertretenden Nahrungsmittels bedienen könne, davon meldet keiner der vielen Schriftsteller etwas, die von demselben zum Theil ausführlich handeln; es ist auch schon wegen seiner Beschaffenheit selbst nicht wahrscheinlich.

234.

XVII, 1—7. Und sie lagerten sich in Rephidim; da hatte das Volk kein Wasser zu trinken. . . . . Da aber das Volk daselbst dürstete nach Wasser, murrten sie wider Mosen. . . . Mose schrie zum Herrn, und sprach, wie soll ich mit dem Volk thun?

Es fehlt nicht weit, so werden sie mich noch steinigen. Der Herr sprach zu ihm: Nimm deinen Stab in deine Hand. . . . . Siehe, ich will daselbst stehen vor dir auf einem Fels in Horeb; da sollt du den Felsen schlagen, so wird Wasser herauslaufen, daß es das Volk trinke. Mose thät also vor dem Aeltesten von Israel. Da hieß man den Ort Massa und Meriba um des Zanks willen der Kinder Israel, und daß sie den Herrn versucht hatten.

„Nachdem wir," sagt Shaw (Reisen S. 352.), „mit nicht geringer Schwierigkeit, auf der [illegible]lichen Seite des Bergs Sinai herabgestiegen wa r[illegible] so kamen wir in die Ebene Rephidim. Hier sahen wir das noch da befindliche Denkmal aus dem Alterthum, den Felsen Meriba, der bis zum heutigen Tag ohne die mindeste Veränderung, welche die Zeit und andere Zufälle hätten verursachen können, besteht. Es ist ein Granit-Block, ohngefähr sechs Ellen ins Gevierte, und liegt so wankend und lose, wie er war, in der Mitte des Thals, er scheint ehemals ein Stück oder eine Klippe des Bergs Sinai gewesen zu seyn, der mit einer Menge solcher Felsenspitzen über die Ebene hängt. Die Wasser, welche daraus flossen, und die Bäche, die sich ergossen (Ps. LXXVIII, 20.), haben sich durch eine Ecke dieses Felsens einen Canal, ohngefähr zwei Zoll tief, und zwanzig breit, aus-

gehöhlt, der über und über, wie das Innere eines lang gebrauchten Theekessels, mit einer Rinde überzogen ist. Außer einigen Flecken, die mit Moos bewachsen sind, das noch durch den Thau erhalten wird, sieht man durch diesen ganzen Canal eine Menge Löcher, von welchen einige vier oder fünf Zoll tief, und einen oder zwei im Durchschnitte sind, als deutliche und überzeugende Spuren, daß es ehedem eben so viele Quellen gewesen. Die Kunst, oder das Ohngefähr kann hier nicht das mindeste gethan haben. Jeder Umstand führt uns auf ein Wunder, und erfüllt eben so wie der Riß im Calvarienberge zu Jerusalem, das Gemüth eines Jeden, der ihn sieht, mit einem ehrfurchtsvollen Staunen." (B.)

Pocock giebt in seiner Beschreibung des Morgenlandes (I. Th. S. 215.) von diesem Stein folgende Nachricht: „Gegen Abend und Mittag des Berges Sinai, und demjenigen Theile desselben, welcher der Berg Serich genannt wird, ist ein schmales Thal, welches man das Thal Jah, das ist, Gottesthal nennt. Das Thal gegen Abend ist unstreitig das Thal Rephidim, wo sich die Israeliten lagerten, als sie aus der Wüste Sin kamen. Hier zeigt man den Felsen, welchen Moses schlug, und woraus Wasser sprang, als Gott zu ihm sagte, er wolle auf dem Felsen Horeb vor ihm stehen, welcher hernach Massa und Meriba genannt wurde. Er liegt an dem Fuße des Bergs Serich, und ist ein rother Granitstein, funfzehn Fuß lang, zehen dick, und etwa zwölf hoch. An beiden Seiten

desselben ist, gegen die mittägige Seite, der Stein etwa acht Zoll breit, oben durch das Wasser abgefärbt, und ganz herunter sind an beiden Seiten und oben Oeffnungen, oder Mündungen, deren einige wie ein Löwenmaul aussehen, die zuweilen an steinerne Wasserröhren gemacht sind; aber sie scheinen nicht ein Werk der Kunst zu seyn. Es sind derselben etwa zwölf auf jeder Seite, und inwendig ist an jeder entweder eine Ritze in die Queere, oder in die Länge herunter. Es geht auch ein Spalt von einem Munde, der dem Hügel am nächsten ist, welcher zwei oder drei Fuß gegen Norden, und ganz um die Südseite herum geht. Die Araber heißen dieses den Mosesstein, und legen Kräuter in diese Mündungen, welche sie den Kameelen geben, und ein Hauptmittel in allen Krankhetien seyn sollen." Dieß letztere erfuhr auch Niebuhr von griechischen Kaufleuten, welche diesen Stein mehrmals gesehen hatten; er selbst kam nicht auf diese Seite des Bergs Sinai (Beschreib. von Arabien S. 401.). Den von Pocock erwähnten Umstand, „daß einige der in jenem Stein befindlichen Oeffnungen die Gestalt eines Löwenmauls hätten," erwähnen andere Reisende nicht, entweder, weil sie ihn bei ihrer Betrachtung übersahen, oder sie verschwiegen ihn vorsätzlich, damit der Verdacht, daß sie von Menschenhänden gemacht worden wären, nicht entstehen möchte. Dieser Verdacht ist jedoch von mehreren gelehrten und unpartheiischen Männern geäußert worden, unter andern von dem Canzler von Mosheim in sei-

ner Vorrede zu der deutschen Uebersetzung von Pococks Beschreibung des Morgenlandes (S. XVI.). „Wir kennen,“ sagt er, „die Mönche, die in dem Kloster der heiligen Katharina an dem Berg Sinai wohnen, schon lange als Leute, die kein so zartes Gewissen haben, daß sie sich scheuen sollten, Wunder zu erdichten, und die Reisenden durch falsche Denkmale der alten und wahren Wunder zu betrügen. Es kann sehr wohl seyn, daß diese guten Brüder, damit sie desto mehr Reisende an sich ziehen, und ihr Kloster bereichern mögten, alle diese Löcher in den Felsen gehauen haben. Und wer weiß, ob nicht die europäischen Geistlichen zu der Zeit der Kreuzzüge dieses Meisterstück verbessert haben? Man kann ein ziemlich starkes Verzeichniß solcher andächtiger Betrügereien sammeln, die in den Zeiten der Kreuzzüge sind erdacht und ausgeführt werden. Indessen will ich keinen Schiedsrichter in dieser Streitfrage abgeben. Das grüne Moos um die Löcher und auf dem Theile des Felsens, den das Wasser beströmet hat, scheint für diejenigen zu streiten, welche die Oeffnungen als ewige Zeugnisse des göttlichen Wunders ansehen. Allein die leuenförmige Gestalt einiger Löcher, die Herr Pocock bemerkt hat, die Ordnung in der sie stehen, die auf beiden Seiten gleiche Zahl der Oeffnungen, die mit der Zahl der Stämme Israels übereinstimmt, das ganz ähnliche Maaß aller dieser Löcher, diese Dinge machen mich, außer einigen andern, wider meinen Willen argwöhnisch. Und ich will nicht bergen, daß mir auch bei dem grü-

nen Moose, das Shaw und Sicard wollen gesehen haben, allerhand Gedanken eingefallen sind, die nicht zum Vortheil derjenigen Parthei dienen, die diesen Felsen für ein unläugbares Denkmal der wunderthätigen göttlichen Allmacht hält." Ein ähnliches Urtheil fällt Büsching (E. v. Asien S. 613. d. A.): „die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß die Oeffnungen und die Spuren von Wasser in diesem Felsen eben ein solches betrügendes Kunststück ist, als auf dem Berge Horeb der Eindruck, den Muhameds Kameel mit einem Fuß gemacht haben soll (den veranstaltet zu haben, die griechischen Mönche nicht läugnen, wie der Vorsteher des Franziskaner-Klosters zu Kahira berichtet), als die Gestalt seines Körpers, welche Moses eben daselbst in einer Grotte in den Felsen eingedrückt haben soll, und als auf der Spitze des Bergs Sinai der Eindruck des Körpers der heil. Katharina an dem Ort, wo er auf dem Felsen gelegen haben soll. Daß dieser Stein schon vor Muhameds Zeit vorhanden gewesen sey, wird dadurch wahrscheinlich, weil in der zweiten Sure des Korans (Vs. 60. oder 57.), steht daß aus dem von Mose geschlagenen Stein zwölf Quellen hervorgebrochen wären. Breuning hat auf der zweiten Tagreise von Ain-el-Musa (die Moses-Quelle) nach dem Berge Sinai, als er sich von dem arabischen Meebusen ab, und ins Gebirge gewandt, Felsen angetroffen, welche voller Löcher gewesen, als wenn sie vom Wasser also ausgefressen wären. Können nicht die Löcher in dem großen Steine am Fuße des Berges

Horeb einerlei physikalische Ursache mit jenen Löchern in den Felsen haben? Ich will aber nicht verschweigen, daß Egmont van der Nyenburg und Heymann in einigen Thälern, ungefähr eine Tagereise vom Berg Sinai, viele Granitsteine liegen gesehen, die von der großen Sonnenhitze löchricht, aber auch zugleich so mürbe gemacht worden, daß sie in unzählige Stücken zersprangen, wenn sie auf den Boden geworfen wurden; hingegen der berühmte Stein, den Moses geschlagen haben soll, ist so hart, daß Harant sich vergeblich bemühte, ein Stück davon abzuschlagen." Auch Belon (in Paulus Samml. von Reisen I. Th. S. 223.) sagt, dieser Stein sey von eben der Masse und Farbe, wie der Thebaische Felsstein, aus welchem die Spitzsäulen oder Obelisken in Aegypten verfertigt seyen, und sey für die Bearbeitung mit Eisen der härteste Stein, den man kennt. Er setzt jedoch hinzu: „Dieser Stein liegt ganz nahe an einem Bache, der oben vom Berge Sinai herabkommt. Dieser Umstand brachte uns auf die Gedanken, daß dieß entweder nicht der Fels seyn mögte, welchen Moses mit seinem Stabe schlug, oder daß der Bach damals noch kein Wasser gehabt haben müsse. Aber nach unserer unvorgreiflichen Meinung sollten die Klostermönche den Fels lieber am Ursprung der Quelle zeigen, wo nämlich das Wasser oben auf dem Berge herausspringt." Ein anderer einsichtsvoller Reisende, della Valle, zweifelt (Reisebeschreib.

I. Th. S. 119. der deutschen Uebers.), daß Belon diesen Felsen recht in Augenschein genommen habe, weil er von einem kleinen Bache redet, der daselbst bis auf den heutigen Tag fließe, mit diesem Felsen aber gar keine Gemeinschaft habe; und dagegen von den Oeffnungen schweige, aus welchen das Wasser geflossen seyn soll, da sie doch sehr bemerkenswerth, und an drei Orten zu sehen seyen, nämlich vorne, auf der Seite gegen den Berg Sinai zu, von hinten, nach der Seite des Bergs Horeb, und oben gegen den Himmel zu. Doch setzt auch er hinzu: „Die Wahrheit zu bekennen, so zweifle ich selbst gar sehr, ob dieser Stein derjenige sey, an welchem das Wunderwerk Mosis geschehen ist; die Ursachen meines Zweifels anzuzeigen, würde gar zu lang fallen, weswegen ich sie auf eine andere und bessere Gelegenheit verspart haben will."

235.

XVII, 6. Da sollst du den Fels schlagen, so wird Wasser heraus laufen, daß das Volk trinke.

Diese merkwürdige Dazwischenkunft der Gottheit für die Israeliten scheint unter andern Völkern sehr unvollkommen bekannt gewesen zu seyn; und Spuren von der Kenntniß dieses Wunders haben sich in einigen heidnischen Fabeln erhalten. Eine offenbare Anspielung darauf findet sich in den Bacchantinnen des Euripides (Vs. 703.), wo eine Bacchantin

mit einem Thyrsus-Stabe an einen Felsen des Bergs Cythäron schlägt, worauf aus demselben ein Strom herausschoß. Mehrere dergleichen Beispiele führt Huet an (Quaestt. Alnet. B. II. Kap. 12. §. 13.), unter andern die Fabel von Janus, der mit einer Ruthe in seiner linken Hand abgebildet ward, womit er an einen Stein schlägt, aus welchem Wasser fließt. In Kallimachus erstem Hymnus Vs. 31 heißt es von der goldnen Rhea: „Sie schlug mit ihrem Scepter den Berg; da theilt' er sich, und reichlich entströmt' ihm eine Wasserfluth."

Von dem in dieser Stelle erzählten wunderbarem Ereignisse giebt Tacitus (Geschichtb. V. B. 3. Kap.) folgende, freilich ganz entstellte, Nachricht: „Nichts müdete sie (die Juden, auf ihrem Zuge durch die Wüste) so sehr ab, als Mangel an Wasser. Und nicht mehr fern vom Untergang hatten sie sich über ganze Felder gelagert; als eine Heerde wilder Esel von der Weidung in einen von Waldung schattigen Felsen sich verzog. Moses folgte, einen grasreichen Boden vermuthend, und entdeckte reiche Adern der Gewässer."

236.

XVII, 16. Es ist ein Malzeichen bei dem Stuhl des Herrn, daß der Herr streiten wird wider Amalek von Kind zu Kindeskind.

Saurin (Betrachtungen über die wichtigsten

Begebenheiten des A. u. N. T. I. Th. S. 750.) sagt, der Hebräische Text sey zweideutig; von Wort zu Wort heiße er: „Weil die Hand über dem Thron Gottes, so ist der Krieg Gottes wider Amalek von Geschlecht zu Geschlecht," und er bemerkt aus Patrick, „nach der Meinung einiger Ausleger werde mit dem Ausdruck, die Hand an den Thron legen, auf eine Gewohnheit gezielt, die in einigen Ländern mit einem feierlichen Eidschwur verbunden gewesen; so wie man in andern Ländern bei dieser Gelegenheit die Hand auf den Altar legte. Aus dieser Gewohnheit sey die Redensart entstanden: die Hand auf den Altar legen, für: schwören. Daher sage Juvenal (Sat. XIII. 89.) von Gottlosen, die sich aus einem Meineide kein Gewissen machen, sie berührten unerschrocken die Altäre. In diesem Verstande habe nun Gott hier sein Volk durch einen Eid verbindlich gemacht, die Amalekiter auszurotten." (B).

Auf ähnliche Weise wird diese Stelle in der alten Chaldäischen Uebersetzung des Onkelos erklärt: Dieß ist gesagt mit einem Eide, und ist ausgegangen vom Angesicht des Schrecklichen, dessen Majestät ist auf dem Thron der Herrlichkeit, daß man streite wider die Söhne Amaleks, auf daß sie ausgetilgt werden in der künftigen Zeit.

237.

XVIII, 12. Da kam Aaron, und alle Aeltesten in Israel.

Nicht nur Familienväter, sondern überhaupt alle Alte, standen bei den Israeliten, wie bei allen Völkern des Alterthums, in großem Ansehen. Ueberall wählte man in den ältesten Zeiten Schiedsrichter in Privat-Angelegenheiten und Rathgeber für öffentliche Angelegenheiten aus den ältesten Männern. Daher die Namen Senat und Väter in Rom, und die große Hochachtung vor dem Alter, welche sie von den Lacedämoniern borgten. Sobald die Hebräer anfingen, sich zu einem eignen Volke zu bilden, wurden sie durch Alte regiert. (B).

238.

XIX, 4. Ihr habt gesehen, was ich den Aegyptern gethan habe, und wie ich euch getragen habe auf Adlerflügeln, und habe euch zu mir gebracht. 5 Mos. XXXII, 11.: Wie ein Adler ausführet seine Jungen, und über ihnen schwebet. Er breitete seine Fittige aus, und nahm ihn (Israel) und trug sie auf seinen Flügeln.

Aristoteles beschuldigt zwar den Adler der Unbarmherzigkeit gegen seine Jungen. Er sagt (Thiergesch. IX. B. 34. Kap.): „Der Adler wirft die Jungen vor der Zeit, während sie noch gefüttert werden müssen, und ehe sie fliegen können, aus dem

Neste. Er scheint dieß aus Neid zu thun. Denn er ist von Natur neidisch und hungrig." Kurz hernach heißt es von demselben wiederholt: „Er ist neidisch gegen seine Jungen, weil sie viel freßen, und reißt sie mit den Klauen." Dagegen handelt Aelianus in einem eignen Abschnitt seiner Thiergeschichte (II. B. 40 Kap.) von der Liebe des Adlers gegen seine Jungen. Auch Oppianus nennt in seinem Gedicht von der Jagd (III. 115.) unter den Vögeln, die sich durch Sorge für ihre Jungen auszeichnen, den Adler. Und Suidas führt (unter dem Worte Eupenos) aus einem älteren Schriftsteller Folgendes an: „Die jungen Adler, welchen die Flügel noch nicht gewachsen sind, flattern um die Alten herum, und suchen ihnen das Fliegen abzulernen."

239.

XXI, 5. 6. Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen, und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigenthum seyn vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollt mir ein priesterlich Königreich, und ein heiliges Volk seyn.

„Denn wo Gott König ist, da ist jeder Unterthan gewissermaßen Priester; weil in diesem Falle Beobachtung auch der bürgerlichen Gesetze die Natur einer gottesdienstlichen Verrichtung annehmen muß. Da der Allmächtige ihr König wurde, in eben so eigentlichem Sinne, als er ihr Gott war, so war

das Gemeinwesen der Israeliten eine eigentliche Theokratie, d. i. Gottesherrschaft, in welcher die bürgerliche und religiöse Gesellschaft gänzlich in einem einzigen Körper vereinigt waren." Warburton's göttliche Sendung Mosis IV. B. S. 157. (Lond. 1765.).

„Der Israelitische Staat von Seiten der Beziehung betrachtet, worinnen dieses Volk mit der Gottheit stand, heißt eine Theokratie. Jehova war König in Jacob. Nach damaligem Begriff von Herrschaft, welcher theils noch aus der milden patriarchalischen, theils aus der strengeren monarchischen Verfassung hergenommen war, hieß der Gott eines Volks zugleich dessen Herr und König. Wie der sichtbare König, hat er seine Staats- und Hofbediente (Priester) die ihm theils zur Aufwartung dienten, theils die Angelegenheiten seines Staats besorgten. Nach dieser Idee gab es eingebildete und wahre Theokratien. Falsch und auf bloßer Einbildung beruhend war die Theokratie bei Nationen, wie z. B. die Aegyptier waren, die, wie andere Nationen des Alterthums, ihre Monarchie aus einer Theokratie herleiteten, denn sie sagten und glaubten, Anfangs wären sie von Göttern, wie nachher von menschlichen Königen beherrscht worden. Israels Theokratie aber war allein eine wahre oder wirkliche. Der Gott, den diese Nation ausschließend als König verehrte, war, und hieß nicht bloß, Gott. Sei-

ne Regierung, unter welcher die Israeliten in besondern Sinne standen, war etwas Wirkliches, jenen eingebildeten Regierungen der alten Götter entgegen gesetzt." Heß Geschichte Moses, I. Th. S. 196. fg.

In dem vor Alters so allgemein herrschenden Begriff einer Theokratie ist ohne Zweifel die Entstehung der hierarchischen Regierungen zu suchen, in welchen ein sichtbarer Stellvertreter der Gottheit die Würde eines geistlichen und weltlichen Regenten in einer Person vereinigt. „Die Perser," sagt Chardin (in der Beschreibung von Persien, in dem fünften Bande der neuesten Ausg. seiner Reisebeschreib. S. 205.), „besonders die Geistlichen, sind allgemein des Glaubens, daß das Recht der Regierung allein den Propheten, und ihren Stellvertretern und ordentlichen Nachfolgern gehöre. Sie sagen, Gott habe jederzeit das Volk der Rechtgläubigen durch Propheten regiert, welche die Richter und Oberhäupter im Geistlichen und Weltlichen zugleich gewesen, wie Abraham, Moses, Samuel, David, Salomo, und endlich Mohammed, welchem Gott eben so, wie den andern großen Propheten, die geistliche und weltliche Herrschaft anvertraut habe. Daher gehöre die Regierung des Volks Gottes von Rechtswegen, und nach der Absicht Gottes, Niemanden als einem Propheten, oder, in Ermangelung eines solchen, den Imams (Vorstehern, Oberhäuptern), den Stellvertretern der Propheten, die von dem Propheten selbst,

oder denen, die er nach einander bestellt, angeordnet worden seyen. So seyen Ismael und Isaak, Esau und Jacob, Joseph und die übrigen Patriarchen Imams von Abraham; Josua und die Richter Imams von Mose, Ali endlich, und seine elf Nachfolger, Imams von Mohammed gewesen. Daß auf gleiche Weise bei den Römern und Griechen das geistliche und weltliche Oberhaupt öfters in einer Person vereinigt gewesen sey, bezeugt Hipparchus zu Athen." Ein Regent dieser Art ist der Dalai Lama, oder der oberste Hohepriester in Tibet, der Stellvertreter eines Menschgewordenen Gottes, der einst jenes Land beherrscht haben soll. „Die Tibetaner," sagt Turner (Gesandschaftsreise an den Hof des Teshoo Lama, S. 351. der deutschen Uebersetz.), „gehorchen gern der Obermacht, die sie anzuerkennen gewohnt sind. Ein souverainer, unbefleckter, unsterblicher, allgegenwärtiger, und allwissender Lama steht an der Spitze ihres Gemeinwesens. Er gilt für den Stellvertreter des einzigen Gottes, für den Mittler zwischen den Sterblichen und dem Höchsten. Sie sehen ihn nur in dem liebenswürdigen Lichte, als beständig mit Beobachtung religiöser Pflichten beschäftigt, und, wenn er einmal seine Aufmerksamkeit auf irdische Angelegenheiten wenden muß, nur mit dem wohlthätigen Dienste beschäftigt, durch seinen Seegen zu stärken und zu trösten, und die höchste aller Pflichten, Vergebung und Begnadigung, auszuüben. Auch ist er der Mittelpunkt aller bürgerli-

chen Regierung, die vermöge seiner Autorität allen Einfluß und alle Macht hat."

240.

XIX, 9. Und der Herr sprach zu Mose: Siehe, ich will zu dir kommen in einer dicken Wolke; auf das dieß Volk meine Worte höre, die ich mit dir rede, und gläube dir ewiglich.

„Gab Minos, der Gesetzgeber der Kretenser, vor, daß er alle neun Jahr in einer Höhle Unterredungen mit Zeus halte; berief Lykurg, der Gesetzgeber der Lacedämonier, sich auf ein Orakel Apollons; stützte Numa, Roms zweiter König, sein Ansehen auf vorgegebenen Umgang mit der Nymphe Egeria, die ihn in einer Grotte bei ihrer Quelle sollte unterrichtet haben; schrieb Zamolxis, Gesetzgeber der Geten, seine Weisheit der Vesta zu; trug Odin das eingesalbte Haupt des Mimer, dem er Göttersprüche zuschrieb, mit sich umher; wollte Manko-Kapak von der Sonne herstammen, um Peru's Volk zu erleuchten; ließ Mohammed sich von seiner Taube zuflüstern, wie Sertorius in Lusitanien sich von seiner Hündin zuflüstern lassen: so sahen diese außerordentlichen Männer wohl ein, daß es eines göttlichen Ansehens bedürfe, um ganzen Völkern neue Denkart einzuflößen, und dieser Denkart gemäß sie handeln zu machen. Was diese Männer sehr unvollkommen, durch gröbere oder feinere Täuschung, bewirkten, das be-

wirkte Gott, dem die ganze Natur gehorcht, auf augenscheinliche und kräftige Art, durch beständig fortdauernde Wunder, deren Zeugen ein ganzes Volk war." Stollberg's Geschichte der Religion, II. B. S. 58. 338.

241.

XIX, 15. Und er sprach zu ihnen: seyd bereit bis auf den dritten Tag; und keiner nahe sich zum Weibe.

Ein Verbot, wie das in den letzten Worten dieses Verses enthaltene, ist auch bei den Hindus vor mehreren ihrer religiösen Ceremonien gewöhnlich. (Ward.)

242.

XX, 5. Der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern bis ins vierte Glied.

Ohne Zweifel beruhet dieses göttliche Gesetz auf Weisheit und Gerechtigkeit, obwohl es manchen hart und streng scheint. Indessen ist der Grundsatz desselben von einigen neueren Gesetzgebern noch weiter ausgedehnt worden. Den Königen von Persien genügt, nach Thevenot (Reisen VI. Th. S. 577.), nicht einmal die Bestrafung bis in das vierte Glied. Wenn dieser Reisende von der Perlenfischerei zu Bahrein, spricht, so sagt er unter andern: „Alle Perlen, die ein halbes Medical, oder mehr wiegen, gehören dem Könige, und der Fischer, der solche über-

bringt, erhält ein reichliches Geschenk. Wollte aber ein Fischer Perlen unterschlagen, und sie außer Landes verkaufen; so würde es der König bald erfahren, wär' es auch am Ende der Welt, und er würde die ganze Familie und die Verwandten des Fischers, Männer und Weiber, bis in das siebente Glied, mit dem Tode bestrafen." In Menu's Gesetzen ist derselbe Grundsatz angenommen. S. Jones's Werke.*)

Alexander, so willkührlich und despotisch er auch sonst herrschte, schaffte das Gesetz ab, durch welches die Verwandten eines Verbrechers in seiner Bestrafung einbegriffen waren, (Curtius VIII. B. 8. Kap.). In China werden die Eltern für die Vergehungen ihrer Kinder gestraft. Nach Garçilasso war dasselbe in Peru gebräuchlich (Montesquieu Geist der Gesetze VI. B. 20. Kap.). Diodorus sagt (im I. B.), die ägyptischen Könige hätten die Gefangenen und Verbrecher, und diejenigen, die sich ihre Ungnade zugezogen, zu Arbeiten in Bergwerken verurtheilt, oft auch ihre Familien und Verwandten. Plato (von den Gesetzen IX. B. S. 855. der Stephan. Ausg.) erklärt sich ausdrücklich dagegen, daß Kinder die Fehler ihrer Eltern büßen sollen. Seneca (vom Zorne II, 34.) sagt: „Zürnen wir nicht den Kindern der Feinde und Widersa-

*) In dem von Jones übersetzten Gesetzbuch Menu's findet sich jedoch nichts solches. (R.)

cher. Unter den Beispielen von Sylla's Grausamkeit ist, daß er die Kinder der Geächteten vom Gemeinwesen entfernte. Nichts ist unbilliger, als einen zum Erben des Hasses gegen den Vater machen." Bei Homer (Ilias XI, 142.) ruft Agamemnon, indem er den Pisandros vom Wagen wirft:

Auf, so büße mir jetzo des Vaters schändlichen Frevel!

Virgil sagt (Landbau I, 501. 2.):

Schon haben wir längst mit unserem Blute
Abgebüßet die Schuld des laomedontischen Troja.

Horaz Od. III. B. 6te Ode:

Der Ahnen Schuld büßest du unverdient.

Curtius (VI. B. 35. Kap.): „Der Vorfahren Schuld büßten die Nachkommen." (B.)

243.

XX, 7. **Du sollt den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.**

Dieses Verbot des Meineides wird 3 Mos. XIX, 12. deutlicher so ausgedrückt: **ihr sollt nicht falsch schwören bei meinem Namen, und entheiligen den Namen deines Gottes.** Auch bei andern Völkern des Alterthums wurde der Meineid für ein Verbrechen geachtet, welches die Götter schwer ahndeten. So sagt Hesiodus (Theogonie Vs. 235.):

Auch den Eid, der am meisten den sterblichen Erdbewohnern
Schaden bringt, wenn einer mit Fleiß Meineide geschworen.

Und in den Hauslehren (Vs. 804.):

Denn man sagt, daß am fünften (Tag) umher die Erinnyen wandeln,
Rächend den Eid, den gebahr zum Verderb Meineidigen Eris.

In einem von Herodot (VI. B. 86. Kap.) angeführten Orakelspruch der Pythia heißt es, der Meineid habe einen namenlosen Sohn, der, obgleich der Hände und Füße ermangelnd, dennoch den Verbrecher schnell ereile, und dessen ganzes Geschlecht zu Grunde richte. Von den Ostiaken rühmt Brands (Beschreib. seiner Chines. Reise S. 90.), daß sie nichts von Fluchen und Schwören halten, „welches den Kindern, so zu sagen, mit der Muttermilch eingeflößt wird; denn sie glauben festiglich, daß derjenige, welcher unter ihnen einen falschen Eid thut, oder sonst unnützer Weise schwört, das Jahr über keinen Stern noch Glück haben, noch leben bleiben, sondern entweder ermordet, oder von den Bären zerrissen werde."

244.

XX, 9. 10. Sechs Tage sollst du arbeiten, und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbath (die Ru-

he) des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk thun.

Die Zahl sieben galt bei den mehresten alten Völkern für eine heilige und vollkommene Zahl; sie war ihnen die Zahl der Natur am Himmel und auf der Erde. Varro's Bemerkungen über die in der ganzen Natur beobachtete Siebenzahl hat uns Gellius aufbewahrt (Attische Nächte III. B. 10. Kap.). Es war daher sehr natürlich, daß diese Zahl auch bei Eintheilungen der Zeit Bedeutsamkeit erhielt. Der siebente Tag jedes Monats war bei den alten Griechen dem Sonnengott Apollo heilig. So sagt Hesiodus (Hauslehren Vs. 769. fg.):

Denn dieß sind die Tage von Zeus, dem waltenden König:
Erst Neumond, und der viert', und der siebente heilige Tag dann,
Da einst Leto gebahr den Goldschwertträger Apollon.

Wochen von sieben Tagen, von welchen jeder einem Planeten gewidmet war, hatten zwar die Aegyptier und mehrere alte Völker (s. Goguet vom Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften I. Th. S. 235. der deutsch. Uebersetz.); aber die Feier des siebenten Wochentages, als Schöpfungsfest und Ruhetag, war dem hebräischen Volk eigenthümlich. Daher wird auch von mehreren alten griechischen und römischen Schriftstellern der Sabbath als eine den

Hebräern eigene Einrichtung angeführt, obgleich ihre Nachrichten davon sonst sehr unrichtig sind. So schreibt Tacitus (Geschichtb. V. B. 4. Kap.): „Am siebenten Tage, erzählt man, habe Ruhe beliebt, weil dieser ein Ende der Mühsal gebracht; hernach sey, ob schmeichelnder Trägheit, auch das siebente Jahr der Faulheit gegeben. Andere meinen, diese Ehre werde dem Saturnus erwiesen; entweder, weil die Elemente der Religion von Idäern überkamen, von welchen wir vernommen haben, daß sie, verjagt mit Saturnus, die Gründer der Volksschaft wurden; oder weil unter den sieben Gestirnen, durch welche die Sterblichen regiert werden, Saturnus Gestirn im höchsten Kreise, und von vorzüglicher Macht erscheint, und der größte Theil der himmlischen Lichter seinen Einfluß und Lauf durch sieben Zahlen vollbringt." Plutarch hingegen (Sympos. IV. B.) giebt vor, der Sabbath werde dem Bacchus zu Ehren gefeiert, weil diese Gottheit auch Sabbas genannt, und an den Festen derselben Saboi gerufen wurde. Der Grammatiker Apion (s. Josephus wider Apion II. B. 2. Kap.) behauptet, die Juden feierten den Sabbath zum Andenken der Befreiung von einer schändlichen Krankheit, welche die Aegyptier Sabbatosis nannten. Diese Nachricht gründet sich wahrscheinlich auf einen Mißverstand. In der Sprache der alten Aegyptier, deren Ueberreste in den Schriften der Kopten aufbehalten sind, bedeutete Sabi,

oder Sabbe, Beschneidung, und Sabbatosis, der Beschneidung Schade, den durch die Beschneidung verursachten Schmerzen. Die Aehnlichkeit dieses ägyptischen Worts mit dem hebräischen Worte Sabbath veranlaßte wahrscheinlich zuerst die Meinung, der Sabbath sey dem Andenken der von Moses eingesetzten Beschneiduug gewidmet; und Volkshaß gestaltete dann jene Meinung so, wie wir bei Josephus aus Apion lesen (S. Jablonskys Opusc. I. B. S. 235. fgg.).

Ein anderer, besonders bei Römischen Schriftstellern häufig vorkommender Irrthum in Ansehung des Jüdischen Sabbaths ist, daß sie denselben für einen Fasttag hielten; da es doch im Gegentheil den Juden durch das mündlich fortgepflanzte Gesetz sogar verboten ist, am Sabbath zu fasten. So heißt es in Justinus Auszug aus Trogus Pompejus Geschichtbüchern (XXXVI. B. 2. Kap.): „Auf dem Zuge nach dem alten Damascenischen Vaterlande lagerte sich Moses am Berg Sinai. Als er, nach siebentägigem, in Arabiens Wüsten erduldetem Fasten mit seinem Volk abgemüdet endlich dahin gekommen war, so weihete er den siebenten Tag, in der Sprache des Volks Sabbath genannt, auf immerwährende Zeiten zum Fasttage, weil sich mit jenem Tag der Hunger und das Umherirren endete." Und Augustus sagt in einem von Suetonius in der Lebensbeschreibung desselben (Kap. 76.) aufbehaltenem Bruch-

stück eines Briefs: „Kein Jude, mein Tiberius, kann am Sabbath so streng fasten, als ich heute gefastet habe." Anspielungen auf das vermeinte Fasten der Juden am Sabbath finden sich auch bei Persius (Sat. V. 184. „Und bleichst bei Beschnittener Sabbath"), und Petronius (Fragmente S. 883. der Burmannsch. Ausg.). Der Mißverstand schrieb sich wahrscheinlich daher, daß sie unter Sabbath die ganze Woche verstunden, in welcher manche Juden zweimal zu fasten pflegten; oder sie nahmen dieses Wort in zu ausgedehnter Bedeutung für alle Arten von Fasttagen. Da nun die Juden am großen Versöhnungstage zu fasten pflegten; so schlossen sie daraus, daß sie es auch an jedem Sabbathe thäten.

245.

XX, 12. Du sollt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, giebt.

Wie Ungehorsam gegen die Eltern nach dem Mosaischen Gesetz mit dem Tode bestraft wurde (5 Mos. XXI, 18—21.); so wird hingegen gehorsamen Kindern langes Leben verheissen, und zwar in ihrem eignen Lande, welches Gott ganz besonders gesegnet hatte. Auch die Heiden drangen auf Erfüllung der kindlichen Pflichten, und sagten, ein solcher Sohn sey den Göttern im Leben und im Tode theuer. So Euripides. Es war auch eine ihrer Verheissungen,

daß, wer seine alten Eltern ernähre, lange leben solle. Daher nennt Xenophon Kinder Ernährer der Alten. Patrick zu d. St. (B.)

„Kein Volk hat mehr auf Erfüllung kindlicher Pflichten gedrungen, als die Chinesen, bei denen sie sogar in abergläubische Gebräuche ausartete.“ Stollbergs Gesch. der Religion II. B. S. 55. Vgl. dessen Abhandlung über die Achtung der kindlichen Liebe bei den Chinesen, ebendas. S. 435. fgg. Du-Halde sagt in der Beschreibung von China (II. B. S. 123. der deutsch. Uebers.): „Nichts kann mit der Ehrerbietung verglichen werden, die von Kindern gegen die Eltern, und von Lehrlingen gegen ihre Herren bewiesen wird. Sie reden wenig, und setzen sich nie in ihrer Gegenwart nieder. Sie haben die Gewohnheit, sonderlich an gewissen Tagen, dergleichen der erste Tag im Jahr, der Geburtstag, und einige andere Gelegenheiten sind, dieselben knieend zu verehren, und mit der Stirn etliche Male die Erde zu berühren.“ Er bekräftigt dieses, indem er S. 142. schreibt: „Den kindlichen Gehorsam behalten sie auch nach dem Tode ihrer Väter bei, denen sie, wenn sie bereits verstorben, dieselbe Ehre erweisen, als ob sie noch am Leben wären.“

246.

XX, 14. Einen Altar von Erde mache mir.

Dieses Gesetz bringt es mit sich, daß die Al-

täre des Herrrn so einfach und kunstloß als möglich seyn mußten. Sie sollten entweder von Rasen oder Stücken Erde, welche während des Aufenthalts der Israeliten in der Wüste an den mehresten Orten leicht in Stand gesetzt werden konnten, oder von rauhen und unbehauenen Steinen gebaut werden (Vs. 25.), wenn sie in steinige Gegenden kamen, wo kein Rasen zu erhalten war, damit sie nicht Gelegenheit haben mögten, ein Bild darauf anzubringen. Dergleichen Altäre waren, wie Tertullian bemerkt (Apolog. Kap. 25.), zu Numa's Zeit bei den alten Römern gewöhnlich, als sie noch keine prächtigen Tempel und Bilder hatten, sondern blos Altäre, die ohne alle Kunst in der Eile von Erde aufgeworfen wurden (temeraria de cespite altaria). Patrick. zu d. St. (B.)

247.

XX, 26. Du sollt auch nicht auf Stufen zu meinem Altar steigen, daß nicht deine Schaam aufgedeckt werde vor ihm.

Aus demselben Grunde durfte bei den alten Römern der Priester des Jupiters (Flamen Dialis) auf nicht mehr als auf drei Stufen an dem Altar hinan steigen, damit der Untertheil des Körpers nicht entblößet erschiene (s. die Anführung aus Fabius Pictor bei Gellius, Attische Nächte X. B. 15. Kap. und Servius zur Aeneis XII. Ges. Vs. 118.). Bei den alten Völkern trugen nämlich die Männer größtentheils keine Beinkleider, so wenig wie noch jetzt die

arabischen Beduinen. S. Niebuhrs Reisebeschreib. I. Th. S. 284. und die Beduinen III. B. S. 20.

248.

XXI, 5. 6. Spricht aber der Knecht: ich habe meinen Herrn lieb, und mein Weib und Kind; ich will nicht frei werden; so bringe ihn sein Herr vor die Götter (d. i. vor die Obrigkeit), und bohre ihm mit einem Pfriemen durch sein Ohr, und er sey sein Knecht auf ewig.

Dieser Gebrauch war von andern Nationen erborgt, namentlich von den Arabern, wie aus einer Stelle des Petronius Arbiter erhellt (Satyric. S. 364.), wo er einen gewissen Giton sagen läßt: „beschneide uns, damit wir Juden scheinen, und durchbohre die Ohren, damit wir die Araber nachahmen." Juvenal (Sat. I. 103.) legt dem Libertinus diese Worte in den Mund: „Warum sollt' ich fürchten oder anstehen, den Ort zu vertheidigen, obgleich am Euphrat gebohren, was die weichen Oeffnungen im Ohr verrathen dürften, wollt' ich's auch läugnen.*)" (B.)

Eine Spur dieser Sitte hat sich bei mehreren Völkern Asiens in dem Gebrauche erhalten, Kindern,

*) Cur timeam dubitemve locum defendere, quamuis
Natus ad Euphratem, molles quod in aure fenestrae
Arguerint, licet ipse negem?

die von ihrer Geburt an dem Dienste der Gottheit, oder eines Heiligen besonders geweihet werden, die Ohren zu durchbohren. „Die Perser," sagt Olearius (Pers. Reisebeschreib. V. B. 41. Kap. S. 358.), „haben auch im Gebrauch, daß sie zuweilen Kinder im Mutterleibe einem unter ihren Heiligen verloben, daß er soll sein Sclave seyn, und wenn er gebohren wird, schlagen sie ihm ein Loch durchs Ohr zum Zeichen solches Dienstes. Daher bekommen etliche den Namen Mohammed-Kuli, Imam-Kuli, Aali-Kuli, des Mohammed's, des Imam's, Aali's Sclave. Dieses geschieht, wenn sie entweder keine Kinder bald bekommen, oder die vorigen gestorben, auch werden sie an das Mönchsleben als Abdallen (Gottes-Diener) versprochen. So nun das Kind erwächst, und dem Gelübde nicht nachkommen will, kann es sich um Geld an geistliche und heilige Oerter wieder auslösen." Derselbe Gebrauch findet sich auch bei den Hindu, nach Abraham Roger (Offne Thür zu dem verborgnen Heidenthum I. Th. 7. Kap.). „Nachdem dem Kinde der Name beigelegt worden, durchbohren sie ihm die Ohren, welches jedoch öfters eine Zeit verschoben wird. Ob sie gleich in diese Oeffnungen gemeiniglich Edelsteine hängen, so ist dieses doch nicht der eigentliche Zweck, sie beabsichtigen vielmehr dadurch etwas Besonders. Denn wenn einem Kinde die Ohren durchbohrt werden, so werden sie dadurch dem Wischnu

und der Eswara (Gottheiten) zum besondern Dienst und Unterwürfigkeit geweiht, und dadurch auf Zeitlebens verpflichtet, den Dienst solches Gottes nie zu verlassen, oder in den Dienst eines andern überzugehen. Nachdem aber dem Kinde die Ohren durchbohrt worden, wünschen sie ihm deshalb Glück. Von dieser Zeit an heißt ein solches Kind Dàsa, oder Dasaya, d. i. Knecht, Sclave, und es wird durch diese Benennung angezeigt, daß es zum Dienst und Eigenthum eines Gottes gewidmet sey." Bei den Polnischen Juden war es noch zu Anfang des achtzehenten Jahrhunderts nicht ungewöhnlich, daß, wenn eine Frau mehrere Söhne durch den Tod verlohren hatte, und sie dann wieder einen Sohn erhielt, sie diesem die Ohren durchbohren ließ. In die Oeffnungen wurden, je nachdem es die Vermögensumstände der Familie verstatteten, Steine von mehr oder weniger Werth gehängt, denen eine Art von Heiligkeit beigelegt wurde. Um den Hals des Kindes wurde ein Silberblech, oder ein Stück Pergament gehängt, auf welchem einer der Buchstaben des Namens Gottes eingegraben oder geschrieben war, zum Zeichen, daß das Kind der Gottheit geweihet sey. Ein solcher Knabe wurde, wofern er nicht ganz schwach an Geisteskräften war, gemeiniglich zu einem Rabbiner bestimmt. S. Iken's Vorrede zu seinen Dissertatt. phylologico-theolog. ** 2.

249.

XXI, 9. Vertrauet er sie (die Leibeigene) seinem Sohne, so soll er Tochterrecht an ihr thun.

Den Gebrauch, daß Väter ihren mannbar gewordenen Söhnen, um Ausschweifungen derselben vorzubeugen, Sclavinnen zu Beischläferinnen geben, fand Chardin noch im siebenzehnten Jahrhundert in Persien. S. dessen Reisen II. B. S. 220. der Ausg. von Langles.

250.

XXI, 16. Wer einen Menschen stiehlet und verkaufet, daß man ihn bei ihm findet, der soll des Todtes sterben.

Der Zweck des Menschendiebstahls, der ihn von einigen ihm nahe kommenden Verbrechen unterscheidet, wird 5 Mos. XXIV, 7. bestimmt angegeben, „um ihn als Sclaven zu verkaufen." Auch bei den Römern war in spätern Zeiten auf dieses Verbrechen durch das Fabische Gesetz Lebensstrafe gesetzt. S. Collat. Legg. Mosaic. et Roman. Tit. XVI.

251.

XXI, 22. Wenn sich Männer hadern, und verletzen ein schwanger Weib.

Es scheint, daß Frauen Streitigkeiten zwischen Männern, bei denen es zu Thätlichkeiten kam, durch ihr Dazwischentreten zu schlichten suchten; wie dieß,

nach Kolbe (Beschreib. des Vorgebürges der guten Hoffnung S. 405.), auch bei den Hottentoten zu geschehen pflegt: „Bei ihnen darf nur eine Frau zwischen zween partheiische Männer treten, so werden sie ihren Groll für dießmal fahren lassen, und warten, bis sie einander außer der Weiber Gegenwart in die Haare gerathen können. Sie fügen einer Frau kein Leid zu, wenn sie auch mitten im Streit, und in der größten Furie gegen einander fechten."

252.

XXI, 24. Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß.

Dieses Gesetz der Wiedervergeltung bei Leibesverletzungen galt auch bei einem der gebildetsten Völker der alten Welt, dem Athieniensischen. Solon hatte, nach Diogenes Laërtius (Solon §. 9. nach der ältern Abth. §. 57.), verordnet, wer einem Einäugigen das Auge ausschlage, solle dafür beide Augen verlieren. Nach den ältesten Römischen Gesetzen, der zwölf Tafeln, mußte der, welcher einem andern ein Glied entzwei geschlagen hatte, dasselbe Glied verlieren, wenn sich der Beschädigte nicht mit einer Entschädigung an Geld begnügte.

253.

XXI, 28. 29. 30. Wenn ein Ochse einen Mann oder Weib stößet, daß er stirbt; so soll man den Ochsen steinigen und sein Fleisch nicht essen; so ist der Herr des Och-

sen unschuldig. Ist aber der Ochse vorhin stößig gewesen, und seinem Herrn ists angesagt, und er ihn nicht verwahret hat, und tödtet darüber einen Mann oder Weib, so soll man den Ochsen steinigen, und sein Herr soll sterben. Wird man aber ein Geld auf ihn legen, so soll er geben sein Leben zu lösen, was man ihm aufleget.

Mit diesem Gesetz verdient das Salische (der alten Franken) verglichen zu werden, kraft dessen (Tit. 32.) der Herr eines stößigen Ochsen, der einen Menschen beschädigt hatte, sich mit dem klagenden Theile vergleichen, und den Ochsen überdieß hergeben mußte: „Wenn ein Mensch durch irgend ein Hausvieh ums Leben kommt, soll der Herr für die Hälfte des umgebrachten Menschen sich abfinden, für die andere Hälfte aber das Thier ausliefern, es wäre denn, daß der Eigenthümer die Untugend nicht gekannt hätte." Dahin geht auch ein Angelsächsisches Gesetz Richard's (Tit. 4.): „Wenn Jemand einen Ochsen, einen Stier, oder ein anderes Thier besitzt, welches Schaden anrichtet, und Untugenden hat, so soll er es umbringen, eh' es Jemanden Schaden zufügt; und wofern er es auf beschehene nachbarliche Warnung nicht abschafft, und dann Jemanden verwundet oder tödtet; so soll er für den Schaden in Anspruch genommen werden, wie für einen Todschlag."

Um Menschenblut noch mehr zu heiligen, und selbst dem Rohesten im Volk den Mord als abscheulich und die Strafe desselben als unerläßlich darzustellen, ist in dem obigen Mosaischen Gesetz verordnet, daß auch der Ochse, der einen Menschen getödtet hatte, gesteiniget werden solle. Auch bei andern alten Völkern wurden, aus demselben Grunde, an Thieren, ja sogar an leblosen Dingen, wegen vergossenen Menschenblutes Strafen vollzogen. Plato stellte unter den von ihm vorgeschlagenen Gesetzen (IX. B. S. 935. der Ausg. v. d'Aubry), auch dieses auf, daß, wenn ein Zugvieh, oder ein anderes Hausthier einen Menschen tödte, dasselbe umgebracht werden solle. Solon verordnete, nach Plutarch (in desselben Lebensbeschreibung), daß ein Hund, der einen Menschen beiße, zur Strafe in Banden gelegt werden solle. Der ältere Athenienſische Gesetzgeber, Drako, hatte verordnet, wenn ein Stein, ein Stück Holz, oder Eisen, oder etwas dergleichen, auf Jemanden geworfen, ihn tödte, der Thäter aber nicht erforscht werden könne, gegen das Werkzeug des Mordes das auf denselben gesetzte Strafurtheil gefällt werden solle (s. Demosthenes Rede gegen Aristokrates). Vermöge dieses Gesetzes wurde, wie Pausanias erzählt (Attika Kap. 24. §. 4. und Kap. 28. §. 11.), gegen das Beil, womit der Priester des Zeus Polieus den zu einem gewissen Opfer bestimmten Ochsen todt zu werfen pflegte, jedesmal gericht-

liche Klage angestellt, weil der Priester selbst, nachdem er das Beil geworfen hatte, über die Gränze fliehen mußte. Jenem Drakonischen Gesetz zu Folge ward die Bildsäule eines gewissen Nikon, die umgefallen war, und einen Menschen erschlagen hatte, von den Thasiern in das Meer geworfen (S. Suidas u. d. W. Nikon). Pausanias erzählt dasselbe (Eliaka II. B. oder VI. B. 11. Kap.) von der Statue eines gewissen Theagenes.

254.

XXII, 5. Wenn Jemand einen Acker oder Weinberg beschädigt, daß er sein Vieh lässet Schaden thun in eines andern Acker, der soll von dem Besten auf seinem Acker und Weinberge wieder erstatten.

Chandler bemerkt (Reise in Klein-Asien S. 142.), daß das zahme Vieh sehr begierig nach Weinlaub sey, und daß man es dasselbe im Herbste fressen lasse. „Wir bemerkten," sagt er, „in der Gegend von Smyrna, daß die Weinstöcke ihres Laubes ganz beraubt waren von den Kameelen und Ziegenheerden, die nach geendigter Weinlese in die Weinberge getrieben werden, um die Sprossen abzufressen." Da diese Thiere dem Weinlaube so sehr nachgehen; so ist es nicht zu verwundern, daß Moses durch ein besonderes Gesetz verbot, eines andern Acker oder Weinberg dadurch zu beschädigen, daß er sein Vieh darauf trieb. Geschah es, ehe die Früchte

eingeerndet waren, so mußte dadurch viel Schaden verursacht werden; und nach der Erndte war es eben so unrecht, als wenn Jemand sein Vieh auf eine fremde Weide trieb. (B.)

255.

XXII, 6. Wenn ein Feuer auskommt, und ergreifet die Dornen, und verbrennet die Garben, oder Getreide, das noch steht, oder den Acker; so soll der wieder erstatten, der das Feuer angezündet hat.

Man pflegt im Morgenlande, bevor die Herbst-Regen eintreten, das trockne Gras anzuzünden, wodurch, wenn nicht die gehörige Vorsicht dabei beobachtet wird, oft bedeutender Schaden entsteht. Auf solche Feuer nahm Moses Bedacht, und verordnete durch das obige Gesetz, daß der dadurch verursachte Schaden von demjenigen ersetzt werden solle, dessen Bosheit oder Nachlässigkeit daran Schuld war. Chandler sagt, wo er von der Gegend um Smyrna spricht (S. 276.): „Gegen Ende Julius zeigten sich in Süden Wolken, die Luft wurde wiederholt durch Regenschauer abgekühlt, und es war leicht, die Annäherung der Regenzeit vorauszusagen. Dieß ist die Jahreszeit, wo das trockene Gras und das Gestrippe auf den Bergen verbrannt wird, und wir sahen oft die Flamme im Winde lodern, und einen dicken Rauch längs den Bergen verbreiten.“ Er erzählt weiter einen Vorfall, von welchem er selbst Au-

genzeuge war. Als er sich gegen Ende Augusts damit beschäftigte, einen Plan von Troas aufzunehmen, „so kam," sagt er, „eines Tags nach dem Mittagessen ein Türke zu uns, der die Asche aus seiner Pfeife klopfte; ohne daß wir es gewahr wurden, fiel ein Funken in das Gras, welches hoch, von der Sonne verbrannt, und so leicht wie Zunder zu entzünden war. Ein starker Wind fachte sogleich eine Flamme an, die in einem Augenblick das Laub der Büsche und Bäume, die ihr im Wege standen, verbrannte, die Zweige und Wurzeln ergriff, und mit schrecklichem Knittern und Geprassele Alles umher verzehrte. Wir geriethen dadurch in große Unruhe, da zu besorgen war, daß sich der Brand über die ganze Gegend verbreiten mögte. Nach stundenlanger Anstrengung gelang es uns, die Flammen zu löschen." Uebrigens steht in der gewöhnlichen Uebersetzung des obigen Mosaischen Gesetzes nicht ganz richtig Garben statt Haufen, welches dem morgenländischen Gebrauche angemessener ist, nach welchem das abgeschnittene Korn lediglich zu dem Ende nach einer gewissen Form zurechte gelegt wird, um ohne Verzug ausgetreten zu werden.

In unbebauten Gegenden pflegt man gewöhnlich die Wälder anzuzünden, womit der Anfang gemacht wird, das Land urbar zu machen. Darauf spielt Homer an (Il. XV, 605.):

Wuthvoll tobt' er, wie Ares mit raffendem Speer, und wie Feuer
Schrecklich die Berge durchtobt, in verwachsener Tiefe des Waldes.

(B.)

256.

XXII, 26. 27. Wenn du von deinem Nächsten ein Kleid zum Pfande nimmst; so sollst du es ihm wieder geben, ehe die Sonne untergeht; denn sein Kleid ist seine einzige Decke über seiner Haut, darin er schläft.

Das Oberkleid der Israeliten war ein großes viereckiges Tuch, das um den ganzen Körper geschlagen wurde, und dem Armen des Nachts auch zur Bettdecke diente. Dieses Kleidungsstück fand Shaw noch im achtzehnten Jahrhundert bei den Beduinen-Arabern in Nordafrika, unter den arabischen Namen Hyk, d. i. Gewebe, Decke (Reisen S. 196. der deutschen Uebersetz.): „Diese Hyken sind von verschiedener Größe, Güte und Feinheit. Gemeiniglich sind sie sechs Ellen lang, und fünf oder sechs Fuß breit, und dienen den Arabern am Tage zur Bekleidung, und da sie in ihrer Kleidung schlafen, wie die Israeliten zu thun pflegten (5 Mos. XXIV, 14.), so ist es ihr Bette, und ihre Bedeckung bei Nachtzeit. Es ist ein weites und beschwerliches Gewand; es verwirrt sich oft, uud fällt auf den Boden, so daß die Person, die es trägt, alle Augenblicke genöthigt ist, es in die

Höhe zu nehmen, und von neuem um den Körper zu schlagen." Bei gutem Wetter wird dieses Tuch daher meistens auf den Schultern getragen, wie Niebuhr in der Beschreibung von Arabien (S. 64.) bemerkt. „Man vermuthet vielleicht nicht," setzt er daselbst hinzu, „daß die erwähnte wenige Kleidung auch die Bekleidung eines gemeinen Arabers ausmacht. Er breitet aber seinen großen Gürtel aus, und so hat er ein Unterbett. Mit dem Tuche, welches er auf der Schulter trägt, bedekt er sich den ganzen Körper und das Gesicht, und schläft nackend zwischen diesen beiden Tüchern ganz ruhig und zufrieden."

257.

XXII, 29. Deine Fülle und Thränen sollt du nicht verziehen.

Verständlicher werden die hebräischen Worte so übersetzt: die Erstlinge von deiner Dreschtenne und Keller mir darzubringen, sollst du nicht anstehen lassen. „Schon in der Kindheit der Welt pflegten die Menschen die Erstlinge der jungen Pflanzen, die im Frühjahr aufgehen, und der verschiedenen Arten von Getreide und Früchten, die durch die Sonnenwärme reifen, der Gottheit darzubringen. Das früheste Beispiel einer solchen Darbringung ist dasjenige, was 1 Mos. IV, 3. 4. erwähnt wird, daß nämlich Kain dem Herrn Opfer von den Früchten des Feldes, und Abel von den Erstlingen seiner Heerde dargebracht habe. Die

Juden, deren religöse Gebräuche so manches Aehnliche mit denen der Hindus haben, weiheten der Gottheit die Erstlinge ihres Oels, ihres Mostes und Korns, und, Kraft des göttlichen Befehls, wurde alles, was seine Mutter bricht, unter allem Fleisch, dem Herrn dargebracht, es mogte Mensch oder Vieh seyn (4 Mos. XVIII, 12. 15.). Zu Athen wurde, nach Porphyrius (von der Enthaltsamkeit S. 73.), jährlich der Sonne und den Horen zu Ehren seit alten Zeiten ein Fest gefeiert, welches in Ansehung der Einfachheit der an demselben darzubringenden Gaben merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Gebrauche der früheſten Zeiten hatte. Es wurde nähmlich geweihetes Gras herumgetragen, in welches Olivenkerne gewickelt waren: zugleich wurden Feigen, alle Arten von Hülsenfrüchten, Eichenlaub mit Eicheln, Kuchen aus Waizen- und Gersten-Mehl pyramidenförmig aufgehäuft, worinne eine Anspielung sowohl auf die Sonnenstrahlen lag, durch welche das Getreide zur Reife gebracht, als auch auf die Flamme, durch welche zuletzt dieß Alles verzehrt wurde." Maurice's Indische Alterthümer V. B. S. 133. Vgl. Eusebius Vorbereitung zur evangel. Lehre I. B. 9. Kap.

(B.)

Spuren dieses Gebrauchs finden sich auch bei Homer; z. B. Ilias IX, 533. fgg.

Artemis sandte das Weh, die goldentthronende Göttin,

Zürnend, daß ihr kein Opfer der Ernt' auf fruchtbarem Acker
Oeneus bracht'; es genossen die Himmlischen all' Hekatomben.

Mehrere Stellen aus den alten Griechischen und Römischen Schriftstellern hat der Bremische Prediger, Joh. Rud. Gruner, in einer lateinisch geschriebenen Abhandlung über die Erstlingsopfer sowohl bei den Juden, als bei andern alten Völkern (Leyden, 1739. S. 173. fgg.) gesammelt.

258.

XXII, 31. **Ihr sollt heilige Leute vor mir seyn; darum sollt ihr kein Fleisch essen, das auf dem Felde von Thieren zerrissen ist, sondern für die Hunde werfen.**

In einem alten Griechischen, dem Phokylides beigelegtem Lehrgedicht wird (Vs. 136.) dieselbe Vorschrift gegeben: „esset das Fleich solcher Thiere nicht, die von wilden Thieren zerrissen worden; sondern überlasset es den Hunden.“ Auch Pythagoras lehrte (nach Diogenes Laërtius, VIII. B. §. 33.), um sich rein zu erhalten, dürfe man kein Fleisch von zerrissenen und gefallenen Thieren genießen. Dasselbe Verbot findet sich in dem Koran wiederholt. So heißt es z. B. in der fünften Sure (Vs. 4.): „Euch ist verboten, was umgefallen ist, Blut, Schweinefleisch, Götzenopfer, Ersticktes, was von einem Schlage oder Fall gestorben, oder von andern gehörnten Thie-

ren todt gestoßen ist, oder was von wilden Thieren zerrissen ist, wenn ihr es nicht noch zuletzt geschlachtet habt." Die übrigen Stellen sind Sur II. 175. XVI. 115. Die Araber beobachten dieses Verbot noch jetzt in seiner ganzen Strenge. Niebuhr sagt in der Beschreibung von Arabien (S. 178.): „Die allgemeine Regel der Mohammedaner ist, nach der Meinung eines Gelehrten zu Basra, kein Thier zu essen, welches Menschen frißt, oder welches von Natur sucht menschliche Körper zu zerreissen. Sie dürfen auch kein Thier essen, welches von einem andern Thier zerrissen worden ist. Wenn z. B. ein Hund nur das Blut von einem Wildpret geschmeckt hat, so ist es halâl, nicht verboten zu essen; hat er aber auch von dem Fleische gefressen, so ist es herâm, verboten.......... Die Mohammedaner dürfen überhaupt kein Thier und keinen Vogel essen, der beim Sterben nicht Blut vergossen hat." Einige Ausleger vermuthen, daß das Verbot, von dem Fleische zerrissener Thiere zu essen, noch einen besondern Grund habe. In Palästina und Arabien giebt es nämlich viele tolle Wölfe, Hunde und Füchse, auf welche sich die Wasserscheu durch den Biß fortpflanzt. Wie leicht kann es nun nicht der Fall seyn, daß ein auf dem Felde gefundenes zerrissenes Thier von einem tollen Hunde, Wolf, Fuchs, Schakal, gebissen ist, und die fürchterlich-tödtliche Krankheit der Was-

ſerſcheu, auf den, der das Fleiſch eines ſolchen Thieres genießt, fortpflanzt?

259.

XXIII, 12. Aber des ſiebenten Tags ſollt du feiern, auf daß dein Ochs und Eſel ruhen.

Dieſes Geſetz verlangt, auch Thiere ſchonend und mild zu behandeln, um deſto mehr die Menſchen von Grauſamkeit gegen einander abzuhalten. Einen pflügenden Stier zu erſchlagen, war durch ein den Phrygiern, Cypriern und Römern gemeinſchaftliches Geſetz verboten, wie Varro, Plinius, und andere melden. Die Athenienſer beſchloſſen, daß ein durch Arbeit und Alter abgelebtes Maulthier, welches andere laſttragende Maulthiere zu begleiten pflegte, auf öffentliche Koſten gefüttert werden ſolle. Bei den Römern war an den dem Faunus zu Ehren jährlich gefeierten Feſttagen, an den Nonen des Decembers, den Arbeitsſtieren Ruhe geſtattet.

Alles Vieh, ſobald die Decembernonen
Wiederkehren, ſpringt auf begras'tem Anger;
Auf den Feldern feiert das Dorf, und müßig
Weidet der Pflugſtier.

Horaz III. B. XVIII. Od. Vs. 9. fgg. Vgl. auch Tibullus II. B. 1. Elegie, Vs. 5. Juvenal Sat. VI. 536. (Popham über den Pentat). (B.)

260.

XXIII, 16. **Und das Fest der Einsammlung im Ausgang des Jahrs, wenn du deine Arbeit eingesammelt hast vom Felde.**

Derselbe Gebrauch herrschte bei den Heiden; zu Ende des Jahres, wenn die Früchte eingesammelt waren, brachten sie der Gottheit feierliche Opfer und Danksagungen für die erhaltenen Segnungen dar. Aristoteles sagt (Ethik VIII. B.), vor Alters hätten Opfer und gottesdienstliche Versammlungen nach Einsammlung der Früchte statt gefunden, indem sie in der Absicht angeordnet worden wären, der Gottheit die Erstlinge der Früchte darzubringen. (B.)

261.

XXIII, 19. **Und sollt das Böcklein nicht kochen, dieweil es an seiner Mutter Milch ist.**

Die genauere Uebersetzung der hebräischen Worte ist: du sollst das Böcklein nicht in, oder mit seiner Mutter Milch kochen. Cudworth (über das Abendmahl des Herrn S. 14.) giebt aus einem alten handschriftlichen von einem Karaiten in hebräischer Sprache verfaßten Commentar eine merkwürdige Nachricht über den abergläubischen Gebrauch, dem, wie er vermuthet, dieses Verbot, das Böckchen in seiner Muttermilch zu kochen, entgegen gesetzt ist. „Es war bei den alten Heiden gebräuchlich, nachdem alle Früchte eingesammelt waren, ein Böck-

chen zu nehmen, und es in der Mutter Milch zu kochen; mit dieser Milch besprengten sie sodann, unter magischen Gebräuchen, alle ihre Bäume, Felder, Gärten, und Obstpflanzungen, in dem Wahne, daß sie dadurch fruchtbar, und in dem folgenden Jahr reichlichere Früchte hervorbringen würden. Daher verbot Gott seinem Volk, den Juden, zur Erntezeit einen solchen abergläubischen oder abgöttischen Gebrauch vorzunehmen. (B.)

262.

XXIII, 28. Ich will Hornissen vor dir her senden, die vor dir her ausjagen die Heviter, Cananiter, und Hethiter.

Dasselbe wird 5 Mos. VII, 20. wiederholt, und Josua führt dieß als erfüllt an, indem er den zu Sichem versammelten Stammes-Häuptern und Beamten ins Gedächtniß zurückruft, auf welche wunderbare Weise Gott das Volk aus Aegypten geführt, und ihnen bei der Eroberung des Landes Kanaan beigestanden habe. Er sagt da unter andern (Kap. XXIV, 12.): und sandte Hornissen vor euch her, die trieben sie aus vor euch her, die zween Könige der Amoriter, nicht durch dein Schwerdt, noch durch deinen Bogen. Mehrere Ausleger, denen es unglaublich schien, daß ein ganzes Volk durch Insekten aus seinem Lande getrieben worden seyn sollte, nahmen entweder das hebräische Wort, unter welchem die ältesten griechischen

Uebersetzer, der Verfasser des Buchs der Weisheit (XII, 8.) und Hieronymus Hornissen verstanden, in der Bedeutung Krankheit, Plage, oder sie meinten, durch Hornissen werde bildlich Furcht und Schrecken angedeutet, wovon die Amoriter, gleichsam wie von stechenden Insekten unaufhörlich geplagt, endlich ihr Land verlassen hätten. Allein daß dieß ein bildlicher Ausdruck sey, ist nicht nur an sich unwahrscheinlich, sondern es wird auch dadurch widerlegt, daß in dem zunächst vorhergehenden Vers (XXIII, 27.) des Schreckens schon ausdrücklich gedacht worden ist. Denn es heißt da: Ich will mein Schrecken vor dir her senden, und alles Volk verzagt machen, dahin du kommst; und nun folgt: ich will Hornissen vor dir her senden, u. s. w. Beispiele von ganzen Völkern, die durch Insekten und andere kleine Thiere aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden seyn sollen, führen mehrere alte Schriftsteller an. Die Völker, welche um Päonien und Dardanien wohnten, sollen, nach der Erzählung des Athenäus und Eustathius, von den Fröschen vertrieben worden seyn. Justinus berichtet dasselbe von den aus Thracien flüchtig gewordenen Abderiten. Die Trojaner, Chalcidier, und Megarenser, wurden, nach Plinius, Aelianus und Theophrastus, durch Mäuse verjagt. Den Schlangen mußten die Neurer, nach Herodot, und die Amikläer, nach Varro und Plinius,

weichen. Durch die Skorpionen wurden äthiopische Völker genöthigt, ihre Wohnsitze zu verlassen, wie Strabo, Plinius und Diodorus melden. Die Mücken sollen, nach Theodoret, die von Sapor belagerte Stadt Nisibis entsetzt haben. Jamblichus berichtet, daß die Bienen das babylonische Heer in die Flucht gejagt hätten, und Aelianus erzählt, daß die Rhaucier durch eine gewisse Gattung Bienen, Chakoides genannt, von Haus und Hof vertrieben worden seyen. Was aber vornehmlich hieher gehört, ist, daß nach Aelian (Thiergesch. XI. B. 28. Kap.) die Phaselier, ein von den Kananitern abstammendes Volk, durch Wespen gezwungen worden seyen, ihre Heimath zu verlassen. S. Bochart's Hierozoik. II. Th. IV. B. 13. Kap.

263.

XXIV, 11. Und er ließ seine Hand nicht über dieselben Obersten in Israel.

Gewöhnlich versteht man dieß so: Gott habe die Obersten des Volks seinen Unwillen und Zorn wegen ihres Hinzudrängens zu seiner Herrlichkeit nicht fühlen lassen. Allein auf eine andere Erklärung leitet folgende im Januarheft 1804. des Monthly Magazine befindliche Nachricht von dem Erscheinen der Staatsbeamten des großen Moguls an seinem Hofe, um entweder Belohnungen oder Strafen zu erhalten. „Diejenigen Distrikts-Beamten, deren Zeit um ist, oder die von solchen Stellen abberufen werden, müs-

sen vor dem Kaiser erscheinen, um den Lohn ihrer Verwaltung, er sey gut oder böse, zu empfangen. Sind es Männer von bedeutendem Rang und Verdienst, so werden sie entweder beim Eintritt in den Audienzsaal, oder wenn sie im Begriffe sind denselben zu verlassen, aufgerufen, sich Sr. Majestät Person zu nähern, und es wird ihnen die Ehre gestattet, ihr Haupt unter des Monarchen geheiligten Fuß zu legen. Der Kaiser legt seine Hand auf den Rücken eines solchen, dem er eine außerordentliche Gnadenbezeugung zugedacht hat. Andere, die entfernt stehen, erhalten bloß durch Zunicken oder Winken mit den Augen Zeichen des kaiserlichen Wohlwollens." Da nun den Obersten von Israel nicht gestattet war, zur Gottheit so nahe hinzu zu treten, wie Moses und Aaron; so dürfte die obige Redensart wohl in einem ganz andern Sinne zu nehmen seyn, als in dem man sie gewöhnlich nimmt. Er legte ihnen seine Hand nicht auf, gab ihnen zwar nicht das Zeichen seiner besondern Gunst, dennoch aber sahen sie Gott, und aßen und tranken in seiner Gegenwart. Die Richtigkeit der angegebenen Bedeutung des Auflegens der Hand wird durch folgende Stelle in Bell's Reise nach Persien bestätigt (S. 103.): „Der Minister nahm das Beglaubigungs-Schreiben in Empfang, und legte es vor dem Schah nieder, der es mit seiner Hand berührte, zum Zeichen der Hochachtung. Dieser Theil der

Ceremonie hatte die meiste Schwierigkeit gemacht; denn der Gesandte bestand darauf, sein Schreiben dem Schah selbst in die Hand zu geben. Die Persischen Minister hingegen versicherten, ihr König pflege selbst von den Gesandten der größten Kaiser der Erde nicht unmittelbar aus ihren Händen die Schreiben in Empfang zu nehmen." Theologisches Magazin IV. B. S. 140. (B.)

264.

XXV, 3. 4. 5. Das ist aber das Hebopfer, das ihr von ihnen nehmen sollt: Gold, Silber, Erz, gele Seide, Scharlacken, Rosinroth, weiße Seide, Ziegenhaar, röthliche Widderfelle, Dachsfelle, Förnnholz.

Die hebräischen Namen der in diesen Versen erwähnten freiwilligen Beiträge zum Heiligthum sind in der deutschen Uebersetzung nicht alle ganz richtig ausgedrückt. Das hebräische Wort Thecheleth, wofür Luther gele Seide gesetzt hat, wird von dem ältesten Griechischen Uebersetzer in allen den dreißig Stellen, in welchen es allein im zweiten Buch Mosis vorkommt, durch Hyakinthos übersetzt. Dieser Name bezeichnet zunächst die viol- oder pupurblaue Schwertlilie, und dann überhaupt die Farbe derselben (S. Voß über Virgils Landbau IV. Ges. Vs. 137. S. 779.). Philo (vom Leben Mosis III. B. im II. B. der Mangeysch Ausg. S. 148.) und

Josephus (Jüd. Alterth. III. B. VII. Kap. I. B. S. 156. der Haverc. Ausg.) vergleichen die Hyacinth-Farbe mit dem Aether, oder dem unumwölkten Himmel, der in den heißen Gegenden Asiens und Afrika's dem Auge als eine gesättigte schwarze ins Bläuliche spielende Farbe erscheint. Es sind also statt gelber Seide vielmehr purpurblau gefärbte Zeuge, Wolle, Fäden u. dgl. zu verstehen.

Das zweite, was in Luthers Uebersetzung Scharlach genannt wird, ist vielmehr Purpur, eine kostbare und von den Alten sehr hoch geachtete Art von Farbe, die aus gewissen Seemuscheln gewonnen wurde. Heeren bemerkt (Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der alten Völker I. Th. 2. Abtheil. S. 97.), es sey eine ganz falsche Vorstellung, wenn man sich unter Purpur eine einzelne Farbe denke. Vielmehr bezeichne dieser Ausdruck im Alterthum eine ganze Hauptgattung der Färberei, zu der man sich animalischer Farben, nämlich des Saftes der Seemuscheln bediente. „Es gab eine doppelte Gattung Schaalenthiere, deren man sich zu diesen Färbereien bediente. Die eine, Buccinum, fand man an Klippen und Felsen; die andere, Purpura, oder Pelagia, die eigentliche Purpurschnecke, wurde durch Köder in dem Meere gefangen. Die Schaalen von beiden waren gewunden, aber die der erstern abgerundet, die der andern zugespitzt, und beide sollen so viele Windungen ha-

ben, als sie Jahre zählen. Man fand die eine und die andere in so großer Menge, daß sie, nach Plinius Ausdruck, gleichsam die Ufer bedeckten, und zwar keineswegs bloß an den Phönicischen Küsten, sondern in dem ganzen Mittelmeer, und selbst in dem Atlantischen Ocean. Allein in der Güte der Farbe findet sich allerdings ein Unterschied, der durch physische Ursachen erzeugt wird. So sollen die Muscheln des Atlantischen Oceans den schwärzesten, die an den Italischen und Sicilischen Ufern hingegen einen violetten, und endlich die an den Phönicischen und überhaupt an den südlichen Küsten einen hochrothen Saft haben. Man brauchte aber nicht den Saft des ganzen Thiers, sondern er ward nur aus einer weißen Ader oder Blase am Halse gedrückt, welche man die Blume nannte. Das übrige des Thiers wurde als unbrauchbar weggeworfen (s. Plinius Naturgesch. IX. B. 36. Kap.)." Uebrigens gab es eine große Verschiedenheit von Purpurfarben; man findet nicht allein rothen, sondern sowohl weißen als schwarzen Purpur, und fast alle Mittelsorten erwähnt. Amati, ein Italiänischer Gelehrter, welchem man das bis jetzt beste Werk über die Purpurfärberei der Alten verdankt, zählt neun einfache Purpurarten, von weiß bis zu schwarz, und fünf gemischte auf. Der hochrothe und der violette Purpur wurde nirgends so vortrefflich als in Tyrus gefärbt; Gewänder dieser Art wurden unter den höhern Ständen herrschende Mode.

Obgleich alle Kleidungsstoffe der Alten, Baumwolle sowohl als Linnen, wie auch in spätern Zeiten Seide, mit Purpur gefärbt wurden; so ward diese Farbe doch hauptsächlich bei der Wolle gebraucht. Die benachbarten Nomadischen Völker lieferten diese den Phöniciern in vorzüglicher Feinheit und Güte, und sie sahen sich daher im Stande, ihren Gewändern zugleich durch die Vortrefflichkeit des Stoffs und der Farbe einen höhern Werth zu geben (Heeren a. a. O.).

Es folgt nach Luthers Uebersetzung Rosinroth. Dafür sollte Karmesin stehen. Diese Farbe kommt bekanntlich von einer Schildlaus, Arabisch Kermes genannt, deren Eyernester auf den Blättern der in südlichen Ländern häufigen Stecheiche (ilex aculeata), einer etwa zwei Ellen hohen Staude, die schöne glänzende karmesinrothe Farbe geben. Der hebräische Ausdruck für diese Farbe, welcher wörtlich übersetzt Glanzwurm ist, bezeichnet den Ursprung und die Eigenheit dieser Farbe sehr passend.

Das hebräische Wort, welches Luther durch weiße Seide übersetzt hat (Schesch), bedeutet vielmehr die feine weiße ägyptische Baumwolle, die von den Griechen und Römern Byssus genannt wurde, und die daraus verfertigten Zeuge. Noch jetzt nennen die Araber das große feine Nesseltuch, das sie als Tulband um den Kopf winden, Sasch (Niebuhr's Beschreibung von Arabien S. 62.), ein Name, der mit dem hebräischen Worte Schesch,

offenbar einerlei ist. Plinius beschreibt (Naturgesch. XIX. B. 2. Kap.) die Pflanze, von welcher die Baumwolle gewonnen wird, folgendermaßen: „In Ober-Aegypten, gegen Arabien zu, wächst ein Strauch, den einige Gossypium, andere Xylon nennen. Er ist nicht groß, trägt aber eine Frucht der Bartnuß gleich, die eine große Menge Wolle in sich fasset. Das daraus gesponnene Garn wird zu Zeugen gebraucht, die baumwollen genannt werden. Es giebt nichts Weicheres und Weisseres, als die daraus verfertigten Kleider, dergleichen besonders von den ägyptischen Priestern getragen werden."

Ob das hebräische Wort, für welches Luther Dachsfelle gesetzt hat, der Name eines Thiers, oder einer Farbe sey, kann mit Gewißheit nicht bestimmt werden. Für den Namen einer Farbe hielten das Wort alle alte Uebersetzer; doch sind sie unter einander in so fern verschieden, als einige dunkelblau, andere karmesin, andere schwarz übersetzen. Gleiche Verschiedenheit der Meinung herrscht unter denen, welche unter Thachasch (dieß ist das hebräische Wort) ein Thier verstehen. Denn einige wollen, daß es den Delphin, der im Arabischen einen ähnlichen Namen hat, andere, daß es den Seehund, mit dessen Fellen man nach Plinius (Naturgesch. II. B. 55.) zuweilen Zelte bedeckte, weil man glaubte, dergleichen Felle würden nicht vom Blitz getroffen, wieder andere, daß es das Meerfräulein (Trichechus manatus, Linn.)

bedeute, einen im Arabischen Meerbusen lebenden großen Fisch, dessen Haut so stark ist, daß sie nicht nur zu Schuhen, sondern auch zu Schildern gebraucht wird, die selbst Flintenkugeln abhalten. Zur Empfehlung dieser letztern Meinung dient zwar der Umstand, daß nach Kap. XXVI, 14 die Thachasch-felle zur äußersten Decke des heiligen Zelts dienten, zu welchem man wahrscheinlich einen dichtern und weniger kostbaren Stoff wählte. Allein da Ezechiel (XVI, 10.) unter den kostbaren Kleidungsstücken der Indischen Frauen auch Thachasch-Schuhe anführt; so muß man daraus schließen, daß Thachasch eine Art von Leder gewesen sey, die durch Farbe und Zubereitung einen besondern Werth erhalten habe. Daher scheint diejenige Erklärung des hebräischen Wortes, welche Niebuhr von einem gelehrten Juden zu Maskat erhielt, daß es nämlich die Haut von einem Schaafbocke bedeute (im Arabischen Dakr genannt), nachdem sie zubereitet und roth gefärbt worden, die wahrscheinlichste. Niebuhr setzt hinzu (Beschreibung von Arabien S. 177.), er meine vermuthlich Saffian.

Mit mehr Gewißheit läßt sich bestimmen, welche Holzart durch das hebräische Wort Schittim angezeigt werde, welches Luther Förenholz übersetzt hat. Es ist nämlich der Aegyptische Schotendorn, oder Akazienbaum, den die Araber Schont nennen. Dieser Baum erreicht die Höhe und Stärke unserer Weiden, und breitet seine Aeste weit aus.

Der Stamm wächst sehr gerade, und er sowohl als die Aeste sind mit Stacheln oder Dornen besetzt, daran gemeiniglich zwei neben einander stehen. Die Rinde ist schwarzgrau, das Holz gelblich, die Blätter klein und linsenförmig. Er trägt Schoten, wie Feigbohnen gestaltet, von schwarzbrauner Farbe; das Innere ist in Fächer abgetheilt, in welchen der Saamen liegt. Von diesem Baume wird das arabische Gummi gesammelt. Im peträischen Arabien, in der Gegend des Bergs Sinai, ist dieser Baum der einzige, aus welchem Breter geschnitten werden können. Das Holz ist nicht nur sehr dauerhaft und selbst im Wasser unverweßlich, sondern auch äußerst leicht, daher es zu einem beweglichen und tragbaren Gebäude, wie die Stiftshütte war, sehr gut paßte. Vgl. Belons Bemerkungen II. B. 56. Kap. Shaw's Reisen S. 391. Pococks Beschreibung des Morgenlandes I. Th. S. 64. 107. 245.

265.

XXV, 10. Machet eine Lade von Förenholz.

Nachahmungen dieses von Gott angeordneten Sinnbildes finden wir unter mehreren heidnischen Völkern alter und neuer Zeiten. Tacitus meldet (Germanien Kap. 40.), die Bewohner des nördlichen Germaniens, die alten Sachsen, hätten die Hertha, d. i. die Mutter Erde, göttlich verehrt, und geglaubt, daß sie sich um die Angelegenheiten der Men-

schen kümmre, und Nationen besuche. „Ihr ist in einem heiligen Hain auf einer Insel des Oceans ein Wagen geweiht, der durch eine Decke verhüllt ist. Ihn zu berühren ist nur dem Priester verstattet. Dieser verspürt es, wenn die Göttin diesen ihr geheiligten Ort betritt, und mit vieler Andacht begleitet er ihren von Kühen gezogenen Wagen. Fröhliche Tage alsdann, festlich die Orte, welche sie der Hinkunft und des Gastbesuchs würdigt. Nicht in Kriege gehen sie, nehmen nicht Waffen, verschlossen ist alles Eisen; Friede und Ruhe ist dann nur gekannt, dann nur geliebt, bis eben derselbe Priester die am Verkehr der Sterblichen gesättigte Göttin dem Heiligthum zurück giebt."

Bei den Mexicanern ward Vizlipuzli, ihr höchster Gott, in menschlicher Gestalt vorgestellt, auf einem Throne sitzend, der auf einer azurnen Kugel ruhete, die sie Himmel nannten. Aus zwei Seiten dieser Kugel giengen vier Stangen oder Stäbe hervor, an deren Enden Schlangenköpfe geschnitzt waren; das Ganze machte eine Sänfte aus, das die Priester auf ihren Schultern trugen, wenn das Götzenbild dem Volk gezeigt wurde. Picarts gottesdienstliche Gebräuche der verschiedenen Völker III. B. S. 146.

In Cook's Reise um die Welt, von Hawkesworth herausgegeben (II. B. S. 252.), wird erzählt, die Einwohner von Huaheine, einer der von Cook entdeckten Süd-See-Inseln, hätten eine Art

Kiste oder Lade, deren Deckel sehr genau eingepaßt, und sorgfältig mit Palm-Nuß-Blättern zugedeckt wäre. „Sie stand auf zwei Stäben, und wurde von kleinen hölzernen, sauber gearbeiteten Bogen getragen. Die Stangen dienten wahrscheinlich dazu, sie nach Art unserer Tragsessel oder Sänften von einem Ort zum andern zu bringen. An dem einen Ende der Kiste war ein viereckiges Loch, in dessen Mitte sich ein Ring befand, der die Seiten berührte, und die Winkel offen ließ, so daß innen eine runde, von außen aber eine viereckige Oeffnung gebildet wurde. Als Herr Banks diese Kiste zum erstenmal sah, war die Oeffnung am Ende mit einem Stück Tuch zugestopft, welches er, um keinen Anstoß zu geben, unberührt ließ. Wahrscheinlich war damals etwas darinne; aber als nachmals das Tuch weggenommen worden war, und er hinein sehen konnte, war sie leer.“ Die Aehnlichkeit dieses Behältnisses, mit der Bundeslade ist merkwürdig; aber noch merkwürdiger ist es, daß auf die Frage, wie diese Kiste genannt werde, der junge Mensch, an den die Frage gerichtet war, antwortete: Juharre no Ito, d. i. das Haus Gottes; über die Bedeutung und den Gebrauch derselben konnte er jedoch keine Auskunft geben.“ Parkhursts Hebr. Wörterb. S. 690. der viert. Ausg. (B.)

Mehrere alte Völker hatten in ihren Tempeln heilige Kisten oder Laden. Plutarch meldet

in seiner Schrift über Isis und Osiris (im zweiten Band seiner Werke S. 356. der Frankf. Ausg. von 1620.), da, wo er die Ceremonien beschreibt, mit welchen Osiris verehrt wurde: „am neunzehnten Tag des Monats geht die Procession des Nachts an das Meer, wobei die Priester eine heilige Kiste tragen, in deren innern Raum ein goldnes Kästchen stehet.“ Auch Apulejus (vom goldnen Esel IX. B. S. 312. in XI. B. S. 373. der Paris. Ausg. v. 1612.) sagt, daß bei gewissen gottesdienstlichen Processionen der Aegyptier von einem Priester eine Kiste getragen worden sey, in welcher das kostbarste Heiligthum aufbewahrt werde. Dieß wird durch die von den Französischen Gelehrten, welche Napoleon nach Aegypten gefolgt waren, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts entdeckten Sculpturen des alten Thebens auf eine auffallende Weise bestätigt. In der Beschreibung derselben, welche Heeren aus dem großen, auf Veranstalten der Französischen Regierung herausgegebenen Prachtwerk über Aegypten giebt (über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, II. Th. 2te Abtheil. Beilage D.), heißt es (S. 831.): „Ein eignes Feld öffnet sich hier den Exegeten, wenn sie die religiösen Vorstellungen des alten Thebens mit den Beschreibungen der Juden von ihren Heiligthümern, der Stiftshütte und dem Tempel und den heiligen Geräthschaften vergleichen. Es ist hier nicht der Ort, diese

Vergleichung anzustellen; aber wie Manches, was dort beschrieben wird, tritt uns hier in der Abbildung entgegen! Die Bundeslade, hier in Procession getragen, die Cherubim mit ihren ausgebreiteten Flügeln, die heiligen Leuchter, die Schaubrodte, und so manches in den Darbringungen und Opfern." Pausanias erzählt (VII. B. 19. Kap.), die Trojaner hätten eine heilige Kiste gehabt, in welcher das vom Vulkan verfertigte Bildniß des Bacchus befindlich gewesen sey. Auch bei den Griechen und Römern wurden bei den Bacchus-Festen Kisten mit heiligen Kleinoden in den Processionen getragen; s. Theokrits XXVI. Idyll. Catull de nupt. Pelei. Die Etrusker hatten, nach dem Bericht des Klemens von Alexandrien (Protreptik. S. 12. der Pariser Ausg. von 1612.), und des Eusebius (Vorbereitung zur evangel. Lehre, II. B. 3. Kap.), gleichfalls unter ihren heiligen Geräthen eine Kiste. Alle diese Laden hatten, wie bei den Israeliten, den Zweck, daß die darinne aufbewahrten Geheimnisse dem Volk desto ehrwürdiger gemacht werden sollten. Daher nannte man sie, nach Klemens von Alexandrien (a. a. O.), geheime, mystische Laden, und gab vor, die darinne enthaltenen Dinge dürften nicht genannt werden.

266.

XXV, 11. Und sollt sie (die Lade) mit feinem Golde überziehen inwendig und auswendig.

Auch die heiligen Laden anderer alten Völker

waren zum Theil aus kostbaren Materialien verfertigt. Pausanias sagt in der Beschreibung des Tempels der Juno zu Olympia (V. B. 17. Kap.), es habe in demselben eine Lade von Cedernholz (der Kasten des Kypselus) gestanden, die mit goldnen, silbernen und elfenbeinernen Verzierungen ausgeschmückt gewesen sey; und Rhodiginus meldet aus alten Schriftstellern (Antiq. Lectt. VIII. B. 12. Kap.), daß bei den Babyloniern im Tempel des Apollo eine goldne Lade von bewundernswürdigem Alterthum gefunden worden sey.

267.

XXV, 18. Und sollt zween Cherubim machen von dichtem Golde zu beiden Enden des Gnadenstuhls.

Das hebräische Wort, für welches Luther stets Gnadenstuhl gesetzt hat, einer älteren ungenauen Uebersetzung folgend, bedeutet den Deckel der heiligen oder Bundeslade. An beiden Enden des Deckels sollten also Cherubim von Gold stehen. Dieß waren symbolische Thiergestalten, die nach der Beschreibung, welche Ezechiel (I. 10. X. 14.) von ihnen giebt, aus der Gestalt eines Menschen, Löwen, Stiers und Adlers zusammengesetzt waren, den Sinnbildern des Verstandes, der Macht und Herrschaft, der Stärke, und der Scharfsichtigkeit. Der hebräische Name bedeutet Stärke. Da Gott selbst unten Vs. 22. sagt, er wolle von dem Orte über der Bundeslade aus seine Befehle an Moseh ertheilen,

weshalb die Bundeslade als der Thron Gottes betrachtet wurde, und er selbst 1 Sam. IV. 4. 2 Sam. VI, 2. 2 Kön. XXI, 15. Ps. LXXX, 2. der über den Cherubim thronende genannt wird; so ist offenbar, daß sie Symbole der göttlichen Macht, Majestät, Weisheit und Allwissenheit waren. Aehnliche zusammengesetzte Thiergestalten bedienten sich mehrere Völker des Alterthums zu sinnbildlichen Darstellungen guter sowohl als feindlicher Gottheiten und höherer Wesen. An den Eingängen der Aegyptischen Tempeln befand sich, wie Klemens von Alexandrien (Stromata V. B. S. 671. der Oxford. Ausg.) meldet, das Bild der Sphinx, die den Körper eines Löwen, und das Gesicht eines Menschen hatte. Porphyrius sagt da, wo er von den Aegyptischen Priestern redet (von der Enthaltsamkeit IV. B. 8. Abschn.), es sey bei ihnen ein Gott abgebildet, der bis an den Hals menschliche Gestalt habe, das Gesicht aber sey das eines Vogels, oder eines Löwen, oder eines andern Thieres; ein anderer habe hingegen einen Menschenkopf, die übrigen Theile des Körpers aber seyen aus andern Thiergestalten zusammengesetzt. Nach Eusebius (Vorbereit. zur evangel. Lehre III. B. 12. Kap.) war bei den Aegyptiern das Bild der Sonne Menschen ähnlich und sitzend, von bläulicher Farbe, mit dem Kopfe eines Widders, und Bockshörnern. Jedes Bild ihrer Götter war, wie Gregorius von Nazianz

sagt (in der zweiten Rede gegen Julian S. 128. der Pariser Ausg. von 1600.), ein vielgestaltiges, aus mehreren Thieren zusammengesetztes Thier. Daß auch die alten Perser dergleichen sinnbildliche zusammengesetzte Thiergestalten hatten, ergiebt sich theils aus ihren noch vorhandenen Religionsschriften, den Zendbüchern, theils aus den Ruinen von Persepolis, an deren Wänden solche fabelhafte Thiere in Stein ausgehauen sind. Abbildungen derselben findet man in Chardin's, le Bruyn's und Niebuhrs Reisebeschreibungen. S. auch J. G. Rhode über Alter und Werth einiger morgenländ. Urkunden, S. 86 fgg. Die abenteuerlichen aus menschlichen und thierischen Gestalten zusammengesetzten Götterbilder des Indisch-Brahmanischen Religions-Systems gehören ebenfalls hierher. S. des Peters Paulinus a S. Bartholomäo Systema Brahmanicum, Rom 1791. und dasselbe in einem teutschen Auszuge von J. F. Kleuker (das brahmanisch-indische Religions-System, Riga, 1797. 8. mit Kupf.).

268.

XXV, 23. 24. Du sollt auch einen Tisch machen von Förenholz, und sollt ihn überziehen mit feinem Golde u. s. w. 29. 30. Du sollt auch seine Schüsseln, Becher, Kannen, Schaalen, aus feinem Golde machen, damit man aus- und einschenke. Und sollt auf den Tisch allezeit Schau-

brodte legen vor mir. 31. Du sollt auch einen Leuchter von feinem dichten Golde machen, u. s. w.

„Um den Gott, den man sich im Innersten des Heiligthums wohnend dachte, nach Art eines Königs zu bedienen, sollte im Vorzelt auf der einen Seite ein Tisch, hölzern, aber mit feinem Golde überzogen, zu den Tafelbroden, Bechern und Schaalen, auf der andern Seite ein Leuchter zu stehen kommen, von Gold, aus dessen Schaft sechs Arme, jeder mit drei Kelchen, zu so viel Lampen hervorgiengen, woran Verzierungen waren (Heß Geschichte Moses I. Th. S. 270.).“ Jener Vorstellung gemäß fanden sich die erwähnten Geräthschaften auch in den Tempeln anderer alten Völker. Dionysius, der Tyrann von Syrakus, ließ aus den Tempeln die silbernen Tische wegnehmen (Cicero von der Nat. der Götter III. B. 34. Kap. Aelian Vermischte Gesch. I. B. 20. Kap.). In dem Tempel der Juno Populonia stand ein prächtiger Tisch für die zu den Opfermahlen und Trankopfern nöthigen Geräthe, wie Macrobius aus ältern Nachrichten anführt (Saturn. III. B. 11. Kap.).

In Ansehung der Lampen, welche in der Stiftshütte brannten, findet sich einige Aehnlichkeit mit den Aegyptischen Religionsgebräuchen. Klemens von Alexandrien sagt (Strom. III. B. 10 Kap.), die Aegyptier seyen die ersten gewesen, die beim Gottes-

dienst Gebrauch von Lampen gemacht hätten. Herodot erzählt (II. B. 62. Kap.): „Wenn man sich in der Stadt Sais versammelt hat, um daselbst zu opfern, und das Fest zu feiern; so zündet man des Nachts um die Häuser herum Lampen an, die mit Salz und Oel angefüllt sind, darinne der Docht oben schwimmet, und die ganze Nacht brennt. Man nennt dieses Fest das Fest der angezündeten Lampen (λυχνοκαΐη). Auch diejenigen Aegyptier, die sich bei dieser Versammlung nicht einfinden, unterlassen es nicht, das Fest zu feiern, und so brennen nicht nur in Sais, sondern in ganz Aegypten zu derselben Zeit Lampen."

269.

XXVI, 1. Die Wohnung sollt du machen von zehen Teppichen. 15. Du sollt auch Breter machen zu der Wohnung von Förenholz.

„Es scheint, man könne die Wohnung, wie sie im Risse angegeben war, nach Belieben Zelt oder Hütte nennen, weil sie mit der Hütte die Breterwände, mit dem Zelt die Decken und Tapeten gemeint hatte. Doch da sie von aussen ein Zelt und zwar ein gewöhnliches längliches Zelt, wie die Zelte der Araber meistens jetzt noch sind, vorstellte, und die Breterwände ohne Dach, und eigentlich nur Stützen der vielen Tapeten und Decken waren, die darüber gebreitet wurden; so wird sie besser und ei-

gentlicher ein Zelt genannt. Schon die gewöhnlichern Zelte der morgenländischen Nomaden haben wenigstens zwo Hauptabtheilungen; die innerste oder hinterste ist für die Frauen, und den Morgenländern in diesem Sinne heilig, d. i. abgesondert, unzugänglich; der vordere Raum wird von dem innersten nur durch einen Vorhang getrennt, und ist für die Männer. Was sich in den Zelten der Gemeinen findet, das findet sich weit reicher und kostbarer in den Zelten der Vornehmen. Eines Emirs oder Fürsten Zelt hat mehrere Bequemlichkeiten; der innerste Raum ist nur ihm, und wen er besonderer Ehre würdigt, zugänglich; in den vordern Theil, oder das Vorzelt, mögen auch andere kommen. Das Hausgeräth ist köstlich. Der Boden mit einem kostbaren Teppich belegt, ein Gestell, wo die Rauchpfanne mit den Kohlen liegt, wo Rauchwerk aufgestreut wird u. dgl. Seht da die simple Idee, nach welcher auch dieses Königszelt, diese Wohnung Gottes, der zugleich König des Hebräischen Volks war, verfertigt wurde. Kein Haus oder Palast, ein Zelt mußte es seyn, aber das prächtigste, das die Baukunst der Hebräer erreichen konnte. Die Breter zu den Tragwänden wurden mit Goldblech beschlagen. Zwanzig Breter, oder Betersäulen, die als Pfeiler zu den Stützen dienten, aufrecht stehend an einander gereiht, jedes drei Fuß breit, zwanzig hoch, maßen auf jeder Seite die Länge, und acht, die Breite, so daß acht und vierzig solcher Breter (auf jeder Seite)

der Länge nach zwanzig, und acht für die Breite der Hinterwand, denn die Vorderseite erhielt einen Vorhang, auf zwei silbernen Untersätzen ruhend, das Getäfel ausmachten. Dieß länglich-viereckige Getäfel ward in zwei Theile oder Gemächer abgesondert, das Innerste, oder Heiligste, und das Vordere, oder Heilige. Das Innerste war eigentlich das Wohngemach des Herrn, das Vordere war mehr zu seiner Bedienung bestimmt. Der innere Raum war beträchtlich, sechszig Fuß lang, zwanzig Fuß breit, und zwanzig hoch. Und da über dieses so geräumige Täfelwerk mehrere Decken gebreitet wurden, welche auf drei Seiten herunter hiengen (nämlich nur da nicht, wo der Eingang war); so gab dieß dem Zelt ein noch größeres Ansehen, so daß es unstreitig auch durch seine Größe sich auszeichnete. Bei den Zelt-Decken sieht der Prachtliebende Morgenländer auf den Stoff und auf die Farbe. Dieß königliche Zelt sollte sich auf beiderlei Art auszeichnen. Die Tapete, die unmittelbar über die Tragbalken zu liegen kam, war die schönste und kostbarste. Auf den feinsten linnenen Stoff waren Thierbilder (Cherubim) gestickt, die in den schönsten Farben, dunkelblau, Purpur und Scharlach spielten. So unterscheiden sich jetzt noch die Zelte morgenländischer Fürsten durch schönere Farben. Olearius fand in der Begleitung der Holstein-Gottorpischen Gesandten, welche von dem damaligen Persischen Monarchen zu einer Jagd eingeladen waren, in einem Armenischen

Dorfe zur Aufnahme der Gesellschaft viele Zelte in Bereitschaft stehen, welche wegen ihrer mancherlei Farben dem Auge einen sehr reizenden Anblick gewährten (Persian. Reisebeschreib. S. 276.). Ueber jene untere Tapete war eine ziegenhärene Decke gebreitet, die gewöhnlichste Decke der arabischen Zelte, gewöhnlich aus grobem, hier aber aus dem feinsten Gewebe. Und damit auch diese Decken vom Sandstaube nicht Schaden nehme, wurden zwo Ueberdecken von Fellen aufgelegt." Heß Geschichte Moses I. Th. S. 335. fgg.

Noch jetzt haben die nomadischen Völker Asiens Zelte zu ihren Tempeln. Von den Kalmücken meldet dieses Bergmann (Nomadische Streifereien unter den Kalmücken, III. Th. S. 99.): „Die herumziehende Lebensart nöthigte die Kalmücken, statt dauerhafter Gebäude für ihre Götter bewegliche Hütten einzurichten. Einzelne Abtheilungen von solchen heiligen Hütten führen den Namen Churull von dem mongolisch-kalmückischen Stammworte Churacho, welches sammeln, versammeln bedeutet (Auch der hebräische Name, mit welchem das heilige Zelt bezeichnet wird, Ohel-moëd, welchen Luther nicht genau Stiftshütte übersetzt hat, bedeutet: Hütte oder Zelt der Versammlung). Diese Gebethütten unterscheiden sich von den übrigen theils durch ihre Größe, theils auch durch sorgfältig ausgesuchte Filzdecken. Der Umfang einer solchen

Hütte beträgt zwischen dreißig, vierzig bis funfzig und die Höhe sechs bis acht Arschinen. Das Holzwerk ist natürlicherweise an solchen Hütten viel besser als an den gewöhnlichen Hütten, indem die Dachstäbe an ihrem untern Ende mit dem Daumen und Zeigefinger nicht umspannt werden können, und die übrigen Holzstücke damit im Verhältnisse stehen." Die Zelte oder Hütten der Kalmücken bestehen nämlich bloß aus Holzwerk und Filzdecken, ohne daß nur ein einziger Nagel dazu erforderlich wäre. Das Holzwerk bildet, wie bei dem hebräischen Tempel-Zelt, gewissermaßen die Grundlage, die Filzdecken umhüllen die Aussenseiten. Auch bei andern nomadischen Stämmen der Mongolischen Völker sind die Tempel Filzhütten, aber von ansehnlicherer Größe, Dauer und Schönheit, als diejenigen, die zur Wohnung dienen. S. Jul. v. Klaproth's Reise in den Kaukasus und nach Georgien, I. Th. S. 166.

In der ganzen Einrichtung hatte übrigens der tragbare Tempel der Israeliten Aehnlichkeit mit den Tempeln anderer Völker des Alterthums. Wie diese geräumige Vorhöfe hatten, so hatte auch die Stiftshütte einen länglich-viereckigten Vorhof, zweihundert Fuß lang, hundert breit, der durch Umhänge oder Teppiche, die an Säulen hiengen, gebildet wurde (2 Mos. XXVII, 9. XXXVIII, 9.). Die Stiftshütte selbst war in zwei Theile, das Heilige und das Allerheiligste, abgetheilt; in dem letzteren befand sich die

Gesetz- oder Bundeslade mit den Sinnbildern der göttlichen Eigenschaften, den Cherubim, und diesen besonders geheiligten Ort durfte, ausser dem Hohenpriester jährlich einmal (am Versöhnungsfeste), kein menschliches Wesen betreten. So durfte auch in mehreren Griechischen Tempeln der hinterste Theil von Niemandem betreten werden (S. Lackemacher's Antiqq. Graecor. Sacr. S. 174.). Dieser Theil, wo in den heidnischen Tempeln das Bild der Gottheit stand, war gewöhnlich gegen Abend, und der Eingang gegen Morgen (s. Spencer de Legg. Hebraeor. rituall. Lib. III. Diss. VI. Cap. 1. Sect. 4. p. 915. der Pfaffsch. Ausg.). Eben so war auch der Eingang der Stiftshütte gegen Morgen (4 Mos. III, 38.), und das Allerheiligste folglich gegen Abend. In dem Allerheiligsten herrschte ein feierliches Dunkel, wie in den mehresten alten Tempeln. Ein köstlicher gewirkter Vorhang sonderte das Allerheiligste von dem Heiligen ab, und auf ähnliche Weise war in den Aegyptischen Tempeln der hinterste Theil, in welchem sich das heilige Thier befand, dem der Tempel gewidmet war, von dem vordern Theil durch einen mit Gold durchwirkten Vorhang abgesondert (Klemens von Alexandrien Paedag. III. B. 2. Kap.)

270.

XXVII, 1. 2. Und sollt einen Altar machen von Förenholz......... Hörner sollt

du auf seine vier Ecken machen, und ihn mit Erz überziehen.

Dieser Altar, auf welchem die Brandopfer dargebracht wurden (XX, 24. XXXV, 16. XXXVIII, 1.), bestand aus vier mit Kupfer überzogenen Bretern von Akazienholz, welche in der Mitte hohl blieben (vergl. unten V. 8.), beim Gebrauch aber mit Erde angefüllt wurden; denn oben XX, 4. wird ausdrücklich gesagt, der Altar solle von Erde aufgeworfen werden. Die vier Breter waren also eigentlich ein Behältniß des Altars, das man beständig brauchte, damit es, wo die Israeliten auf ihrem Zuge stille lagen, mit Erde angefüllt und zum Opfern gebraucht werden konnte. Oben an den vier Ecken des Altars waren Hörner angebracht, wie auf manchen Altären anderer Völker des Alterthums. So sagt Nonnus (Dionysiaka XLIV. B. Vs. 96.), daß Agave, als sie auf Kadmus Befehl ein Opfer darbrachte, auf einen hohen Berg gegangen sey, und auf einem mit Hörnern geschmückten Altar (εὐκεράῳ παρὰ βωμῷ) ein Schaaf geopfert habe. Ueberreste steinerner Altäre, die mit Hörnern verziert waren, sah man noch zu Anfang des siebzehenten Jahrhunderts zu Rom unter den Ruinen, wie Scacchi versichert (Sacr. Elaeochrysm. Myrothec. L. II. C. 65. p. 635.). Auf alten Römischen Münzen findet man auch dergleichen Altäre, namentlich war der Altar des Friedens mit Hörnern versehen (s. Choulius de relig. veter.

Romanor. p. 65.). Der Altar des Delischen Apollo war sogar ganz aus Hörnern zusammengesetzt (s. Kallimachus Hymnus auf Apoll, Vs. 60. Diogenes Laërtius Pythagoras Lib. VIII. Segment. 13. Plutarch de solert. animal. T. II. Opp. p. 983. ed. Francofurt.). Hörner waren das Sinnbild vorzüglicher Macht und Würde. Daher findet man Götter und Helden des Alterthums mit Hörnern geschmückt. Die Abbildungen des Serapis, Amuns, und Bacchus sind auf alten Münzen an Hörnern kenntlich (s. Casaubonus de satyr. Graecor. poësi, p. 61. der Rambachsch. Ausg.). Auch auf den Münzen der Persischen Könige, ingleichen Alexanders und seiner Nachfolger, sieht man die Köpfe derselben mit Hörnern geziert. Klemens von Alexandrien sagt (Protreptic. s. Admonit. ad gentes p. 27. der Sylb. Ausg.), Alexander habe oft ein Horn getragen, um dadurch seinen göttlichen Ursprung anzuzeigen.

271.

XXVII, 20. Gebeut den Kindern Israel, daß sie zu dir bringen das allerreinste lautere Oel, von Oelbäumen gestossen zur Leuchten.

Durch den Ausdruck Oel von Oelbäumen, oder Baumöl, wird dieses Oel von andern Oel-Arten unterschieden. Der Zusatz gestossenes zeigt an, daß ein solches Baumöl gemeint werde, welches von Oliven komme, die im Mörser zerstoßen worden, und

nicht Oel, welches in der Oelmühle aus den Oliven gepreßt werde. Das aus den gestossenen Oliven gewonnene Oel soll, nach Columella's Bemerkung (XI, 2. 83.), viel reiner und von besserem Geschmack seyn, auch nicht viel Rauch machen, und keinen so starken Geruch von sich geben.

272.

XXVIII, 30. Und sollt in das Amtschildlein thun Licht und Recht, daß sie auf dem Herzen Aarons seyn, wenn er eingehet vor dem Herrn, und trage das Amt der Kinder Israel auf seinem Herzen.

Für: Licht und Recht, wie Luther übersetzt hat, würde es genauer Licht und Wahrheit heissen. Man sollte in dem Hohenpriester, wenn er im heiligen Staatskleide erschien, den höchsten Gerichtsvorsteher, und den Bewahrer göttlicher Aussprüche erkennen. Daher sollte er das Offenbarungs- und Wahrheits-Zeichen (hebräisch: Urim und Thummim) in oder aussen auf seinem Brustschmuck tragen. Wahrscheinlich war es eine symbolische Zierrath, so wie, nach Diodorus von Sicilien (I. B. S. 68. der Rhodomann. Ausg.) und Aelian (Vermischte Gesch. XIV. B. 34. Kap.), bei den Aegyptiern der Hohepriester, welcher zugleich Oberrichter in burgerlichen Angelegenheiten war, um den Hals an einer goldnen Kette eine Zierrath von Edelsteinen trug, welche Wahrheit hieß. Das Gericht wurde nicht

eher eröffnet, als bis der Oberrichter diesen Schmuck angelegt hatte.

273.

XXVIII, 33. **Und unten an seinem Saume** (des hohenpriesterlichen Kleides) **sollt du Granatäpfel machen von geler Seide......... und zwischen dieselben güldene Schellen, auch um und um.**

„**Schellen** oder Glöckchen scheinen in Asien seit den ältesten Zeiten zu den heiligen Geräthschaften gehört zu haben. Goldne Schellen machten einen Theil der Zierrathen des hohenpriesterlichen Kleides des Jüdischen Hohenpriesters aus, mit dem er bekleidet war, wenn er an großen und außerordentlichen Festtagen in das Allerheiligste gieng. Dieser Anzug war sehr prächtig; er war himmelblau, und der Saum desselben war mit Quasten gleich Granatäpfeln aus bunter Seide, und mit Schellen besetzt. Der Gebrauch und der Zweck derselben ergiebt sich aus diesen Worten: (Vs. 35.): **Und Aaron soll ihn anhaben, wenn er dienet, daß man seinen Klang höre, wenn er aus und ein gehet in das Heilige vor dem Herrn, auf daß er nicht sterbe.** Der Klang der zahlreichen Schellen an seinem Gewande gab dem versammelten Volk das Zeichen, daß nun die ehrwürdigste ihrer religiösen Feierlichkeiten begonnen habe. Sobald der Hohepriester dieses Gewand angelegt hatte, trug er die Räucherpfanne in

das Heilige; es war für das Volk das Zeichen, sich vor der Gottheit nieder zu werfen, und die inbrünstigen Gebete zu beginnen, welche mit der aufsteigenden Rauchsäule zu dem Thron des Himmels emporgetragen werden sollten. Bei einer Indischen Pudscha (einer aus Abwaschungen und Hersagen gewisser Gebetsformeln bestehenden religiösen Handlung) ist es eine unerläßliche Ceremonie, daß von dem dabei dienenden Brahmin mit einer kleinen Glocke geklingelt wird. Die den Götzen geweiheten Frauen oder die Tänzerinnen der Pagoden haben an ihren Füßen kleine goldne Schellen, deren sanftes harmonisches Geklingel mit den Melodien ihres Gesangs zusammen stimmt (Maurice's Ind. Alterth. V. B. S. 137.)." — „Die alten Persischen Könige, welche in ihrer Person die königliche und priesterliche Würde vereinigten, hatten ihre Gewänder unten mit Granatäpfeln und Schellen besetzt. Die Arabischen öffentlichen Mädchen haben, wie die Indischen, am Halse, an den Ellbogen und Beinen goldne Schellen, die, wenn sie vor dem König tanzen, einen angenehmen Klang geben. Die Frauen und Töchter der arabischen Emire tragen große ausgehölte goldne Ringe, die inwendig hohl und mit kleinen Steinchen angefüllt sind, daher sie im Gehen ein Geklingel, wie Schellen machen. Diese Ringe, welche Khalkal genannt werden, nebst einer Menge von Schaumünzen, die sie hinten an ihre langgeflochtenen Haarzöpfe hängen, vertreten die Stelle

der Glöckchen, und zeigen an, daß die Hausfrau, oder andere Frauenzimmer kommen." Calmet's bibl. Wörterbuch unter: Glöcklein." (B.)

Vergl. die Sitten der Beduinen-Araber, aus dem Französisch. des Ritters Arvieux S. 115. und 208. der deutsch. Uebers.

274.

XXIX, 20. Und sollt das Blut auf den Altar sprengen rings herum.

Es ist, sagt der Bischof Patrik, keine unwahrscheinliche Vermuthung des Fortunatus Scacchus, daß die Heiden daher ihre Taurobolia und Kriobolia genommen haben, die aber im Fortgange der Zeit durch abscheuliche Gebräuche und Ceremonien entstellt wurden. „Das Taurobolium der Alten war eine Ceremonie, durch welche der Hohepriester der Ceres geweihet wurde; es war eine Art von Blut-Taufe, durch welche, nach ihrer Meinung, der Mensch geistig wieder gebohren wurde. Bei dieser schrecklichen und blutigen Ceremonie wurde, nach dem christlichen Dichter Prudentius, dessen hieher gehörige Worte Banier über die Opfer der Alten, vollständig angeführt, der einzuweihende Hohepriester, mit einem langen seidenen Gewand angethan, und mit einer goldnen Krone auf dem Haupt, in ein dunkles Gemach geführt. Ueber diesem Gemach war ein Raum, dessen Boden an tausend Stellen wie ein Sieb durchlöchert ward. Durch diese Oeffnungen ergoß sich das Blut

eines für diesen Zweck geschlachteten geheiligten Stiers in reichen Strömen über den darunter sich befindenden Priester, der den reinigenden Strom auf alle Theile seiner Kleidung erhielt, mit dem blutigen Regen seine Hände und Wangen wusch, und selbst seine Lippen und seine Zunge damit benetzte. War alles Blut aus dem durchstochenen Schlund des geopferten Stiers ausgeflossen, so wurde der todte Körper bei Seite geschafft, und der Priester wurde aus seinem Gemach herausgelassen, — ein schrecklicher und schauderhafter Anblick! — das Haupt und die Kleider mit Blut bedeckt, und geronnene Tropfen desselben an seinem ehrwürdigen Bart hängend. So wie der Hohepriester vor dem versammelten Volk erschien, ertönte die Luft vom Geschrei der Glückwünschenden; jedoch wurde er nun für so rein und geheiligt gehalten, daß es Niemand wagte, sich ihm zu nähern, sondern ihn in einiger Entfernung mit Scheu und Ehrerbietung betrachteten." Maurice's Ind. Alterth. V. B. S. 196. Vgl. Deyling's Observatt. Sacr. II. Th. S. 618. Lomeier de veterum gentilium lustrationibus, 23. Kap. S. 294. Montfaucon's Antiq. expliq. T. II. C. III. Cap. 10. (B.)

275.

XXIX, 22. Darnach sollt du nehmen das Fett von dem Widder, den Schwanz, und das Fett am Eingeweide.

Wenn hier unter den zu opfernden Fettstücken

auch der Schwanz erwähnt wird; so muß dieß einen europäischen Leser befremden, dem es unbekannt ist, daß es eine Art morgenländischer Schaafe mit sehr großen Schwänzen giebt. Russel bemerkt in der Naturgeschichte von Aleppo (S. 51.), daß in jenen Ländern diese Art sogar häufiger sey, als die mit kleinen Schwänzen. „Dieser Schwanz," sagt er, „ist sehr breit und groß, und endigt sich in einer Spitze, die sich aufwärts zurück krümmt. Er besteht aus einer Substanz, die ein Mittelding von Fett und Mark ist, und nicht allein gegessen, sondern zu verschiednen ihrer Gerichte mit magerm Fleische vermischt wird; oft wird es auch statt der Butter gebraucht. Ein Schaaf dieser Art, ohne Kopf, Füße, Eingeweide und Haut, wiegt gewöhnlich zwölf bis vierzehen Halebsche Rotls, wovon drei oder mehr Rotl auf den Schwanz kommen, (ein Halebsches Rotls beträgt fünf Pfund), aber die von der größten Art, wenn sie gut gemästet worden sind, wiegen wohl über dreißig Rotls, von welchen der Schwanz zehen beträgt. Schaafe von der größern Art werden in Haleb gewöhnlich in Höfen gehalten, wo sie weniger Gefahr laufen, ihren Schwanz abzustoßen; aber da, wo sie im Freien sich befinden, müssen die Schäfer an den untern Theil des Schwanzes, der nicht so stark mit Wolle bedeckt ist, wie der obere Theil, zuweilen ein dünnes Bret befestigen, um alle Verletzung von Buschwerk und Dornen zu verhüten.

Manchmal hat ein solches Bret kleine Räder, um den Thieren das Nachschleppen desselben zu erleichtern.“ Diese Erfindung ist wenigstens so alt als Herodot, der sie im III. B. Kap. 115. ausdrücklich erwähnt. Nämlich da, wo er von dem Mittel spricht, dessen sich die Arabischen Schäfer bedienen, um zu verhüten daß diese Art von Schaafen den Schwanz nicht abstoße und derselbe wund werde, sagt er: „sie machen kleine Karren, und befestigen den Schwanz eines jeden Schaafes auf einen derselben.“ Damit stimmt die von dem Abbè Mariti (Reisen durch Syrien I. Th. S. 36.) gegebene Nachricht überein: „Das Hammelfleisch ist saftig und zart. Die Schwänze mancher Schaafe, die ausserordentlich schön sind, wiegen über funfzig Pfund.“ Hieraus sieht man die Ursache, warum bei den levitischen Opfern auch immer der Schwanz vom Feuer verzehrt werden mußte. S. Bocharts Hierozoik. II. Th. S. 494. Scheuchzer's Physica sacra zu d. St. Lucas Voyage au Levant. I. Th. S. 192. (B.)

276.

XXIX, 24. **Und lege es alles auf die Hände Aarons und seiner Söhne, und webe es dem Herrn.**

Das Weben des Opfers vor dem Herrn ist ein sehr alter Gebrauch. Es geschah auf zweierlei Art: entweder wurde das Opfer perpendiculär, auf- und niederwärts, bewegt; oder horizontal, gegen die

vier Weltgegenden, um damit anzuzeigen, daß das, was so hin und her bewegt wird, dem Herrn der ganzen Erde geweihet sey. Jennings Jüd. Alterth. I. Th. S. 291. (B.)

277.

XXX, 19. Daß Aaron und seine Söhne ihre Hände und Füße daraus waschen.

Die Sorgfalt, womit man Abwaschungen überhaupt und bei Opfern insbesondere beobachte, beschränkte sich nicht bloß auf die Juden; sie fand auch bei den Heiden statt. Im Homer finden sich viele Stellen, die dieß deutlich zeigen. Da wo er von dem großen Opfer spricht, welches zur Besänftigung Apolls dargebracht werden sollte, sagt er:

Wuschen die Hände sodann, und nahmen sich heilige Gerste.

Eustathius bemerkt zu dieser Stelle (Il. I, 449.) es sey ein alter Gebrauch, vor dem Opfer die Hände zu waschen, weil nur Reine sich mit heiligen Dingen befassen durften. (B.)

278.

XXX, 23. 24. Nimm zu dir die besten Specereyen, die edelsten Myrrhen...... und Cinnamet........ und Kalmes........ und Kasien....... und Oel vom Oelbaum.... und mache ein heiliges Salböl.

Der Name der ersten hier erwähnten Specereien, Myrrhe, ist aus dem Hebräischen und Arabischen

Mor in die mehresten Europäischen Sprachen übergegangen. Ein Arabischer Botaniker, Abulfadli, sagt (in Celsius Hierobotanik. I. Th. S. 521.): „Mor ist der Name eines der Akazie ähnlichen mit Dornen versehenen Baums, woraus ein weisser Saft fliesset, der consistent und ein Gummi wird.“ Plinius (Naturgesch. XII. B. 15. Kap.) beschreibt den Myrrhenbaum als einen kleinen etwa fünf Ellen hohen Baum; der Stamm seyn krumm und gewunden, nach einigen habe er eine glatte, nach andern eine rauhe und dornichte Rinde; das Blatt gleiche dem Oelblatte, sey aber kraus und stachlicht; die Rinde werde jährlich zweimal von der Wurzel bis an die Aeste aufgeritzt, und dann triefe daraus die beste Myrrhe, die man Stakte nenne. Nach Dioskorides (I. B. 78. Kap.) ist der Myrrhenbaum dem Aegyptischen Schotendorn, oder Akazienbaum (s. oben S. 95. 96.) ähnlich. Er nennt dreierlei Arten des aus ihm schwizenden Gummi's, wovon er die beste gleichfalls Stakte nennt. Diodorus, der Sicilier sagt (histor. Biblioth. V. B. 41. Kap.): „Der Myrrhenbaum ist dem Mastixbaum ähnlich, hat aber ein kleineres und dichteres Blatt. Wenn um seine Wurzeln die Erde aufgegraben wird, so dringt ein Saft aus ihm. Steht der Baum in gutem Boden, so geschieht dieß jährlich zweimal, im Frühling und im Herbst. Die im Frühling gesammelte Myrrhe ist rötzlich, wegen des Thaues, die andere aber weiß.“

Der Baum wächst, nach Plinius (a. a. O.), in Arabien an mehreren Orten, und, wofern Belon richtig beobachtet hat, auch in Palästina. Denn er sagt (Observatt. II. B. 80. Kap.), bei Rama wachse eine Dornstaude, von welcher er glaube, sie sey die Myrrhe; sie sey krumm, aſtreich, und mit spitzigen Dornen bewaffnet; die Blätter wären der Akazie ähnlich, nur etwas größer. Der in der oben angeführten Mosaischen Stelle gebrauchte hebräische Ausdruck bedeutet wörtlich fließende Myrrhe, und damit wird die feinste und vorzüglichste Art, oder, wie Luther ganz richtig übersetzt hat, die edelste Myrrhe, bezeichnet, diejenige nämlich, die ohne vorher gegangene Incision von selbst aus der aufschwellenden Rinde dringt.

Der hebräische Ausdruck, für welchen Luther Cinnamet gesetzt hat, bedeutet wohlriechenden oder Gewürz-Zimmt, ein Product eines auf der Ostindischen Insel Zeilan einheimischen Baums, der von den dortigen Eingebornen Korunda-gauhah genannt wird. Knox giebt von diesem Baume folgende Beschreibung (Ceilanische Reisebeschreib. S. 32. der deutschen Uebers.): „Er wächst wild in den Wäldern, wie andere Bäume, und wird von den Einwohnern auch nicht höher geachtet. Man trifft ihn am meisten auf der Westseite des großen Flusses Mavela-gonga an und zwar so häufig, als etwa Haselsträuche in England, wiewohl an manchen Orten mehr, an andern weniger, an manchen gar nicht. Die Bäume sind nicht gar zu groß,

sondern mittelmäßig. Der Zimmt ist die Schaale oder Rinde, welche, wenn sie noch an den Bäumen ist, weißlich aussieht. Sie wird abgekrazt oder abgezogen, und an der Sonne getrocknet: man nimmt sie nur von den kleinen Bäumen ab; obwohl die Rinde von den größern eben so anmuthig an Geruch, und so stark von Geschmack ist. Das Holz hat keinen Geruch; ist weiß von Farbe, und weich wie Tannenholz. Man hauet dieses zu allerlei Gebrauch um, und schont es nicht mehr, als andere wilde Bäume. Das Laub ist an Farbe und Dicke den Lorbeer-Blättern sehr ähnlich; der Unterschied ist dieser, daß, da an den Lorbeer-Blättern nur eine gerade Ader durchaus läuft, daran das Grüne an beiden Seiten sich ausbreitet, das Zimmt-Laub dagegen deren dreie hat, an welchen sich das Blatt umher breitet. Wenn die jungen Blätter hervor kommen, sehen sie ganz roth, wie Scharlach; zerbricht oder zerreibt man sie, so geben sie mehr einen Geruch wie Würznelken, als wie Zimmt. Der Baum trägt eine Frucht, die im Brach-Monat reif wird, und einer Eichel sehr ähnlich, wiewohl etwas kleiner ist. Diese hat weder den Geschmack noch den Geruch der Rinde; aber wenn sie im Wasser gekocht wird, giebt sie ein Oel, das oben auf schwimmet, welches, wenn es kalt wird, so hart und weiß ist als Unschlitt, und überaus wohl riecht. Man braucht es zu Salben wider allerlei Verletzungen und Schmerzen, auch in den Lampen zu

brennen, an statt des Lichts in den Häusern; doch machen sie keine Kerzen daraus, deren sich auch sonst allda niemand bedient als der König." Daß jedoch die Portugiesen, als sie noch im Besitz der Insel waren, aus dieser ölichten Materie Kerzen zu verfertigen pflegten, meldet Tavernier (Reisen II. Th. II. Buch 12. Kap.): „An dem Zimmt-Baum," sind seine Worte, „wächst eine Frucht, einer Olive ähnlich, die aber nicht gegessen wird. Sie sammelten deren eine Quantität, die sie nebst den kleinen Spitzen an dem Aeussern der Aeste in einen Kessel mit Wasser thaten, und sieden liessen, bis das Wasser alles verzehrt war. Wann nun die Materie kalt geworden, war das Obere wie ein Teig weissem Wachs gleich, und auf dem Boden des Kessels Kampher. Von diesem Teig machten sie Kerzen, deren sie sich in den Kirchen bedienten. Sobald die Kerzen angezündet, war die ganze Kirche mit einem Zimmt-Geruch erfüllt. Sie haben deren öfters nach Lissabon für die königliche Kapelle geschickt." Weiter oben bemerkt Tavernier, der Baum habe drei Rinden; nur die erste und andere nehme man, und diese sey viel besser als jene; die dritte werde nicht berührt, denn wenn sie mit dem Messer abgeschnitten würde, so wäre es um den Baum geschehen. Dieses bestätigt auch Wolf (Reise nach Zeilan, S. 86.): „Das Wachsthum des Baums," setzt er hinzu, „ist nicht allenthalben gleich; sondern nach Verschiedenheit des

Bodens stärker oder schwächer. Wenn man der Pflanze Zeit lässet, so wächst sie zu einem ziemlichen Baum; je größer aber dieser wird, desto schlechter wird seine Rinde; dergleichen Rinde ist bloß zur Destillirung des Zimmtöls zu gebrauchen." Wahrscheinlich erhielten die Hebräer dieses Ostindische Product durch die Midianiter und Nabatäer, die es aus den Seehäfen Arabien zogen.

Den hebräischen Namen der dritten Specerei, der wörtlich wohlriechendes oder Gewürz-Rohr bedeutet, hat Luther richtig Kalmus übersetzt. Plinius beschreibt ihn folgendermaßen (Naturgesch. XII. B. 22. Kap.): „Der wohlriechende Kalmus wächst in Arabien, der gemeine wird in Indien und in Syrien gefunden, zwischen dem Gebirg Libanon und einem andern unbekannten Berge, den einige ohne Grund den Antilibanon nennen, in einem kleinen Thale, nahe bei einem See, dessen sumpfige Orte im Sommer austrocknen. Der beste Kalmus wird schon von ferne gerochen, und ist weich anzufühlen. Derjenige ist aber noch besser, der nicht leicht bricht, und im Brechen splitterіcher und zasiger ist, als der Rettig. Mitten im Rohr ist ein Gewebe, das die Blume genannt wird; je mehr dessen ist, desto besser ist er. Er muß auch schwarz seyn; welches aber einige verwerfen. Je kürzer, dicker und zäher im Brechen er ist, für desto besser hält man ihn." Die alten Griechischen Schriftsteller, welche den Kalmus mit zu

den Bestandtheilen der Salböle gerechnet haben, und die Länder des Orients, deren Kalmus vorzüglich geschätzt wird, nennt Celsius im Hierobotaniko II. Th. S. 326. fgg.

Von der Kasia giebt Plinius (Naturgesch. XII. B. 19. Kap.) folgende Beschreibung: „Auch Kasia ist ein Staudengewächs, und wächst auf den Zimmtfeldern. Auf den Bergen aber macht sie ein stärkeres Rebwerk aus, und hat mehr eine dünne Haut als eine Rinde; die Größe erstreckt sich auf drei Ellen, und hat dreierlei Farbe. So bald es hervortreibt, ist es einen Schuh lang weiß, nachdem wird es einen halben Schuh hoch röthlich, noch höher fällt es ins Dunkle und Schwarze. Je jünger und frischer die Kasia ist, desto besser ist sie; zumal wenn sie einen zarten Geruch hat, dem Geschmack nach mehr brennt, als mit einer laulichten Wärme nur etwas beißt; wenn sie von Farbe purpurroth ist, ziemlich ins Gewichte fällt, ein kurzes Rohr hat, und sich nicht leicht brechen läßt." Dioskorides sagt (I. B. 12. Kap.), es gebe in Arabien sehr viele Gattungen von Kasia; eine derselben heisse in der Landessprache Kitto; ein Name der mit dem in obiger Stelle gebrauchten hebräischen, Kiddah wohl einerlei ist. „Die arabische Kasia, deren zimmtartige Rinde schon Theophrast unter den Würzen wohlriechender Salben nennt, ist wahrscheinlich der wilde, oder Mutterzimmt (Laurus Cassia Linn.), verwandt mit dem

edeln Zimmt oder Kanelbaum (Laurus Cinnamomum Linn.)." Voß zu Virgils Landbau II. 466.

279.

XXX, 26. Und sollt damit salben die Hütte des Stifts, und die Lade des Zeugnisses, den Tisch mit alle seinem Geräthe u. s. w.)

„Wie das Salben im Orient erst zur Kühlung und Gliederstärkung, dann auch zur Annehmlichkeit, und, wie das Räuchern, zur Ehrenbezeugung und Weihung geworden, wodurch Personen, die durch ihren Stand sich auszeichneten, geachtet und eingeweihet wurden, und wie eben diese Gewohnheit von Personen auf Sachen übergegangen, so daß Alles, was nur immer heilig, d. i. abgesondert, ehrwürdig, Gotte geweihet war und hieß, gesalbt zu werden pflegte, ist aus den morgenländischen Alterthümern bekannt. Es liegt so tief in der Denkens- und Lebensart dieser Gegenden, daß, wer sich nur ein wenig darein versetzt, sich in die häufigen Beispiele von diesem Gebrauch, und eben so häufigen Anspielungen auf denselben, und daher genommene Bilder und Redensarten leicht finden kann. Wo Wohlgeruch, Erfrischung, Kühlung, Stärkung des Ermatteten, so durchaus erwünscht und gesucht sind, wie im Morgenlande, da mischt sich Waschen, Räuchern, Salben, in alle häusliche und religiöse Verrichtungen;

es wird von dem Begriff des Reinen, des Geweiheten, des Heiligen, unabtrennlich." Heß Geschichte Moses, Th. I. S. 346.

280.

XXX, 34. 35. Nimm zu dir Specerey, Balsam, Stacten, Galben, und reinen Weihrauch, eines so viel als des andern, und mache Räucherwerk daraus.

Die erste zu dem heiligen Räucherwerk verordnete Specerei heißt im hebräischen Nataf, welches Wort eigentlich einen Tropfen bedeutet, oder etwas, das heraustropft, wie etwa der harzige Saft aus der Balsamstaude tropft. Die Juden verstehen deswegen, und mit ihnen die meisten Uebersetzer, auch Luther, unter jenem Worte den Orientalischen Balsam, das Harz eines Strauchs, der, nach Theophrast (IX, 6.) im Thale Syriens in zwei Gärten wuchs; nach Dioskorides (I, 18.) allein in Judäa in einem gewissen Thale und in Aegypten; nach Strabo (B. XVI.) im Thale von Jericho, und an der Meerküste der Sabäer; nach Diodor (II, 48.) und Pausanias IX. S. 583.) in Arabien. Josephus (Jüd. Krieg VIII. 6.) sagt, die Königin von Saba die er Königin von Aethiopien und Aegypten nennt, habe ihn dem Salomon gebracht; Justinus (XXXVI, 3.) schränkt ihn auf das Thal Jericho ein. Auch Plinius (XII, 25.) versichert, er sey dem einzigen Judäa eigen, dessen Bezwinger, Vespasian und Titus

ihn der Stadt im Triumph gezeigt; und (XVI, 32.) er sträube sich, anderswo zu gedeihen. Seine Gestalt, sagt er, sey dem Wein näher als der Myrthe, und, wie ungestützte Reben behandelt, decke er die Hügel; das Blatt ähnlich der Raute, und immer grün; die Höhe nicht über zwei Ellen. Es gebe drei Gattungen; eine mit dünnen und haarigen Laubpsrossen; eine, die rauh und krumm staude, und eine höhere mit glatter Rinde. Aus leichten Einschnitten der Rinde quelle der lieblich duftende Saft, Opobalsamum genannt, in kleinen Tropfen, die mit Wolle in kleine Hörner gesammelt, und in ein irdenes Geschirr verwahrt werden; gleich zähem Oele, anfangs weiß und durchsichtig, dann röthlich und verdickt, bei schlechterer Art grünlich und dunkel. Nächst dem Safte werde die Beere geschätzt (Karpobalsamum), dann die Rinde, und das abgeschnittene Reisig (Xylobalsamum). Diesem Jüdischen Balsamstrauch, der nach der Eroberung von Judäa auf Rechnung des Römischen Staats angebaut ward, entspricht Linnè's Amyris Opobalsamum, ein strauchartiges Bäumchen, welches Belon in den Balsamgärten bei Kairo, vier bis sechs Schuh hoch, mit wenigen stets grünen Blättern, wie der Weinraute, sah. Indeß findet sich um Medina noch ein anderer wild wachsender Balsambaum mittlerer Größe, von Linnè Amyris Gileadensis genannt, aus welchem der Balsam von Mekkah quillt." Voß zu

Virgils Landbau S. 309. Vgl. Belon's Observations B. II. Kap. 9. Bruce's Reisen V. B. S. 28. fgg. der deutsch. Uebersetz. Hasselquist's Reise nach Palästina S. 34. und 564. Forskal's Flora Aegypt. strab. p. 79. 80.

Der zweite Bestandtheil des heiligen Räucherwercks war, nach Luthers Uebersetzung, Stacte, oder die Tropfmyrrhe. Allein das hebräische Wort Schecheleth bedeutet vielmehr den See- oder Meer-Nagel, den Schneckendeckel einer der Purpurschnecke ähnliche Muschel, die in den Gewässern Indiens häufig gefunden wird, und in allen Räucherpulvern jener Gegenden die Hauptingredienz ausmacht. An sich und allein hat zwar der Meer-Nagel keinen angenehmen Geruch. Denn wenn man ihn in Stücke zerbrochen auf Kohlen legt; so giebt er erst einen Geruch wie die gebrannten Garneelen, oder kleinsten Seekrebse, bald hernach aber wird der Geruch dem Bernstein, oder wie Dioskorides sagt, dem Biebergeil ähnlich. Unter anderes Räucherwerk aber gemengt, giebt er demselben Kraft und Dauer. Rumph beschreibt (in der Amboinischen Raritäten-Kammer Kap. 17. S. 48. der neuen und vermehrten Ausg. Wien 1766.) neun Arten des Meer-Nagels, der auch in den Schriften der Arabischen Aerzte öfters unter den Namen des wohlriechenden Nagels erwähnt wird.

Die dritte Specerei, Galbanum, ist das

Gummi oder Harz einer in Arabien wachsenden Staude welche nach Plinius (XII, 25.) samt dem Gummi Stagonitis heißt, wahrscheinlich unser Mutterharz von Bubon Galbanum Linn. Dieses Gummiharz, denn dieser Name ist ihm angemessen, da es wie Harz bald Feuer faßt, und wie Gummi sich im Wasser auflösen läßt, ist eine fette, zähe, dem Gummi Ammoniacum ähnliche Substanz, die aus vielen kleinen schimmernden und und blinkenden Körnchen in einen Klumpen zusammengepackt ist, und einen scharfen bitterlichen Geschmack und Geruch hat.

Auch Weihrauch ist, wie Galbanum, das Harz einer Pflanze, die, wie Plinius sagt (XII, 14.), ausser Arabien nirgends, und nicht einmal in Arabien überall wächst. „Sie wächst um Adramita (das ist, Hadramaut eine der südlichen Provinzen Arabiens) und Saba, und dieser Weihrauch wird, weil ihn die Minäer ausführen, auch Minäischer genannt. Es ist nicht ausgemacht, wie der Baum gestaltet sey. Wir haben Kriege in Arabien geführt, und doch ist, so viel ich weiß, die Gestalt dieses Baumes nie beschrieben worden. Die Nachrichten der Griechen weichen unter einander ab. Einige sagen, er habe ein Birnbaumblatt, nur sey es kleiner, und grasgrün; andere vergleichen ihn dem Mastixbaume mit röthelndem Laube; andere der Terebinthe. Juba berichtet, er habe einen gewundenen Stamm, mit Aesten fast wie des Pontischen Ahorns, und gebe Saft wie der Mandel-

baum. An Rinde gleicht er dem Lorbeer, nach einigen auch am Laube. Um den Aufgang des Hundsterns wird die schwellende Rinde geritzt, worauf ein fetter Schaum hervorspringt, und verdickt im Herbste gesammelt wird; dieser Weihrauch ist am reinsten, und weiß. Röthlich und schlechter quillt er im Frühling, nachdem die Bäume im Winter geritzt worden. Was in runden Tropfen hieng, nennen wir männlichen Weihrauch, wovon oft einzelne Stücke die Hand füllen. Gebröckelte Körner nennen wir Manna." Theophrast, aus dessen Pflanzengeschichte (IX, 4.) Plinius das Obige hauptsächlich geschöpft hat, sagt noch, daß einige behaupten, wohlriechender wachse der Weihrauch in Arabien, schöner von Ansehen auf den angränzenden Inseln, welche die Indier beherrschen. Dies ist der Indische Weihrauch des Dioskorides (I, 82.), der viereckt geschnitten, und in irdenen Gefäßen zu Kugeln gerollt wird, wo er mit der Zeit ergilbt. Philostratus (im Leben des Apollonius (III, 1.) versichert, daß auch aus hohen Bäumen des Indischen Kaukasus Weihrauch tropfe. Niebuhr führt zwar in der Beschreibung von Arabien (S. 143. 282. 83. 84.) mehrere Gegenden Arabiens an, wo Weihrauch gefunden wird, aber ohne die Pflanze, deren Product er ist, zu beschreiben. Sprengel (Geschichte der Botanik I. Th. S. 16. der neuen Ausgabe) hält sie für Amyris Kasal Forskal (Flora Arab. p. 19.): „Aber es gab einen

Indischen, den Roxburgh und Colebrook (Asiat. Research. IX. p. 377.) als Boswellia serrata oder turifera bestimmen. Die Israeliten zogen den ihrigen aus Saba (Hadramaut). Doch führten ihnen wahrscheinlich die Tyrier auch den Indischen zu, der ebenfalls auf der westlichen Küste Arabiens und den Inseln des Persischen Meerbusens wächst (Panchaia)."

281.

XXXI, 18. Und da der Herr ausgeredet hatte mit Mose, gab er ihm zwo Tafeln des Zeugnisses (d. i. des Gesetzes), die waren steinern.

Daß die Bewohner des südlichen Arabiens (Jemen) in den ältesten Zeiten Gesetze und Weisheitslehren in Steine einzugraben pflegten, sagt ein Arabischer Schriftsteller, Ibn Mokri, in seinen Erläuterungen Arabischer Sprichwörter, zu dem Sprichworte: dauerhafter als was auf Stein eingegraben ist. S. Meidanii Proverbior. arabicor. pars, ed. H. A. Schultens (Leid. 1795. 4.) p. 45. No. LXXXV.

282.

XXXII, 2. Aaron sprach zu ihnen: reisset ab die güldenen Ohrenringe an den Ohren eurer Weiber, eurer Söhne und eurer Töchter.

Im Morgenlande trugen nicht nur Weiber, son-

dern auch Männer Ohrenringe; vgl. Richt. VIII, 24. Auch Plinius (Naturgesch. XI. B. 50. Kap.) bemerkt, daß im Morgenlande die Männer goldnen Schmuck in den Ohren zu tragen pflegten. (B.)

283.

XXXII, 4. 6. Und machte ein gegossen Kalb...... Und stunden des Morgens frühe auf, und opferten Brandopfer, und brachten dazu Dankopfer. Darnach setzte sich das Volk zu essen und zu trinken, und stunden auf zu spielen.

„Dieser Ausdruck bedeutet bei den Alten oft tanzen; wie schon lange von Auslegern bemerkt worden. Wahrscheinlich ist hier von einem mystischen Tanz die Rede, welcher den Lauf der Gestirne nachahmte; um desto mehr, da der Sonnengott unter dem Bilde des Stiers von den Alten verehrt ward. Dieser Dienst war den Israeliten desto weniger unbekannt, da die Aegyptier dem Stier Apis in Memphis, und früher als diesem dem Stier Mnevis in On, welches die Griechen Heliopolis (Sonnenstadt) nannten, Ehre erzeigten, On aber nach dem Lande Gosen hin lag, welches ihren Vätern, als sie aus Kanaan nach Aegypten gezogen waren, vom Pharao eingeräumt worden." Stollberg's Geschichte der Relig. II. B. S. 127. Von der Verehrung des Stiers Mnevis s. Jablonsky's Panth. Aegypt. II. Th. S. 211. fgg. und S. 262. (R.)

Ueber den mystischen Tanz findet sich eine merkwürdige Stelle in Lucians Abhandlung über das Tanzen (I. B. S. 913. der Benedict. Ausg.), wo er zu seinem Freunde sagt: „Fürs erste scheint es dir unbekannt zu seyn, daß das Tanzen keine neue Gewohnheit, oder eine Sache von Gestern ist, die in den Tagen unserer Väter oder Großväter aufgekommen wäre. Die, welche die wahrhaftesten Nachrichten von dem Ursprung des Tanzens gegeben, werden dir sagen, daß es zugleich mit dem Anfang aller Dinge begonnen habe, und der alten Gottheit Liebe gleichzeitig sey. Denn die umkreisende Bewegung der Sterne, und die in einander greifende Bewegung der Planeten unter den Fixsternen, ihre regelmäßige Verbindung unter einander, und ihre wohlgeordnete Harmonie, beurkunden den Ursprung des Tanzens." Vgl. Milton's verlohrnes Paradies III. B. I, 579. und V. I. 620. fgg. Volney ist der Meinung, daß durch den heiligen Tanz der Mohammedanischen Derwische die Bewegung der Gestirne vorgestellt werden solle (la danse des Derviches, dont les tournoyements ont pour objet d'imiter les mouvements des astres." Voyage en Syrie, T. II. p. 403. note). Vgl. Picart's Ceremonien und Religionsgebräuche alter Völker, III. Th. S. 87. 120. 260. 177. 234. und Bemerkungen über die Religion der Türken, S. 42. Anmerk. der zweiten Ausg. (B.)

284.

XXXII, 5. **Und Aaron ließ ausrufen, und sprach: morgen ist des Herrn Fest.**

Bei den Hindus pflegt vor einer religiösen Ceremonie, oder vor einem Feste der dienstthuende Brahmin, oder eine andere dazu angestellte Person auszurufen: „Morgen, an dem und dem Tage, wird diese oder jene Ceremonie begangen, dieses oder jenes Fest gefeiert werden.“ (Ward.)

285.

XXXII, 19. **Als er aber nahe zum Lager kam, und das Kalb und den Reigen sahe.**

Vor dem Götzenbild zu tanzen, findet fast bei jedem religiösen Fest der Hindus statt. (Ward.)

286.

XXXIII, 5. **Und nun lege deinen Schmuck von dir.**

Die ältesten Griechischen Uebersetzer, oder die sogenannten Siebenzig Dollmetscher, geben diese Uebersetzung: so leget nun ab euere Ehrenkleider, und andern Schmuck. Bei tiefer Trauer pflegte man die Ober-Gewänder abzulegen; und es ist dieß noch im Morgenlande gewöhnlich. „Wenige Tage darnach kamen wir an einen Ort Namens Rabbock, etwa vier Tage-Reisen diesseits Mekkah, wo alle Hadschi's (Pilgrime), die Frauen ausgenommen, das Ihram anlegen, das ist, sie legen alle ihre

Kleider ab, und bedecken sich nur mit zwei Ihrams, oder weissen baumwollenen Umschlagetüchern; das eine, welches sie um die Mitte des Leibes schlagen, reicht bis auf die Knöchel; mit dem andern bedecken sie den Obertheil des Körpers, den Kopf ausgenommen. Ausser diesen Umschlagetüchern tragen sie nichts auf ihrem Körper; an den Füßen haben sie bloß dünnbesohlte Schuhe, oder Sandalen, deren Oberleder bloß die Zehen bedeckt, der Obertheil des Fußes ist übrigens ganz bloß. So gehen sie, gleich demüthig Büssenden, von Rabbock bis nach Mekkah, in die Nähe des Heiligthums, indem sie von der sengenden Sonnen-Hitze oft so leiden, daß die Haut ihres Rückens und ihrer Arme ganz verbrannt ist, und ihr Kopf ganz aufschwillt." Pitt's Reisen, S. 115.

(B.)

287.

XXXIII, 6. Also thäten die Kinder Israel ihren Schmuck von sich vor dem Berge Horeb.

Die Ankündigung des göttlichen Zorns war die Ursache, warum die Israeliten ihren Schmuck ablegten. Auf ähnliche Weise pflegten bei den Römern die wegen eines Vergehens Angeklagten ihren Kummer an den Tag zu legen. Es wurde ein Tag bestimmt, da der Beklagte vor Gericht erscheinen mußte. In der Zwischen-Zeit veränderte er seine Kleidung, legte jede Art von Schmuck ab,

ließ sich Haar und Bart wachsen, und gieng so umher, um sich die Gunst des Volks zu erbitten. Adam's Römische Alterthümer. S. 87. (B.)

288.

XXXIII, 12. So du doch gesagt hast: ich kenne dich mit Namen, und hast Gnade vor meinen Augen funden.

Die Redensart: ich kenne dich mit Namen, ist von Monarchen erborgt, die nicht alle ihre Unterthanen, sondern nur wenige Vertraute, welchen sie den nähern Zutritt gestatten, mit Namen kennen. Dieselbe Redensart findet man noch in neueren Zeiten im Morgenlande. So erzählt der Engländer, Robert Knox (Ceilanische Reisebeschreibung S. 279. der deutschen Uebers.), als er von den Cingalesen verlangt habe, daß sie ihm den Reiß, den er zu seiner täglichen Speise brauchte, roh bringen sollten, damit er ihn sich selbst zubereiten könne; so hätten sie dieß verweigert. „Es wäre mir, sagten sie, nicht anständig, daß ich mein Essen mir selbst zurichte, weil ich ja ein Mann wäre, den der König bei seinem Namen kenne, und den er nächstens zu einer Ehrenstelle erheben werde.“

289.

XXXIV, 15. Daß sie dich nicht laden, und du von ihrem Opfer essest.

Einen Theil von dem zu essen, was zum Opfer dargebracht wurde, scheint ein sehr alter und allgemein

angenommener Gebrauch gewesen zu seyn. Darauf spielt Juvenal an, wenn er sagt (Sat. XI, 83.), „vormals sey getrockneter Speck für Festtage aufbewahrt, oder an Geburtstagen Anverwandten vorgesetzt worden, auch wohl dazu frisches Fleisch, wenn ein Opfer solches gegeben habe.*) (B.)

290.

XXXIV, 28. Und er war allda (auf dem Berge Sinai, Vs. 4.) bei dem Herrn vierzig Tage und vierzig Nächte; und aß kein Brodt und trank kein Wasser.

Aehnlich ist die in den Büchern der Parsen aufgezeichnete, und auch von mehreren alten Schriftstellern erwähnte Sage, daß Zoroaster einige Jahre lang die Belehrungen Ormuzds auf einem Gebirge erhalten habe. S. Zoroasters Leben in Zendavesta v. Kleuker III. Th. S. 20.

291.

XXXIV, 28. Und er schrieb auf die Tafeln solchen Bund, die zehen Worte.

Unter den zehen Worten werden die zehen Gebote verstanden, die oben XX, 2 — 17. aufgezeichnet sind. Dieselbe Zahl von Geboten haben die Kalmücken. „Die Pflichten, zu welchen zwar auch

*) Moris erat quondam festis servare diebus
Et natalitium cognatis ponere lardum,
Accedente nova, si quam dabat hostia, carne.

das gemeine Volk, aber besonders die Geistlichkeit verbunden ist, liegen in den Kalmückischen zehen Geboten. Diese zehen Gebote untersagen eben so viele schwarze oder grobe Sünden. Die drei ersten sind Körpersünden, die vier folgenden heissen Zungensünden, die übrigen Gemüthssünden. Das erste Gebot untersagt das Tödten aller Geschöpfe; das zweite betrifft die Anmaßung unrechtmäßigen Gutes, das dritte alles Unrecht überhaupt. Das vierte Gebot (das erste der Zungensünden) eifert gegen Lügen, das fünfte gegen üble Nachreden, das sechste gegen Zufugung von Angst und Schrecken, das siebente gegen leichtfertiges Geschwätz. Die drei letzten Gebote sind gegen Rachgier, Streben nach fremden Gütern, und Fühllosigkeit für das Gute gerichtet." Bergmann's Nomadische Streifereien unter den Kalmücken, III, Th. S. 77.

292.

XXXIV, 29. Da nun Mose vom Berge Sinai gieng, hatte er die zwo Tafeln des Zeugnisses in seiner Hand, und wußte nicht, daß die Haut seines Angesichts glänzte.

So erglänzte auf Pallas Athene Geheiß des Achilleus Antlitz:

Auch umkränzte sein Haupt mit Gewölk die heilige Göttin,
Goldenem, und ihm entstralt' ein ringsumleuchtendes Feuer.

Ilias XVIII, 205.

293.

XXXV, 22. Es brachten aber beide, Mann und Weib, wers williglich thät, Hefte, Ohrenrinken, Ringe und Spangen, und allerlei gülden Geräthe.

„Es darf uns nicht befremden, bei einem aus Aegypten auswandernden Hirtenvolke so viele Kostbarkeiten anzutreffen. Einmal waren die Israeliten nur zum Theil ein Hirtenvolk, denn nur einige Stämme hatten große Viehheerden, die übrigen nicht; und auch bei herumziehenden Hirten, wie wir aus der Geschichte der Stammväter wissen, waren Kostbarkeiten anzutreffen. Ein grosser Theil der Nation hatte sich in Aegypten auf Handwerke und Künste legen müssen; ihre erwerbsamen Hände hatten ihnen auch wohl damals schon, mittels Tausches und Handels, Gold, Silber, Edelsteine, und andere Kostbarkeiten zugebracht. Man muß nicht glauben, daß bei den Drangsaalen der Sclaverei kein Israelit sich auf ein oder andere Weise zu bereichern Mittel gefunden. Armuth ist zwar die gewöhnlichste Folge der Unterdrückung, aber nicht ohne Ausnahme; man läßt oft selbst aus Klugheit auch dem, den man unterdrückt, und als Sclaven behandelt, noch manches Eigenthum; ja in bürgerlichem Sinne kann man ein Sclav, und doch dabei reich seyn. Was die Israeliten für Eigenthum besaßen, an Vieh, Gold, Silber, u. dgl., war ja auch eben ein Band, an

welchem die Aegyptier sie zurückhalten konnten, da sie hingegen, wenn sie gar nichts Eigenes mehr besessen hätten, auch ohne Pharaos Einwilligung, leichter hätten loskommen mögen. So gewiß sie bei ihrem Auszug aus Aegypten eignes Vieh gehabt, so gewiß hatten sie auch eignes Gold und Silber. Viehzucht und Viehhandel, der bei einigen Stämmen noch beträchtlich war, konnte ihnen, wie den Patriarchen, auch andere Quellen des Reichthums öffnen; zumal in einem Lande, wo die Einfuhr fremder Waaren so stark, die Neigung der Landeseinwohner hingegen zu auswärtigem Handel gering war." Heß Geschichte Moses I. Th. S. 324.

294.

XXXVIII, 8. **Und machte das Handfaß von Erz..... gegen den Weibern, die vor der Thür der Hütte des Stifts dieneten.**

Diese Stelle ist vielmehr so zu übersetzen: „Und machte das Waschbecken von Erz (Kupfer), **mit** oder **von den Spiegeln der Frauen**, die vor dem Versammlungszelt den Dienst thaten." Die Spiegel der Alten bestanden aus geschliffenem Metall, und waren meistens convex. Daher sagt **Elihu** (Hiob XXXVII, 18.): **Wirst du mit ihm die Wolken ausbreiten, die fest stehen, wie ein gegossener Spiegel?** Dergleichen metallne Spiegel waren nicht eine Zierrath der Zimmer, wie bei uns, sondern die Frauen trugen sie in den Händen.

Daher sagt Kallimachus (Hymn. in Lavacr. Pall. vs. 21.) von der Venus, sie habe um ihr Haar zu ordnen, das glänzende Erz (διαυγέα χαλκὸν ἑλοῖσα) ergriffen. Cyrillus meldet (de adoratione in spiritu et virtute T. I. C. II. p. 64.), die Aegyptischen Frauen hätten, wenn sie den Tempel besuchten, in der einen Hand einen Spiegel, und in der andern eine Handpauke gehabt. Shaw (Reisen S. 241.) bemerkt, daß im Morgenlande Spiegel einen Theil des weiblichen Putzes ausmachen. „Die Mohrischen (Arabischen) Weiber in der Barberei sind so verliebt in ihren Schmuck, und besonders in ihre Spiegel, die sie über die Brust hängen, daß sie dieselben nie ablegen, selbst wenn sie nach den Mühseligkeiten des Tags mit einem Wasserkruge oder einem Schlauche aus einer Ziegenhaut, zwei oder drei Meilen weit gehen müssen, um Wasser zu holen." So pflegten auch die Israelitischen Frauen ihre Spiegel bei sich zu tragen, selbst wenn sie den Ort ihrer gottesdienstlichen Versammlungen besuchten.

In manchen heidnischen Tempeln dienten dergleichen metallne Spiegel zu einem besondern Gebrauch. „In der Mitte des Tempels steht häufig ein großer Spiegel von gegossenem und halb polirtem Metall, dessen Zweck ist, diejenigen, welche den Tempel besuchen, daran zu erinnern, daß, so wie sich in dem Spiegel ihre körperlichen Makel treu darstellen, so

auch die geheimen Mängel und bösen Eigenschaften ihres Gemüths den allsehenden Augen der unsterblichen Götter offen und aufgedeckt da liegen.“ Thunberg's Reise nach Japan, IV, 19. S. auch Chardin's Reisen II. Th. S. 279. Goguet über den Ursprung der Gesetze, Künste und Wissensch. I. B. VI. B. 2. Kap. S. 353. der Edinburg. Ausg. und Uebereinstimmung der Ost-Indischen und Jüdischen Gebräuche Art. XV.

Von den Spiegeln der Alten überhaupt findet man Nachrichten in folgenden Schriften: Eberhardus de Weihe, de Speculi origine, usu et abusu. Spanhemii Observationes in Callimachi Hymnum in lavacrum Palladis p. 615. Meursii Exercitationes Criticae II. 2. 6. Histoire de l'Academie des Inscriptions T. XXXIII. p. 140. Recherches sur les Miroirs des Anciens, par Menard. Beckmann's Geschichte der Erfindungen III. Th. S. 154. (B.)

Vgl. A. Th. Hartmanns die Hebräerin am Putztische und als Braut, II. Th. S. 240. fgg. III. Th. S. 246.

Das dritte Buch Mosis.

Erstes Kapitel.

294.

I, 4. Und lege seine Hand auf des Brandopfers Haupt.

Durch diese Ceremonie legte der Opfernde dem Opferthier gleichsam seine Sünden auf; vgl. unten XVI, 21., wo von dem Bock, der am großen Versöhnungstage in die Wüste geführt wurde, gesagt wird: Da soll dann Aaron seine beiden Hände auf sein Haupt legen, und bekennen auf ihn alle Missethat der Kinder Israel. So war es auch, wie Herodot (II, 39.) meldet, bei den Aegyptiern üblich, daß der Opfernde von sich und seinem Vaterlande das Böse abbetete, und wünschte, daß es auf das Haupt seines Opferthiers fallen möchte. Daher aß kein Aegyptier den Kopf eines Thiers, sondern verkaufte ihn entweder an Griechen, oder warf ihn in den Fluß.

295.

II, 1. **Wenn eine Seele dem Herrn ein Speisopfer thun will; so soll es von Semmelmehl seyn.**

Weizenmehl von der besten Art machte nicht nur bei den Juden, sondern auch bei den Griechen einen Theil der Opfergaben aus. So heißt es von Eumåos (Odyss. XIV, 427.)

— — — Und die Erstlinge weihte der Sauhirt
Ringsumher von den Gliedern, das strozende Fett umhåufend;
Die nun warf er ins Feuer, besprengt mit geläutertem Mehle.

Dieses feine Mehl war, wie die Dacier bemerkt, aus geröstetem Korn gemacht. Wenn die Alten etwas aßen, das nicht als Opfer dargebracht war, so bestreuten sie es mit feinem Mehl, dessen man sich statt der geheiligten Gerste bediente, womit man die Opferthiere weihete. Da bei allen ihren Festen den Göttern Ehrenbezeugungen erwiesen wurden; so war dieses Bestreuen mit feinem Mehl, welches von Eumåos geschah, eine religiöse Handlung. Geläuterten Mehls bedienten sich die Griechen bei ihren Hekatomben zuweilen statt der Thiere. Sie erfanden ein Mittel, die Götter zu hintergehen, indem sie nur ein einziges Thier opferten, und statt der übrigen kleine Bilder von Teig darbrachten. (B.)

296.

II, 1. Und soll Oel darauf gießen, und Weihrauch drauf legen.

Oel wurde, nach Maimonides, auf das Speisopfer gegossen, es wohlschmeckend zu machen. Die Heiden vermischten bei ihren Opfern nicht nur das Mehl mit Oel, sondern gossen dasselbe auch auf das Fleisch des geopferten Thiers, damit es auf dem Altar brennte. So gießt Aeneas „in die flammenden Eingeweide fettes Oel" (Aeneis VI, 254.).*) Auch Weihrauch wurde auf das Speisopfer gestreuet. Dieß geschah, um in den Vorhöfen der Stiftshütte einen angenehmen Geruch zu verbreiten, welches wegen des dort täglich verbrannten Fleisches nöthig war. Dieß pflegte auch bei den heidnischen Opfern zu geschehen, wie unter andern aus einer Stelle des Ovids erhellt.**) (B.)

297.

II, 4. Will er aber sein Speiseopfer thun vom Gebackenen im Ofen.

Unter dem Ofen darf man sich keinen Europäischen Backofen denken, sondern einen solchen, wie ihn Niebuhr in folgender Stelle beschreibt (Beschreibung von Arabien S. 51.): „Auf dem Schif-

*) Pingue superque oleum fundens ardentibus extis.

**) Da mihi thura, puer, pingues facientia flammas,
Quodque pio fusum stridat in igne merum.

L. V. Trist. Eleg. V, 11.

se, mit welchem wir von Dsjidda nach Loheia fuhren, mußte einer von den Matrosen alle Nachmittage so viel Durra (eine Art Hirse) als für einen Tag nothwendig war, auf einem länglicht breiten, und auf der Oberfläche gekrümmten Stein, mit einem andern langen und runden Stein, naß reiben, und aus dem Mehl einen Teig, und platte Kuchen machen. Unterdessen ward der Ofen geheizt. Dieser war ein umgekehrter großer Wassertopf, etwa drei Fuß hoch, ohne Boden, rundum dick mit Leimerde beschmiert, und auf einem beweglichen Fuß. Wenn der Ofen heiß genug war, so ward der Teig, oder vielmehr die Kuchen, inwendig an die Seiten des Ofens angeklappet, ohne daß die Kohlen herausgenommen wurden, und der Ofen ward zugedeckt. Nachher ward das Brod, da es für einen Europäer noch kaum halb ausgebacken gewesen seyn würde, herausgenommen, und ganz warm gegessen." Ein solcher als Ofen dienender Topf von gebrannter Thonerde wird Tenûr genannt, wie Niebuhr unter mehreren andern Zusätzen zu seiner Reisebeschreibung meldet, die in J. D. Michaelis Oriental. Bibliothek. VII. Th. S. 176. befindlich sind. Der Name Tenûr aber ist derselbe, der in der obigen Stelle in der hebräischen Urschrift steht, für welchen Luther Ofen gesetzt hat. Um so weniger ist es zu bezweifeln, daß ein solcher Topf, wie er von Niebuhr beschrieben ist, zu verstehen sey.

298.

II, 4. Kuchen von Semmelmehl ungesäuert.

Arvieux erzählt (Voy. dans la Palest. p. 192.), die um den Berg Karmel wohnenden Araber pflegten Feuer in einem großen steinernen Topf anzuzünden, und, wenn dieser heiß geworden, Mehl und Wasser durch einander zu mi sen. Diesen Teig legen sie mit der hohlen Hand an die äussere Seite des Krugs, und da er sehr dünn ist, und auf der heissen Fläche von selbst aus einander geht; so bäckt er in einem Augenblick, und das so gebackene Brod ist so dünn wie unsere Waffeln. Auch bedient man sich der Steine oder Kupferplatten zum Backen (Pococks Beschreib. des Morgenl. II. Th. S. 96.). In dergleichen Ofenkrügen wurden wahrscheinlich die hier erwähnten Kuchen gebacken. (B.)

Vgl. die Sitten der Beduinen-Araber Anmerk. 25. S. 191. fgg., wo mehrere Nachrichten über dergleichen Brodkuchen aus älteren und neueren Reisebeschreibungen gesammelt sind.

299.

II, 13. Alle deine Speisopfer sollt du salzen, und dein Speisopfer soll nimmer ohne Salz des Bundes deines Gottes seyn; denn in alle deinem Opfer sollt du Salz opfern.

Salz war bei den Alten das Sinnbild der Freund-

schaft und Treue; daher bedienten sie sich desselben bei allen ihren Opfern und Verträgen. Bruce erwähnt eine Art Salz, das so hart sey, daß es als Münze gebraucht werde, und von Hand zu Hand gehe, ohne abgenutzt zu werden, eben so wenig als ein Stein. Ein Salzbund war eine Uebereinkunft, wobei man sich des Salzes zum Zeichen der Bekräftigung bediente. Der Baron von Tott erzählt in seinen Memoirs (I. Th. S. 214.) von einem Türken, der seinen Umgang wünschte: „Bei seinem Weggang hatte er versprochen, in Kurzem zurück zu kehren. Ich war ihm bereits auf halbem Weg bis unten an die Treppe entgegen gekommen, als er stehen blieb, und sich lebhaft an einen von meinen Leuten wandte; bring mir geschwind, sprach er, etwas Brod und Salz. Als dieses herbeigebracht war, nahm er ein klein wenig Salz zwischen die Finger, streuete es mit einer geheimnißvollen Geberde auf einen Bissen Brod, und aß es mit feierlichem Ernst, indem er dabei versicherte, ich könne mich nun auf ihn verlassen.“ Von Jacub Ben Laith, dem Stifter der Dynastie der Soffariden, der früher Hauptmann einer Räuberbande war, wird erzählt, er sey einst des Nachts in einen Pallast eingebrochen, wo er eine reiche Beute gemacht. Als er eben im Begriff gewesen, sie wegzutragen, sey er mit dem Fuße an etwas gestoßen; da er es aufgehoben, und an seinen Mund gebracht, um es zu prüfen, so habe er ge-

funden, daß es ein Klumpen Salz sey: aus Religiosität, oder vielmehr aus einem Aberglauben seines Landes, wo das Volk Salz als ein Sinnbild und als ein Unterpfand der Gastfreundschaft betrachtet, habe er seine Beute zurückgelassen, und sey weggegangen, ohne das geringste mit sich zu nehmen (Herbelot's Oriental. Biblioth. unter Jacub Ben Laith). Diese Meinung vom Salze findet man auch bei Homer, der es (Ilias IX, 214.) das göttliche nennt. Und Plato nennt (nach einer Anführung Plutarchs Sympos. VI. B. 10. Kap.) Salz dasjenige, was den Göttern das Angenehmste sey (θεοφιλεστατον). Plinius bemerkt (Naturgesch. XXX. B. 41. Kap.), Salz sey eines der wichtigsten Bestandtheile der Opfer, denn keines werde ohne das mit Salz vermischte Mehl dargebracht (quando nulla sacrificia conficiuntur sine mola salsa).

(B.)

Die Beduinen-Araber betrachten noch jetzt das Salz als Symbol und Unterpfand der Treue und der Unverletzlichkeit eines Bündnisses. „Für Brod und Salz haben sie große Achtung. Wenn man bei ihnen speiset, und sie wollen einen recht inständig bitten, so sagen sie: thu' es um des Brodes und Salzes willen, das zwischen uns ist. Beim Salz pflegen sie auch etwas zu betheuern oder zu verneinen." Arvieux's Sitten der Beduinen-Araber, S. 43. Ein merkwürdiges Beispiel der Achtung der Araber für das Salz

erzählt Steph. Schulz in den Leitungen des Höchsten nach seinem Rath auf den Reisen durch Europa, Asia und Afrika V. Th. S. 246.: „Den 13ten Junii (des Jahres 1754.). Zu Mittage war der Diakonus Joseph Diab, der Schreiber vom Zoll, bei Tafel. Dieser erzählte bei Gelegenheit des Salzes, welches auf dem Tisch stunde, daß die Araber sich desselben als eines Friedenszeichens bedienen, sie sollen es gern essen, aber nicht auf den Tisch setzen. Er, der Joseph Diab, war selbst einmal in einer Caravane nach Babel (Bagdad) gewesen, da kommen sie in eine Gegend, wo die Araber ihr Lager haben. Unter der Caravane befand sich ein reicher Kaufmann. Dieser, sobald er bemerkt, daß einer von den Arabern auf die Caravane los gehen will, vergräbt sein bei sich habendes Geld in die Erde, und macht ein Feuer darüber; darauf setzen sich die andern bei dem Feuer zum Essen. Als nun die Araber ankamen, wurden sie freundlich aufgenommen, und zum Essen eingeladen; sie setzen sich auch und essen. Da aber der Hauptmann das Salzfaß mit Salz stehen sieht; so sagt er zum Kaufmann: mein Schade ist dein Vortheil; denn ich habe an einer Tafel gespeist, auf welcher Salz stund, daher kann und darf ich dir nichts thun. Als nun die Caravane wieder aufbricht; so nimmt der Arabische Hauptmann nicht nur nichts von dem, was er hätte zu fordern gehabt; sondern begleitete sie auch

mit seinen Leuten umsonst bis an den Euphrath, und übergab sie der Begleitung des Pascha von Bagdad, als Freunde von seinem Fürsten Achsam. Nun waren sie in Sicherheit. — — — Bei den Arabern ist es bei einer gemeinen Tafel nicht gebräuchlich, das Salz auf den Tisch zu setzen; sondern nur wenn ein Arabischer Fürst mit einem Pascha sich in Bündniß einlässet, welches dann Baret-milleh, d. i. Salzbund, genennet wird. Dieses gehet also zu: der Arabische Fürst, wenn er unter einem Pascha wohnen will, sendet seine Deputirte an denselben ab, und lässet anfragen, ob er in dem Lande als ein Bundesgenosse mit seinen Hütten wohnen dürfe? Verwilligt nun der Pascha solches; so schickt er seine Deputirten an den Arabischen Fürsten mit der Anzeige, daß sie den und den Tag zusammen kommen wollten; ist der bestimmte Tag da; so reitet der Pascha dem Arabischen Fürsten entgegen in das Blachfeld, welches dieser zu seiner Wohnung erwählet hat, und führet ihn nach seiner Residenz, darnach fragt der Arabische Fürst, wie viel er für die Bewohnung des Blachfeldes geben solle? Der Handel dauert nicht lange, und wird nur ohngefähr berechnet nach der Größe des Arabischen Lagers; so bald er geschlossen ist, so wird eine Mahlzeit zugerichtet, da denn ein Salzfaß mit einigen kleinen Stücklein Brod in dem Saale von den Bedienten des Pascha auf einer flachen Schüssel herum getragen wird. Dem Pascha

wird solche Schüssel zuerst vorgehalten, der denn ein Stücklein Brod nimmt, in Salz eintitschet, zwischen beiden Fingern gegen den Arabischen Fürsten hält, und ausruft: Salam! d. i. Friede! ich bin deiner Freunde Freund, und deiner Feinde Feind. Nun wird die Schüssel dem Arabischen Fürsten präsentirt, der eben so ein Stücklein Brod in das Salz titschet, und dem Pascha zuruft: Friede, ich bin deiner Freunde Freund, und deiner Feinde Feind! Nach diesem geht die Schüssel mit dem Brode an die Hauptleute des Arabischen Fürsten, und an die vornehmsten Minister des Pascha, die es dann eben so machen wie ihre Principalen; doch nur bei der Annahme des Brodes ausrufen: Salam! Friede!"

Daß diese Gebräuche bei den Beduinen-Arabern noch bis auf den heutigen Tag statt finden, ergiebt sich aus den neuesten Berichten über dieses Volk. Dom Raphael bemerkt (die Beduinen, oder Araber der Wüste II. Th. S. 59.): „So feindselig auch die Beduinen gewöhnlich den Fremden behandeln; so giebt es doch Verträge, die, indem sie ihre Wildheit zügeln, ihnen Gesinnungen, die ihrem Charakter ganz fremd sind, einzuflößen, und auf Augenblicke andere Menschen aus ihnen zu machen scheinen. Eine Art dieser Verträge wird dadurch geschlossen, daß sie sich einander einige Körner Salz mit klein geschnittenen Stückchen Brod in den Mund stecken, und dabei die Worte sagen: bei dem Recht des

Brods und des Salzes, oder auch nur, bei diesem Salz und Brod, ich werde dich nicht verrathen! Es wird kein Eidschwur hinzu gesetzt; denn je heiliger ein Schwur zu seyn scheint, um desto leichter verletzt ihn der Araber. Aber eine auf solche Weise geschlossene Verbindung erhält bloß durch die Meinung ihre Kraft, und diese ist in der That bewunderswürdig. Wenn man mit Jemanden Brod und Salz gegessen hat, so würde es ein entsetzliches Verbrechen seyn, nicht nur ihn zu berauben, sondern auch, nur das Geringste von seinem Gepäck, oder von den Waaren, die er durch die Wüste mit sich führt, anzurühren. Für eine nicht geringere Abscheulichkeit würde man die geringste seiner Person zugefügte Verletzung halten. Ein Araber, der sich ein solches Verbrechen zu Schulden kommen ließe, würde als ein Niederträchtiger angesehen werden, der von Jedem Ahndung und Abscheu zu erwarten hätte; er würde sich selbst verächtlich erscheinen, und seine Schande nie abwaschen können. Es ist fast unerhört, daß ein Araber sich mit einer solchen Schmach beladen hätte. Sie weigern sich nie, das Bündniß des Brodes und Salzes zu schließen. Kann der Fremde, der in der Wüste auf sie stößt, oder in ein Lager kommt, oder bevor er aus einer Stadt abreiset, ihrer Raubsucht dieses Bündniß entgegensetzen, so ist sein Gepäck und sein Leben, selbst mitten in der Wüste, sicherer, als er es die ersten Tagereisen unter der Ver=

antwortlichkeit von zwanzig Geißeln ist. Der Araber, mit dem er Brod und Salz gegessen hat, und alle Araber desselben Stammes, betrachten ihn als Landsmann und Bruder. Es giebt keine Art von Ehrenbezeugung, keine Beweise des Wohlwollens, die man ihm nicht erwiese."

300.

VI, 13. Ewig soll das Feuer auf dem Altar brennen, und nimmer verlöschen.

Eine Ceremonie, die mit dieser Anordnung eine merkwürdige Aehnlichkeit hat, erwähnt Sir W. Jones in seiner Abhandlung über die Perser: „Die Sagnicas (eine Hindu-Secte, die besonders zu Benares häufig ist) zünden, wenn sie in den Priesterstand treten, mit zwei Stücken von dem harten Holze Semi ein Feuer an; dieses lassen sie ihr ganzes Leben hindurch nicht ausgehen, sondern bedienen sich desselben bei ihren Hochzeitceremonien, bei der Darbringung feierlicher Opfer, zur Feier der Obsequien ihrer verstorbenen Verwandten, und endlich zu dem Feuer, womit sie nach ihrem Tod selbst verbrannt wurden." Asiatic Researches Vol. II. p. 60.

Auch mehrere heidnische Völker des Alterthums hatten ein immerwährendes heiliges Feuer, dessen Verlöschen für eine unglückliche Vorbedeutung gehalten wurde, weshalb Personen angestellt waren, die es stets unterhalten mußten. Das wichtige Geschäft der Römischen Vestalinnen war, auf das sogenannte ewi-

ge Feuer stets Acht zu haben, indem man glaubte, daß das Verlöschen desselben den Untergang der Stadt bedeuten würde. Auch die Griechen unterhielten zu Delphi ein nie verlöschendes Feuer, und dasselbe geschah bei den Persern und mehreren alten Völkern. S. Bochart's Hierozoik. I. Th. II. B. 35. Kap. Die Perser besonders unterhielten mit vieler Sorgfalt stets ein heiliges Feuer. Q. Curtius sagt in seiner Beschreibung des Heereszugs des Darius (V. B. 2. Kap.), das Feuer, welches sie das ewige nennen, sey auf silbernen Altären voraus getragen worden, ihm seyen die Magier gefolgt, Hymnen auf Persische Weise singend, und diesen dreihundert und fünf und sechszig in Scharlach gekleidete Jünglinge, nach der Zahl der Tage des Jahrs, S. auch Forbes's Oriental Memoirs, Vol. I. p. 110. (B.)

301.

VII, 8. Welcher Priester Jemands Brandopfer opfert, des soll desselben Brandopfers Fell seyn, das er geopfert hat.

Auch die Heiden überließen die Felle der geopferten Thiere den Priestern, von welchen sie aber einen abergläubischen Gebrauch machten. Sie schliefen nämlich in ihren Tempeln auf solchen Fellen, in der Hoffnung, daß ihnen da im Traume künftige Dinge offenbart würden. Daher sagt Virgil (Aen. VII, 86.): „Als hierher der Priester die

Gaben gebracht, und im Schweigen der Nacht, den Schlummer suchend, sich auf der geschlachteten Schaafe Felle gelagert hatte; da sah er manche Bilder, die wundersam ihn umgaukelten, vernahm mancherlei Stimmen, und genoß der Unterredung mit Göttern." *) Die Priester des Herkules erscheinen bei Virgil (Aen. VIII, 282.) in Felle gekleidet; und bei Lucian (von der Syr. Göttin, II, B. S. 913. der Benedict. Ausg.) wird der merkwürdige Gebrauch erwähnt, daß der Opfernde auf das Fell des geopferten Schaafes knieete, und den Kopf und die Füße des Opferthiers auf sein eignes Haupt legte.

(B.)

302.

VII, 15. 16. Und das Fleisch des Lobopfers in seinem Dankopfer soll desselben Tages gessen werden, da es geopfert ist, und nichts über gelassen werden bis an den Morgen...... so aber etwas über bleibet auf den andern Tag, soll mans doch essen.

Die längste Zeit, die für den Genuß des Fleisches eines Mosaischen Opfers gestattet war, war der

*) — — Huc dona sacerdos
Quum tulit, et caesarum ovium sub nocte silenti
Pellibus incubuit stratis, somnosque petivit;
Multa modis simulacra videt volitantia miris,
Et varias audit voces, fruiturque deorum
Colloquio. — — —

Tag, nachdem das geopferte Thier geschlachtet worden; der Genuß desselben am dritten Tag wird für einen Gräuel erklärt (Vs. 17. 18.). Diese Vorschrift könnte für ein so heisses Klima unnöthig scheinen, aber man muß sich erinnern, daß das Trocknen des Fleisches in diesen Ländern nicht ungewöhnlich ist, und daß dieses zuweilen mit dem Fleisch solcher Thiere geschieht, die zum Behuf religiöser Gebräuche geschlachtet werden. Die Mohammedaner, welche nach Mekkah pilgern, müssen ein Schaaf opfern, von welchem sie einen Theil opfern, einen andern Theil ihren Freunden geben, und einen dritten zu anderweitigem Gebrauch trocknen. Harmer, III. Th. S. 157. (B.)

303.

XI, 2. Das sind die Thiere die ihr essen sollt unter allen Thieren auf Erden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Verordnungen über die reinen und unreinen Thiere haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Gesetzen des Menu über diesen Punkt. Sie verbieten den Brahminen den Genuß der Kameelmilch oder eines andern vierfüßigen Thieres, dessen Huf nicht gespalten ist, fleischfressende Vögel, die sich in Städten aufhalten, solche, die mit dem Schnabel hacken; Vögel mit Schwimmfüssen, solche, die mit starken Klauen verwunden, und die untertauchen, um Fische zu verzehren; alle Amphibien die sich von Fischen nähren; ferner zahme Schweine

und alle Arten Fische. Ausserdem giebt es noch eine Menge anderer ähnlicher, und mit diesen in Verbindung stehender Verbote. (B.)

S. Priestleys Vergleichung der Gesetze des Moses mit denen der Hinduer und anderer alten Nationen (übersetzt von Ziegenbein, Braunschw. 1801.), vierzehnter Abschnitt S. 181. fgg.

„Ein uraltes Herkommen hatte die Thiere in reine und unreine, d. i. solche, die man zur Speise, und solche, die man nicht zur Speise gebraucht, eingetheilt; schon in Noahs Geschichte haben wir diesen Unterschied angetroffen (1 Mos. VII, 2. 8. VIII, 20.). In Aegypten, wo es so viele gesunde Speisen giebt, war es weniger nöthig, hierüber Gesetze vorzuschreiben. Und doch findet sich, daß auch die Aegyptier viele Gesetze dieser Art hatten, und daß sie auch bei ihnen mit in die Religion verflochten gewesen. Auf den Reisen durch das steinigte Arabien kam ein besonderer Grund hinzu. Hätte man da das Beste, was die Natur aus dem Thierreiche darbot, ohn' Unterschied zur Speise gebraucht (und dazu konnte die Versuchung oft stark seyn); so wäre wohl auch Ungesundes und Unreinliches darunter gewesen, dergleichen etwa wilde Nationen, aus Mangel, oder aus Ungeschicklichkeit, sich bessere Nahrung zu bereiten, geniessen. Es kamen bei diesen Speisegesetzen auch noch andere Dinge in Betrachtung. Gewisse Arten von Vieh können so unentbehrlich zum Feldbau, zum Tragen der Waaren

oder in anderer Absicht seyn, daß man sie schon darum nicht zur Speise gebrauchen darf, mithin für unrein erklären muß. Ueberdieß konnte bei gewissen Speiseverboten auch die Absicht statt finden, die Israeliten anzuhaltnn, daß sie sich dann desto eher an die Producte des Landes Kanaan gewöhnen, und auf die Pflanzung derselben bedacht seyn mögten. Endlich, und dieß ist wohl das vornehmste, ward auch hiebei auf die Beziehung gesehen, worin die Israeliten im Gegensatz gegen die Götzendiener mit dem Gott Jehova, als sein abgesondertes Volk standen. Und in so weit hängen die Speisegesetze mit jenem großen Bande dieses religiösen Staatskörpers zusammen. Sollten die Israeliten ein abgesondertes Volk bleiben, beisammen wohnen, und weder in noch ausser ihrem Lande viel Umgang mit Götzendienern haben, worauf ja nicht nur die Mosaische, sondern auch die frühern göttlichen Verfügungen abzielten, so war dazu nichts dienlicher, als wenn auch ihre Speisegewohnheiten von anderen Völkern ihren abgiengen; denn so setzte schon dieß sie ausser Stand, Umgang und Tischgesellschaft mit ihnen zu unterhalten. Die Sache war um so wichtiger, weil nach den Begriffen des Alterthums, Tischgesellschaft, Gemeinschaft des Opferns, Theilnehmung an demselben Gottes- oder Götterdienst, gar zu nahe zusammen hiengen. Wer diese Sache nicht in dieser ihrer fast unvermeidlichen Verbindung, mit den Augen des Alterthums ansieht,

kann die Wichtigkeit solcher Absonderungsgesetze nicht sehen. Wir haben auch in Aegypten so etwas gefunden. So abgesondert in der Religion die Aegyptier waren, so sehr waren sie es in ihren Speisesitten, wegen der Verbindung, die diese Dinge mit einander hatten. Nicht nur mit Hebräern, als Viehhirten, sondern auch mit den Griechen und andern Nationen, konnten, wie Herodot meldet, die Aegyptier nicht speisen. Wir treffen auch bei ihnen eine sehr genaue Bestimmung dessen, was zu essen erlaubt sey, und was nicht, an. Gerade das, was wir bei Moses finden. Es war aber nicht bloß ägyptische Denkart; sondern je mehr sich irgend ein Volk aus religiösen Gründen absonderte, je mehr Eignes in seiner Religion es hatte, desto mehr gieng es auch (das finden wir durchgehends) in den übrigen Sitten und Gebräuchen, vornehmlich aber in der Speiseart von andern Völkern ab, weil Essen und Trinken auf die Opfersache, und diese auf das übrige der Religion die genaueste Beziehung hatte; der Freundschaften und Bündnisse nicht zu gedenken, die bei den Alten meist bei Gastmälern geschlossen, oder durch solche bestätigt wurden." Heß Geschichte Moses, I. Th. S. 478. fg.

305.

XI, 4. Was aber wiederkäuet, und hat Klauen, und spaltet sie doch nicht, als

das Kameel, das ist euch unrein, und sollts nicht essen.

Ueber das, was Moses von dem Fuße des Kameels sagt, bemerkt J. D. Michaelis: „Sowohl durch die aus Cassel, wo in der Menagerie lebendige Kameele sind, erhaltenen, als auch durch andere in den besten Büchern gefundenen Nachrichten, bin ich im Stande, folgendes als zuverlässig zu sagen: der Fuß des Kameels ist oben völlig bis an das Bein gespalten, und zwar in zwei Klauen, nicht, wie einige sehr unrichtig sagen, in vier oder fünf Zehen. Diese Spalte geht freilich auch unten durch, aber nicht den ganzen Fuß lang, sondern nur vorne; hinten ist hingegen der Fuß unten nicht gespalten, und es liegt noch überdieß ein zusammen hängender Ballen unter ihm, auf dem das Kameel geht."

Daß die Araber Kameelfleisch zu essen pflegen, ist schon früher (No. 111.) kürzlich bemerkt worden. Rich. Pococke sagt zwar (Beschreib. des Morgenlands I. Th. S. 324.): „Die Araber schlachten kein Kameel zur Speise; allein die Vornehmen unter den Türken essen das Fleisch der jungen Kameele als eine sehr schmackhafte Speise; wollen aber dasselbe den Christen zu essen nicht verstatten, vielleicht, damit die Zucht nicht zu sehr vermindert werde." Hingegen ein späterer in iedem Betracht trefflicher Beobachter, der längere Zeit im Morgenlande gelebt hat, Alex. Russel, bemerkt (Naturgesch. von Aleppo II.

Th. S. 32. der deutsch. Uebers.): „Das Kameel macht bei den Einwohnern der Stadt keinen Theil der Nahrung aus, aber von den Beduinen-Arabern wird sein Fleisch, so lang es jung ist, sehr geschätzt; und wird ein Kameel bei einer Karavane durch irgend einen Zufall gelähmt, so wird es sogleich zum Besten der Gesellschaft geschlachtet." Daß Kameele von den Beduinen-Arabern gegessen werden, kann man selbst aus Arabischen Schriftstellern ersehen. In den Nachrichten welche Nuwairi von den Männern giebt, die sich in den Zeiten vor Mohammed durch ihre Gastfreiheit auszeichneten, wird unter andern von Hatem erzählt, sein Vater habe ihm eine Heerde von Kameelen zu hüten anvertraut. „Kaum hatte er sie übernommen, so sah er sich schon nach Gästen um. Nachdem er sich lang vergebens umgesehen hatte, wurde er endlich drei Reuter gewahr, die den herzueilenden fragten, ob sie seine Gäste seyn könnten? Wie könnt ihr, antwortete Hatem, noch fragen? seht ihr nicht diese Heerde? Und unverzüglich eilte er, drei Kameele zu schlachten. Da sagte der eine jener Reuter: wir sind mit Milch zufrieden; willst du uns aber ja stattlich bewirthen, so ist ein junges Kameel völlig hinreichend." Meidanii Proverbior. Arabicor. Pars, ed. H. A. Schultens, p. 138.)

306.

XI, 5. Die Kaninchen wiederkäuen

wohl, aber sie spalten die Klauen nicht; darum sind sie unrein.

Durch das hebräische Wort, welches Luther durch Kaninchen übersetzt, wird vielmehr eine in Persien, Syrien, Arabien und Palästina häufige Art von Feldmäusen bezeichnet, die von den Arabern Jerbua oder Jarboa, und von Europäischen Naturkundigen die Springmaus (Mus Iaculus und Dipus Iaculus Linn.), oder auch der Springer genannt wird. Sie hat nahe am Halse sehr kurze Vorderfüße, mit welchen sie die Erde nie berührt, sondern sie unter dem Halse wie Hände zusammenzieht, daß sie kaum gesehen werden. Dagegen sind die Hinterfüße dreimal länger als die vordern, und halb so lang als der ganze Körper. „Wir sahen auch," sagt Olearius (Persian. Reisebeschreib. VI. B. 19. Kap. S. 388.), „in dieser Gegend, sonderlich um Terki, eine seltsame Art Feld-Mäuse, welche auf Arabisch Jerbuah genennt werden, sind den Hasel-Mäusen nicht unähnlich, an Größe und Farbe den Hamstern, so in Sachsen, um Magdeburg und Aschersleben meinem Vaterlande, sich häufig finden, oder fast dem Eichhörnchen gleich, doch haben sie etwas schwarzbraunes Haar, und Köpfe als Mäuse, aber lange Ohren, vorn gar kurze, hinten aber gar lange Beine, können nicht als nur Berge anlaufen, müssen auf dem ebenen Lande gar langsam kriechen, daher sie sich meist mit Springen behelfen, in welchem sie sehr geschwinde

sind; erheben sich über eine Elle hoch von der Erden, tragen den Schwanz, welcher glatt und lang als einer Katzen, aber nicht so dick, und vorn mit einem weissen Büschlein über den Rücken hinauf beuget, als wie man die Löwen zu mahlen pflegt; war, wenn ihrer etliche zugleich sprungen, lustig anzusehen. Um Babylon und in Arabien sollen derselben viel seyn; werden von den Arabern gegessen." Russel bemerkt (Naturgesch. von Aleppo II. B. S. 24.), zu Aleppo werde der Jerbua nicht gegessen; „auch die Araber in der Nähe geben sich die Mühe nicht, ihn zur Nahrung zu jagen; er wird aber zuweilen von den Bassora-Karavanen gespeist, wo die Araber häufig Gelegenheit haben, diese Thiere zu fangen. Das Fleisch soll einen guten Geschmack haben." Wissenschaftliche genaue Beschreibungen dieses Thiers aus eignen Beobachtungen geben Hasselquist (Reise nach Palästina, S. 277.), Russel a. a. O. Anmerk., und Bruce (Reise zur Entdeckung der Quellen des Nils, V. B. S. 128. der deutschen Uebersetz.). Bei letzterem heißt es unter andern: „Der Jarboa lebt als ein kleines unschädliches Thier in der Wüste, ist beinahe in der Größe einer gemeinen Katze, mit einer glatten glänzenden Haut, von einer braunen, etwas goldgelben Farbe, mit schwarzen Spitzen an den Haaren. Er ist sehr fett. Die Hinterbeine, Lenden, und ein Stück des Rückens werden von den Arabern gebraten und gespeiset. Ich habe davon gegessen, und

finde weder an Farbe noch an Geschmack einen Unterschied von Kaninchen; sie schmecken nicht einmal so strenge, als die letzteren."

307.

XI, 6. Der Hase wiederkäuet auch.

„Der Hase," bemerkt Michaelis zu dieser Stelle, „hat keine solche Beschaffenheit des Magens, als die wiederkäuenden Thiere zu haben pflegen. Fragt man Liebhaber der Jagd darum; so bekommt man selten einerlei Antwort. Da ich mich z. B. in Celle wegen des vorgegebenen Wiederkäuens der Kaninchen erkundigte, weil dort eine Kaninchen-Insel ist; bekam ich am 3ten Jan. 1762. zur Antwort: „Der hiesige Kaninchenmeister versichert, er wisse es ganz gewiß, daß weder die Hasen, noch die Kaninchen wiederkäuen." Und da ich wegen der Hasen bei einem Oberförster, der eine große Forst unter seiner Aufsicht hat, fragte; schrieb er mir am 7ten Juni 1763: „Der Hase käuet wirklich wieder. Ich nicht sowohl, als verschiedne Jagdbedienten, bei denen ich mich darum befragt, haben dieses zum öftern anzumerken Gelegenheit gehabt, wenn man des Abends spät, oder des Morgens früh sich angestellt hat, um auf den Hasen zu schießen. Gemeiniglich pflegt der Haase, wenn er des Abends ins Feld, oder des Morgens in die Forst eilet, sich vor der Forst eine geraume Zeit zu setzen, und man kann alsdann gar deutlich sehen, daß er wiederkäuet, und nicht bloß mit dem Munde

spielet." So viel ist also wenigstens gewiß, daß die Handlung, die er vornimmt, dem Wiederkäuen sehr ähnlich siehet; gesetzt, es ist kein wahres Wiederkäuen, wie ich gern glaube, so scheint es doch, man nannte sie im Hebräischen Wiederkäuen, denn die Sprache folgt in ihrem Gebrauch nicht immer dem Naturkenner."

Nach Russel (Naturgesch. von Aleppo II. B. S. 20.) essen weder die Türken, noch andere Eingebohrne in der Gegend von Haleb das Hasenfleisch gern, die Araber ausgenommen, welche es auf folgende Art zuzurichten pflegen: „Man gräbt eine Grube in die Erde, füllt sie mit trocknem Buschholze, wie es sich in der Wüste findet; und legt auf dieses, wenn es ganz im Brand ist, ohne alle weitere Zubereitung, ohne daß man ihn abhaart, oder die Gedärme ausnimmt, den Hasen; ist das Feuer abgebrannt, so scharrt man die Erde, welche man aufgegraben, und an dem Rand aufgeworfen hat, und welche nun durchaus heiß ist, zusammen und über den Haufen, und läßt ihn so zugedeckt, bis er genug gebraten ist; sein eigner Saft mit ein wenig Salz macht die Brühe, und Leute, welche dieses Gericht gespeist haben, finden es trefflich. Buffon fügt, nachdem er sehr richtig bemerkt hat, daß man unter den morgenländischen Völkern nicht viel nach Hasenfleisch frage, hinzu, es sey in dem Mohammedanischen, so wie in älteren Zeiten im Mosaischen Gesetze verboten. Darinne, besorge ich, irrt er sich:

Schweinefleisch hat Mohammed gewiß untersagt, aber nicht Hasen. Die Armenischen Christen enthalten sich aus Bedenklichkeiten ihres Glaubens vom Hasen. Die Arabischen Schriftsteller machten nach dem Vorgang der Griechen einige physische Einwürfe gegen Hasenfleisch als Nahrungsmittel (S. Bocharts Hierozoik. I. S. 998.)."

Russel bemerkt noch, daß zu Haleb der Hase und das Kaninchen den gemeinschaftlichen Namen Arneb haben, der von dem hebräischen Namen des Hasen, Arnebeth, nicht verschieden ist.

308.

XI, 7. Und ein Schwein...... soll auch unrein seyn.

Tacitus sagt da, wo er von den Sitten und der Religion der Juden Nachricht giebt (Geschichtb. V. B. 4. Kap.): „Des Schweins enthalten sie sich, in Andenken der Plage, womit einst sie selbst die Räudigkeit geschändet hatte, der dieß Thier unterworfen ist." Der Grund des Verbots, Schweinefleisch zu essen, war wohl auch ein diätetischer. Denn schon Plutarch (in seiner Abhandlung über Isis und Osiris) und Aelian (Thiergesch. X. B. 16. Kap.) bemerken aus Manetho, daß, wer Schweine esse, ohnfehlbar mit Raude und Aussatz behaftet werde. Dieß bestätigen neuere Aerzte. Michaelis sagt (Mosaisch. Recht IV. Th. S. 190.): „Wer mit Hautkrankheiten, sollte es auch nur die gemeine Krätze seyn, behaftet ist, muß sich, wenn er heil werden

will, des Schweinefleisches enthalten. Man hat auch schon längst bemerkt, daß das Essen des Schweinefleisches eine größere Empfänglichkeit krätziger Krankheiten zuwege bringt. Nun ist unter den ganzen Himmelsstrich, darunter Palästina liegt, etwas nördlicher, und etwas südlicher, der Aussatz eine einheimische Krankheit, und die Israeliten kamen mit dieser Aegypten noch vorzüglich eignen Krankheit so sehr behaftet aus Aegypten, daß Moses manche den Aussatz betreffende Gesetze geben mußte. Sollte diese Ansteckung geschwächt, und das Volk unter jenem Himmelsstrich mittelmäßig vor Aussatz bewahrt werden, so durfte Schweinefleisch seine Speise nicht seyn." Daß auch die Saracenen oder Araber, die doch mehrere den Israeliten verbotene Speisen genießen, sich des Schweinefleisches enthielten, bezeugen Plinius (Naturgesch. VIII, 52. und Hieronymus (wider Jovinian II. B. 6. Kap.), daher es ihren Sitten gemäß Mohammed verbot (Koran Sur. II, 175. V, 4. und öfter). Mehrere andere morgenländische Völker genossen kein Schweinefleisch. Von den Phöniciern meldet dieß Herodianus (V. B.), von den Aegyptiern Herodot (II. 47.), von den Frauen Barka's in der Afrikanischen Landschaft Cyrene gleichfalls Herodot (IV, 186.), von den Aethiopiern Porphyrius, und von den Indiern Aelianus (Thiergesch. XVI, 37.). Lafitau behauptet es von allen mittägigen amerikanischen Völkern. S. die Allgemeine Ge-

schichte der Länder und Völker von Amerika, wo es I. Th. S. 326. von diesen Völkern heißt: „noch weniger essen sie das Fleisch von Schweinen und Lamentins.“ Die Caraiben aber sollen (nach II. Th. S. 850.) Schweine deshalb nicht genießen, weil sie besorgten, daß sie eben so kleine Augen bekommen mögten, als die Schweine haben.

309.

XI, 19. Den Storch, den Reiger.

Der Storch wird im Hebräischen vielmehr durch das Wort bezeichnet, welches Luther Reiger oder Reiher übersetzt hat. Das vorhergehende hebräische Wort, wofür in Luthers Uebersetzung Storch stehet, bezeichnet eine in Aegypten und Palästina gemeine Art von Geyern, die von den Arabern noch jetzt mit demselben Namen benannt wird, den sie im Hebräischen hat (Racham); (Vultur percnopterus Linn.). „Dieser Vogel,“ sagt Bruce (Reisen V. B. S. 167.), „findet sich an verschiednen Orten im südlichen Syrien und in der Barbarei, aber nirgends so häufig als in Aegypten und um Kairo. Die Europäer nennen ihn Pharao's-Henne oder Vogel. Es ist eine kleine Geyerart, nicht viel größer als unsere Krähe, ob er gleich wegen der Länge seiner Flügel, und weil er den Hals sehr aufrecht trägt, viel größer scheint........ Ich hörte nie eine Stimme von ihm; gemeiniglich geht er allein, und sitzt und geht öfter auf der Erde, als auf Bäumen. Das faulste

und stinkendste Aas ist ihm das liebste; er riecht daher auch sehr stark, und geht geschwind in Fäulniß über. Es ist ein großes Versehen gegen die Befehle und gegen die Policey, einen von diesen Vögeln in der Nähe von Kairo zu tödten." Am genauesten hat diesen Vogel Hasselquist beschrieben (Reise nach Palästina S. 286. fgg.).*)

310.

XI, 22. Von denselben mögt ihr essen, als da ist: Arbeh mit seiner Art, und Salaam mit seiner Art, u. s. w.

Durch die vier in diesem Verse von Luther unübersetzt gelassenen hebräischen Worte werden eben so viele Arten von Heuschrecken bezeichnet. Diese sind nämlich, so auffallend dieß auch einem Europäer scheinen mag, im ganzen Morgenlande ein gar nicht ungewöhnliches Nahrungsmittel. „Diejenigen," sagt Hasselquist (Reise nach Palästina S. 226.), „welche glauben, daß dieses Insect ein ungewöhnliches und unnatürliches Essen sey, können nach Aegypten, Arabien und Syrien kommen, und wenn sie mit einer arabischen Mahlzeit vorlieb nehmen wollen, noch jetzt unter den Gerichten eine Schüssel mit gebratenen Heuschrecken finden, wenn die Zeit kommt, da sie

*) Die Bedeutung mehrerer Vs. 13 bis 19. erwähnten Namen von Vögeln ist höchst ungewiß; zu Bemerkungen über andere derselben wird sich in der Folge Gelegenheit finden.

können gefangen werden." In einer andern Stelle (S. 452.) sagt er, er habe Christen, Armenier, Griechen, Kopten und Syrier gefragt, die theils in Arabien erzogen worden, theils in Syrien, um das rothe Meer und in Aegypten viel gereiset; und alle hätten ihm versichert, daß sie es theils gesehen, theils gehört, daß die Heuschrecken in Arabien eine gebräuchliche Speise wären. Endlich habe er von einem Scheikh in Kairo, mit dem er bekannt geworden, einem sehr gelehrten und glaubwürdigen Manne gehört, in Mekkah herrsche zuweilen Hungersnoth, wenn Aegypten Mißwachs habe. In diesem Falle räume man denn auch den Heuschrecken einen Platz in den Speisekammern ein. Man mahle sie auf Handmühlen zu Mehl, oder zerstoße sie in Steinmörsern zu Pulver. Dieses Mehl vermische man mit Wasser, mache einen Teig oder einen Kuchen daraus, und backe sie wie das gewöhnliche Brod. „Ich fragte," fährt Hasselquist fort, „ob sie nicht ohne diesen Nothfall ein gewöhnliches Essen der Araber wären, und erhielt zur Antwort, ja, es sey nichts ungewöhnliches, die Araber Heuschrecken essen zu sehen, wenn auch keine Hungersnoth sey. Sie kochen sie erst eine gute Stunde mit Wasser, thun dann Butter dazu, und bereiten so die Heuschrecken zu einer Art von Fricassee, die nicht übel schmecken soll." Shaw meldet (Reisen S. 166.), sie seyen gebraten und mit Salz besprengt an Geschmack unsern Bachkrebsen nicht

unähnlich. Die obigen Nachrichten bestätigt Niebuhr (Beschreib. von Arabien S. 170.): „Die Zugheuschrecke ist eben diejenige, so die Araber essen, und wie ich mich erinnere von Herrn Forskål gehört zu haben, eben dieselbe, welche man in Deutschland gesehen hat. Ein Araber aus Lachsa, mit dem ich in Persien reisete, nannte mir folgende unter den Heuschrecken, welche sein Vaterland besuchen. Dsjerâd achmar, oder die rothe Heuschrecke. Diese ist bei ihrer Ankunft sehr mager. Nachdem sie sich aber zum großen Schaden der Einwohner erholt hat, so ist sie ein Leckerbissen für die Araber. Auf diese folgt Dsjerâd cheifan, d. i. die leichte Heuschrecke. Auch diese kommt mager nach Lachsa, und wird, nachdem sie eine Zeitlang gute Nahrung gehabt hat, die fette Heuschrecke genannt, und dient den Arabern auch zur Speise. Zu Basra nannte man die Heuschrecke, welche die Araber am liebsten essen, Mukn. Man setzte noch dazu, daß dieses das Weibchen, und sehr fett und voller Eyer, und daß sie für Männer eine stärkende Speise sey. Das Männchen von Mukn sey mager, und werde daher in Basra nicht viel zum Essen gesucht. Es ist zwar den Europäern eben so unbegreiflich, daß die Araber Heuschrecken mit Vergnügen essen, als es den Arabern, die niemals mit Christen Umgang gehabt, unglaublich ist, wenn man ihnen erzählt, daß die Christen Austern, Krabben, Krebse u. dgl. als eine an=

genehme Speise genießen. Indeß ist das eine so gewiß als das andere. Die Heuschrecken werden in allen arabischen Städten von Babelmandeb an bis Basra auf Schnüren gezogen zu Markte gebracht. Auf dem Berge Sumara sah ich einen Araber, der sich einen ganzen Sack voll gesammelt hatte. Man hat verschiedene Manieren sie zuzubereiten. Ein Araber in Aegypten, von dem wir verlangten, daß er gleich in unserer Gegenwart Heuschrecken essen solle, warf sie auf eine glühende Kohle, und nachdem er sie hinlänglich gebraten zu haben glaubte, faßte er sie bei den Springfüßen, und dem Kopfe, und verzehrte den Rest auf einen Biß. Wenn die Araber eine große Menge Heuschrecken haben; so braten oder dörren sie sie in einem Ofen, oder kochen und essen sie mit Salz. Der Consul Lucas, welcher sich einige Jahre zu Salè aufgehalten, und daselbst den Versuch sie zu essen gemacht hatte, hat dem Herrn Conferenzrath Waschersleben versichert, daß sie ohngefähr eben so schmecken, als unsere kleinen geräucherten Bretlinger, welche von Eckernförde aus Holstein kommen. Die Araber im Königreich Marocco kochen die Heuschrecken, und dörren sie auf den Dächern ihrer Häuser. Man sieht davon große Körbe voll auf dem Markte. Herr Lucas hat weder in Salè, noch in Aegypten oder Arabien gehört, daß der Genuß der Heuschrecken ungesund sey, und geflügelte Hundsläuse oder Hundsmücken zuwege bringe (wie Rösel in sei-

nen Insekten-Belustigungen behauptet). Die Juden in Jemen essen die Heuschrecken eben so gerne, als die Mohammedanischen Araber, und behaupten, daß die Vögel, welche Gott den Kindern Israel in die Wüste gesandt habe, nichts anders als Heuschrecken gewesen wären. Die Türken scheinen noch keinen Geschmack an Heuschrecken gefunden zu haben; sie werden deswegen schon in Bagdad, Mosul, Diarbeke und andern Gränzstädten von Arabien allein von gebohrnen Arabern, oder gar nicht genossen. Die Heuschrecke Dübbe oder Dübben ist in Omân, Lachsa und zu Basra bekannt; sie wird aber nirgends gegessen. Man sagte zu Basra, daß sie Durchlauf und Reissen im Leibe verursache."

311.

XI, 33. Allerlei erden Gefäß, wo solcher Aas eins drein fällt, wird alles unrein, was drinnen ist, und sollts zerbrechen.

Die Sorgfalt, mit welcher die Juden auf ceremonielle Reinheit halten, ist sehr groß. Mit einer ins Kleinliche gehenden Aufmerksamkeit untersuchen sie alle für den häuslichen Gebrauch bestimmte Gefäße, damit jede Verunreinigung vermieden werde. Leo von Modena sagt (S. 8.), daß alle Gefäße, in welchen sie die Speisen zurichten und auftragen, neu seyn müssen. Sie besorgen, daß in einem andern Gefäße verbotene Speisen zubereitet oder aufgetragen

worden seyn könnten, und daß sich der Dunst derselben in die Masse des Gefäßes gezogen haben könne. Ist es von Metall oder Stein, wo dieses nicht möglich ist, so bedienen sie sich desselben, nachdem sie es entweder ins Feuer gesetzt, oder in Wasser gesotten haben. Dieß thun sie wegen des Verbots verschiedene Arten von Fleisch zu essen. (B.)

312.

XI, 35. Es sey Ofen oder Kessel.

Das hebräische Wort, welches durch Kessel übersetzt ist, scheint vielmehr eine Art von Casserolloch, oder ein rundes Loch in der Erde zu bedeuten, worinne die Morgenländer zu backen, zu kochen und zu braten pflegen. Die Seltenheit von Feuerungs-Materialien nöthigt sie, damit sehr sparsam umzugehen. Rauwolf (S. 192.) giebt folgende Nachricht von ihrer Vorrichtung zum Kochen: „Sie machen in ihren Zelten oder Häusern eine Höhle, ohngefähr anderthalb Fuß tief, worein sie ihre irdenen Töpfe und Geschirre mit Speisen, wohl zugemacht, setzen, so daß sie etwa die Hälfte über die Mitte einnehmen. Drei Vierteltheile belegen sie mit Steinen umher, und ein Viertel bleibt offen. Durch diese Oeffnung werfen sie getrockneten Mist hinein, der sogleich brennt, und eine solche Hitze giebt, daß der Topf eben so heiß wird, als stünde er in einem Haufen glühender Kohlen. So kochen sie ihre Speise mit einem kleinen Feuer geschwinder als wir die uns-

rigen bei einem großen auf unsern Heerden." Da die Israeliten eben so viele Ursache haben mußten, ihre Feuerungs-Materialien zu sparen, als irgend ein anderes Volk, besonders während der Zeit, da sie in der Wüste herum zogen; so hält Harmer (I. Th. S. 242.) die eben mitgetheilte Nachricht für eine genügendere Erläuterung der obigen Stelle, als man in irgend einem Commentar findet. (B.)

Was unter dem Ofen in der obigen Stelle zu verstehen sey, ist bereits zu II, 4. Nr. 297. gesagt worden.

313.

XIII, 2. Wenn einem Menschen an der Haut seines Fleisches etwas auffähret...... als wollte es ein Aussatz werden.

Der Aussatz, eine ansteckende und fürchterliche, den menschlichen Körper langsam zerstörende Krankheit, die besonders in Aegypten und Syrien, aber auch in heissen Ländern anderer Welttheile gewöhnlich ist, pflegt auf die in obiger Stelle beschriebene Art sich zuerst zu zeigen. Peyssonel, ein Französischer Arzt, der im Jahre 1756. von seiner Regierung nach der Insel Guadeloupe gesandt wurde, um den dort ausgebrochenen Aussatz zu untersuchen, schrieb in seinem Bericht vom 3. Febr. 1757. (in Michaelis Mosaisch. Recht IV. Th. S. 224. Anmerk.): „Der Anfang des Aussatzes ist unmerklich, es erscheinen nur etliche wenige schwärzlich-röthliche Flecken

auf der Haut der Weissen; an den Schwarzen aber waren sie kupferroth. Diese Flecken sind anfangs weder mit Schmerz, noch irgend einem andern Zufall verbunden; man kann sie aber durch kein Mittel wegbringen. Die Krankheit nimmt unvermerkt zu, und fährt einige Jahre lang fort, sich mehr und mehr auszuweisen. Die Flecken werden größer, und breiten sich ohne Unterschied über die Haut des ganzen Leibes aus. Sie sind bisweilen etwas erhaben, jedoch flach. Wenn die Krankheit zunimmt; so schwillt der obere Theil der Nase auf, die Nasenlöcher werden größer, und die Nase selbst weich. An den Kinnbacken erscheinen Erhebungen; die Augenbraunen sind aufgetrieben, die Ohren werden dick, das Aeusserste der Finger, wie auch die Füße und Zehen, schwellen, die Nägel werden schuppig, die Gelenke an Händen und Füßen geben sich auseinander und sterben ab, in der flachen Hand und an den Fußsohlen finden sich tiefe trockne Geschwüre, die stark zunehmen, und dann wieder vergehen. Kurz, wenn die Krankheit ihren letzten Auftritt macht, so wird der Kranke scheußlich, und zerfällt in Stücken. Alle diese Zufälle finden sich mit sehr langsamen Schritten ein, und erfordern oft viele Jahre, ehe sie alle eintreten; der Kranke hat keine heftigen Schmerzen, doch fühlt er an seinen Händen und Füßen eine Art von Erstarrung. Diese Leute werden die ganze Zeit hindurch in den gewöhnlichen natürlichen Verrich-

tungen nicht gehindert: sie essen und trinken, wie sie vorher zu thun pflegten, und selbst dann, wenn das Absterben ihnen Finger und Zehen weggenommen hat, ist doch der Verlust des abgestorbenen Theils die einzige Folge, denn die Wunde heilt von selbst, ohne Cur und Arznei, wieder zu. Aber wenn die armen Leute in die letzte Periode der Krankheit kommen, so sind sie abscheulich verunstaltet, und sehr mitleidenswürdig. Man hat bemerkt, daß diese Krankheit noch andere schreckliche Eigenschaften hat, als erstlich, daß sie erblich ist, und daher einige Familien mehr als andere von ihr angegriffen werden; zweitens, daß sie ansteckend ist, indem sie durch den Beischlaf, auch wohl durch lange fortgesetzten Umgang fortgepflanzt wird; drittens, daß sie unheilbar ist, oder doch wenigstens noch keine Mittel zu ihrer Heilung ausgefunden sind. Eine sehr gerechte Furcht, von dieser grausamen Krankheit angesteckt zu werden, die Schwierigkeit, die angesteckten Personen zu erkennen, ehe die Krankheit zu ihrer Vollkommenheit gelangt ist, die Länge der Zeit, da sie wegen der Sorgfalt der Kranken sie geheim zu halten verborgen bleibt, die Ungewißheit der Zufälle im Anfang, die sie von andern Krankheiten unterscheiden sollten; verursachten bei allen Einwohnern dieser Insel eine ausserordentliche Furcht. Sie hatten sich unter einander im Verdacht, weil Tugend und Stand nicht gegen diese grausame Geißel schützten. Sie nannten diese Krankheit den

Aussatz, und überreichten den Befehlshabern und Aufsehern verschiedene Bittschriften, worinne sie ihnen alle jene oben gemeldeten Umstände vorstellten, das gemeine Beste, die Unruhe, welche das Mißtrauen in diesem neu angebauten Lande verursachte, die Beschwerden und den Haß, so dergleichen Beschuldigungen unter ihnen veranlasseten, die Gesetze, die vordem wider Aussätzige gemacht worden, und ihrer Verstoßung aus der bürgerlichen Gesellschaft. Sie verlangten eine allgemeine Besichtigung aller, die dieser Krankheit wegen verdächtig wären, damit die, so man angesteckt befinden würde, in besondere Lazarethe, oder an einige abgesonderte Oerter gebracht werden mögten." Alles was diese forderten, und ihnen auch zugestanden wurde, findet man in den den Aussatz betreffenden Gesetzen, welche das dreizehente Kapitel enthält, verordnet.

314.

XIII, 4. 5. 6. Wenn aber etwas eiterweiß ist an der Haut seines Fleisches u. s. w.; so soll der Priester denselben verschließen sieben Tage, und am siebenten Tage besehen u. s. w.

„Ganz so handelte man auch auf der Insel Barbados, als da der Aussatz ausbrach, den Hillary beschrieben hat (Observations on the changes of the air and the concomitant epidemical diseases in the island of Barbadoes, Lond. 1759.);

man verschloß die Kranken sieben Tage lang, nach deren Verlauf es sich zeigte, ob es der wahre Aussatz war, oder bloß eine gröbere Afrikanische Krätze, die man dort Crocrow nennt. Man bestrich auch die Flecken mit oleo Tartari per deliquium; verschwanden sie, so waren es gewöhnliche unschädliche Flecken; blieben sie, oder kamen bald wieder, so war es der Aussatz. Die wahren Aussatzflecke kann, wie auch Peyssonel bezeugt, nichts wegnehmen, sondern sie bleiben immer.“ Michaelis zu d. St.

315.

XIII, 38. 39. **Wenn einem Mann oder Weib an der Haut ihres Fleisches etwas eiterweiß ist, und der Priester sieht daselbst, daß das eiterweiß schwindet, das ist ein weisser Grind in der Haut aufgegangen und er ist rein.**

Das hebräische Wort, welches Luther weisser Grind übersetzt hat, ist Bohak, und mit demselben Worte bezeichnen die Araber jetzt eine Art des Aussatzes, von welchem Niebuhr sagt (Beschreib. von Arabien S. 135.): „Bohak ist weder ansteckend, noch gefährlich. Ein schwarzer Knabe zu Mochha, der mit diesem Aussatz behaftet war, hatte hin und wieder auf dem Leibe weisse Flecken. Man sagte, daß der Gebrauch des Schwefels diesem Knaben auf einige Zeit geholfen, die Krankheit aber nicht völlig gehoben hätte.“ Und

weiter unten setzt er aus Forskals Papieren folgendes hinzu: „1763. den 15ten May sahe ich selbst den Aussatz Bohak bei einem Juden zu Mochha. Die Flecken dieses Aussatzes sind von ungleicher Größe. Sie haben keinen Glanz; sie sind unmerklich höher als die Haut, und verändern die Farbe der Haare nicht. Ihre Farbe ist dunkelweiß, oder etwas röthlich. Die übrige Haut desjenigen Aussätzigen, welchen ich sahe, war schwärzer, als die Landeseinwohner zu seyen pflegen, die Flecken aber waren nicht so weiß als die Haut der Europäer, wenn sie nicht von der Sonne gebrannt ist. Die Flecken dieses Aussatzes zeigen sich nicht auf den Händen und nahe an dem Nabel, aber wohl am Halse und im Gesicht, doch nicht auf dem Theil des Gesichtes, welcher stark mit Haaren bewachsen ist. Sie breiten sich nach und nach aus. Bisweilen bleiben sie nur zwei Monate, bisweilen auch wohl ein bis zwei Jahre, und vergehen nach und nach von selbst. Diese Krankheit ist weder ansteckend noch erblich, und verursacht dem Körper gar keine Unbequemlichkeit." Daraus ergiebt sich, warum ein mit Bohak behafteter in dem obigen Gesetz nicht für unrein erklärt wird.

316.

XIV, 9. Und am siebenten Tage soll er alle seine Haare abscheeren, auf dem Haupte, am Barte, an den Augenbrau=

nen, daß alle Haar abgeschoren seyn, und soll seine Kleider waschen, und sein Fleisch im Wasser baden; so ist er rein.

Ein Hindu wird durch verschiedene Umstände unrein, und während dieses Zustandes muß er sich aller religiösen Ceremonien enthalten, und darf sich weder scheren, noch die Nägel abschneiden. Die Reinigung besteht darinne, daß er sich das Haupt abschert, sich badet, und reine Kleider anzieht. Ein Hindu wird unrein durch den Tod solcher Personen, die mit ihm durch die Geburt verwandt sind. Stirbt ein Kind, ehe es Zähne hat; so badet sich die Familie sogleich, und wird rein. Stirbt ein Kind, ehe ihm die Ohren durchbohrt sind; so bleibt die Familie eine Nacht unrein. Gebiert eine Frau vor der Zeit; so wird die Familie auf zehen Tage unrein. Nach einer Geburt werden alle Familien-Glieder in gerader Linie unrein. Ein Weib, das ihre Zeit hat, ist drei Tage lang unrein; aber am fünften Tage kann sie, nachdem sie sich gebadet hat, an religiösen Ceremonien Theil nehmen. In Krankheit wird jede Person als unrein in gewissem Grad betrachtet, und von jeder gottesdienstlichen Handlung ist ein Kranker gänzlich ausgeschlossen. (Ward.)

317.

XIV, 35. Es siehet mich an, es sey ein Aussatzmaal an meinem Hause.

Unter dem Aussatzmaal eines Hauses wird

wahrscheinlich der **Salpeterfraß** verstanden, dem besonders in Aegypten die Häuser unterworfen sind, wie **Volney** bemerkt (Reisen I. Th. S. 62. der vierten Ausgabe): „Bei dieser Trockenheit ist noch die Luft mit Salz geschwängert, wovon man allenthalben Beweise findet. Die Steine sind von Natrum benagt, und an feuchten Orten trifft man lange Salzkrystalle an, die man für Salpeter halten könnte. Die Mauern des Jesuitergartens zu Kairo, die aus Leimen und Ziegelsteinen bestehen, sind allenthalben mit einer Rinde dieses Natrums überzogen, die so dick als ein Laubthaler sind.“ Einer ähnlichen in unserm Klima nicht seltnen Krankheit der Mauern gedenkt **Faber** (Archäologie der Hebräer I. Th. S. 362.) unter dem Namen **Mauersalz**. „Es findet sich häufig an feuchten Mauern, die auf einem wässerichten Boden stehen, oder des Winters gebauet und nicht ausgetrocknet sind. Es tritt wie ein Reif an der Mauer heraus, treibt den Kalch in Gestalt großer Beulen in die Höhe, und durchfrißt ihn dergestalt, daß er herabfällt und tiefe Gruben zurückläßt. Man bemerkt auch an solchen Wänden grünlichte und andere Flecken. Nimmt die Feuchtigkeit zu; so geht dieses Salz in Wasser über, welches an den Wänden herabfließt. Die Tapeten, und alles, was in einem solchen Zimmer in der Nähe ist, als Betten und dergleichen, verfaulen. Wenn man auch den Kalch ganz abschabt, und von neuem übertünchet;

so hilft es doch nichts: der Mauerfraß kommt immer wieder. Das einzige Mittel welches in diesem Falle noch übrig bleibt, ist dies, eine solche Mauer niederzureissen, und eine andere trockene, besonders von Backsteinen, an deren Stelle aufzuführen." Daher befiehlt Moses (Vs. 45.), im äussersten Falle ein mit dem Aussatze behaftetes Haus abzubrechen.

318.

XV, 13. **Und sein Fleisch mit fließendem Wasser baden.**

Es wird hier ausdrücklich befohlen, sich in fließendem Wasser zu baden, dem dadurch ein Vorzug vor andern gegeben wird. Dieser Umstand ist dem Jüdischen Ritual nicht allein eigen; wir finden ihn auch im Mohammedanischen Gesetz und in der Indischen Religion. In Indien ist es eine der verdienstlichsten Handlungen, zur Gottheit in dem fließenden Strom zu beten. Bernier's Reisen II. Th.

(B.)

319.

XV, 17. **Und alles Fell.**

Dieselbe Vorsicht, die den Viehzucht treibenden Völkern des Morgenlandes räth, nicht in freier Luft zu schlafen, sondern unter Zelten, verbietet ihnen auch, in ihren Zelten auf dem feuchten Boden zu sitzen oder zu liegen, und befiehlt ihnen, sich irgend einer Art von Unterlage zu bedienen. Die ärmeren Araber nehmen dazu Matten, andere aber Ziegenfelle.

Chandler (Reise nach Griechenl. S. 103.) sah zu Athen einige Dervische auf Ziegenfellen sitzen; und einen Saal, worein er nachgehends geführt, und wo er mit Kaffee und einer Pfeife Tabak von dem Vorsteher der Dervische bewirthet wurde, fand er gleichfalls mit Ziegenfellen versehen, um sich darauf zu setzen. Felle von Ziegen sowohl als von Schaafen und Stieren, mußten bei ihnen Dinge von Werth seyn, daher auch der Priester, der ein Brandopfer darbrachte, das Fell desselben erhielt. Harmer III. Th. S. 68. (B.)

320.

XVI, 2. Sage deinem Bruder Aaron; daß er nicht allerlei Zeit in das inwendige Heiligthum gehe hinter den Vorhang vor dem Gnadenstuhl, der auf der Laden ist, daß er nicht sterbe; denn ich will in einer Wolke erscheinen auf dem Gnadenstuhl.

Das innerste Heiligthum eines Tempels war, nach dem unter den Völkern des Alterthums allgemein verbreiteten Glauben, der eigentliche Wohnsitz des Gottes, dem der Tempel gewidmet war. Kein Sterblicher, ausser den Priestern, durfte diesen Theil des Tempels betreten, welche deshalb das Unzugängliche (Adytum, Abaton) hieß. Jeder Ungeweihete, der es wagte, in das innere Heiligthum zu dringen, büßte seine Kühnheit durch einen plötzlichen Tod. Zum Beleg des Gesagten diene folgende Er=

zählung des Pausanias (Phokika oder X. B. 33. Kap. 10. §.): „Etwa vierzig Stadien vom Tempel Aeskulaps (bei Tithorea in Phokis) ist der Isis Gehäg und unzugängliches Heiligthum, von allen, die der Aegyptischen Göttin die Hellenen geweihet haben, das Heiligste. Denn weder umherzuwohnen halten die Tithoräer für erlaubt, noch ist der Zutritt zu dem Innern andern gestattet, als denen, welche die Isis selbst auswählend durch Traumerscheinungen einladet. Welches auch die unterirdischen Götter in den Städten am Mäander thun; denn denen, welche sie in das Innere ihrer Heiligthümer eingehen lassen wollen, senden sie Traumgesichte. Der Tithoräischen Isis zu Ehren aber werden jährlich zwei feierliche Versammlungen gehalten, die eine im Frühjahr, die andere im Herbst. Am dritten Tage vor jeder dieser Versammlungen reinigen die, denen der Zutritt gestattet ist, das innere Heiligthum auf eine gewisse geheimnißvolle Weise, und was sie von Ueberresten der bei der vorhergegangenen Versammlung in das Heiligthum gebrachten Opfer finden, tragen sie jedesmal an einen gewissen Ort und vergraben es da. Von dem Heiligthum bis zu diesem Ort mögen, nach unserer Schätzung, zwei Stadien seyn. Das also thun sie an diesem Tage in Ansehung des Heiligthums. Am folgenden Tag aber bauen die Krämer Hütten von Rohr, oder einem andern sich gerade darbietendem Material, und am dritten Tag halten sie feil, und

verkaufen sowohl Sclaven, als auch alle Arten von Vieh, auch Kleider, Silber und Gold. Nachmittags schreiten sie zum Opfern. Wohlhabende opfern Stiere und Hirsche, weniger Vermögende, Gänse und Perlhühner. Schweine halten sie für Opfer nicht schicklich, daher sie weder diese, noch Ziegen opfern. Nachdem sie das heilige Räucherwerk angezündet, senden sie die Opferthiere in das innere Heiligthum denen zu, die den Holzstoß zum Verbrennen derselben bereitet haben. Es soll einst einer, dem als einem Ungeweiheten der Zutritt nicht gestattet war, aus Vorwitz und Muthwillen in das Heiligthum eingedrungen seyn, als der Holzstoß bereits angezündet war; da habe er alles voll Gespenster erblickt; als er nun, nach Tithorea zurückgekehrt, erzählt, was er gesehen, sey er sogleich verschieden. Etwas Aehnliches hat mir ein Phönicier erzählt: es pflegen nämlich die Aegyptier zu der Zeit, da Isis, wie sie sagen, den Osiris betrauert, ihr zu Ehren ein Fest zu feiern; da habe denn einst ein Römischer Befehlshaber über Aegypten einen Menschen, den er durch Geld gewonnen, in das Heiligthum der Isis zu Koptos geschickt; dieser sey zwar daraus zurück gekehrt, aber als er erzählt, was er gesehen, sey er sogleich todt niedergefallen. So wahr ist es, was Homer sagt (Iliad. XX, 131.):

— — Denn furchtbar zu schaun ist der Götter Erscheinung."

321.

XVI, 4. **Und soll den heiligen leinen Rock anlegen, und leinen Niederwand an seinem Fleisch haben, und sich mit einem leinen Gürtel gürten, und den leinen Hut aufhaben, das sind die heiligen Kleider.**

Ausser den Hebräischen Priestern waren nur noch die Aegyptischen bei ihren Amtsverrichtungen durchgängig in feine weisse Aegyptische Leinwand gekleidet; bei den Griechen und Römern war die Farbe der Priesterkleider nach Verschiedenheit der Götter, denen sie opferten, verschieden, und weisse Kleider wurden bloß bei den Opfern der Ceres angelegt (Ovid's Festb. VI, 619.). Bei den Aegyptiern hingegen trugen die Priester aller Götter bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen leinene Kleider: der linnentragende Haufel (Linigera turba, grex liniger, bei Ovid's Verwandl. I, 747. und bei Juvenal Sat. VI, 532.) war daher die charakteristische Bezeichnung der Aegyptischen Priester. S. Spencer de Legg. Hebraeor. rituall. S. 683. fgg. der Pfaffsch. Ausg.

322.

XVI, 8. **Und sollt das Loos werfen über die zween Böcke.**

Wie diese Loose geworfen wurden, wird in der Schrift nicht gesagt; aber dem Bericht der Hebräer und den im Talmud (im Tractat Joma) aufbehal=

tenen Ueberlieferungen zufolge geschah das Loosen auf folgende Weise: Man führte zween Böcke in den innern Vorhof des Tempels, und stellte sie auf der mitternächtlichen Seite des Brandopferaltars vor dem Hohenpriester, den einen zu dessen rechten Hand, den andern zur linken. Hierauf wurde eine Urne gebracht, zwischen die beiden Böcke gesetzt, und zwei hölzerne Loose hinein gethan. Auf dem einen standen die Worte: dem Jehovah, auf dem andern: dem Asasel. Nachdem man nun die Urne wohl umgerüttelt hatte; so griff der Hohepriester mit beiden Händen zugleich in dieselbe, und brachte in jeder Hand ein Loos heraus. Das Loos in der rechten Hand entschied das Schicksal des Bocks zur Rechten, und das Loos in der linken Hand that eben dieses in Ansehung des Bocks der zur Linken stand. Wenn die rechte Haud des Priesters das Loos für Jehovah herauszog; so wurde dieß für eine gute Vorbedeutung gehalten. Brachte aber die linke Hand dieses Loos heraus: so hielt man es für eine schlimme Vorbedeutung, und für ein Zeichen, daß Gott nicht versöhnt sey. (Jenning's Jüd. Alterth. II. Th. S. 267.)

(B.)

323.

XVI, 8. Ein Loos dem Herrn, und das andere dem ledigen Bock.

Das hebräische Wort, für welches Luther gesetzt hat: dem ledigen Bock, heißt vielmehr: dem

Asasel. Dieß ist, nach einer, nicht nur unter den Juden, sondern auch unter den Mohammedanern herrschenden Meinung, der Name des bösen Geistes, der die Stammeltern des menschlichen Geschlechts, aus Neid über die ihnen verliehenen Vorzüge, zur Sünde verführte, indem er sie verleitete, die Früchte des verbotenen Baums zu kosten, und von dieser Zeit an sey zwischen ihm und dem Menschengeschlecht eine unversöhnliche Feindschaft. Diese Sage findet man ausführlich vorgetragen in einer im zehenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung verfaßten Abhandlung eines Arabischen Gelehrten, die zu Calcutta im Jahr 1812. unter dem Titel Ekhwan os=Saffa, d. i. die aufrichtigen Brüder, von Scheikh Achmed=ibn=Mohammed Schervan Arabisch herausgegeben worden ist, S. 67. fgg. Was hier von Asasel erzählt wird, das wird beinahe wörtlich, in des Rabbi Menachem von Recanati Auslegung der fünf Bücher Moses Bl. 24. Col. 4. fgg. als eine alte Ueberlieferung von Sammaël, d. i. dem Verblender, erzählt. Dieser ist jedoch kein anderer als Asasel, und heißt auch der Fürst der Wüste, wo nach einer alten und weitverbreiteten Meinung die bösen Geister hauseten (S. Eisenmengers entdecktes Judenthum I. Th. S. 823. 827. II. Th. S. 157. Spencer de Legg. Hebraeor. rituall. S. 1045.). In den Pirke Eliezer, einer Sammlung Jüdischer

Ueberlieferungen, wird (Kap. 46.) gesagt, der eine der am großen Versöhnungstag durch das Loos bestimmten zwei Böcke sey dem bösen Geist Sammaël oder Asasel als Sühn- oder Besänftigungsopfer zugesendet worden, damit er die zur Versöhnung der Israeliten an jenem Tag dargebrachten Opfer nicht unkräftig machen möge.

324.

XVI, 14. Siebenmal soll er also vor dem Gnadenstuhl mit seinem Finger vom Blut sprengen.

Die Zahl Sieben wurde nicht nur bei den Juden, sondern auch bei den Heiden, hoch geachtet, und bei gottesdienstlichen Handlungen für besonders wirksam gehalten. Apulejus sagt (vom goldnen Esel XI. B.): „Mit dem Verlangen mich zu reinigen, bade ich mich im Meer, und tauche mein Haupt siebenmal in die Wellen, da diese Zahl, wie der göttliche Pythagoras gelehrt hat, in allen religiösen Dingen vor allen andern Zahlen schicklich ist.“ In der heiligen Schrift kommt diese Zahl sehr häufig vor. „Die Periode von sieben Tagen war seit undenklichen Zeiten beinahe bei allen Völkern üblich, und ihre Einrichtung völlig gleichförmig. Die Hebräer, Assyrier, Aegyptier, Juden, Araber, mit einem Worte, alle Völker des Orients, haben sich beständig solcher Wochen bedient, die aus sieben Tagen bestunden. (S. Scaliger de emendat. tempor.; Selden

de jure Nat. et Gent. B. III. Kap. 17. fgg. Memoires de l'Academie des Inscriptions T. IV. p. 65.). Man findet diese Gewohnheit auch bei den Römern, den alten Einwohnern Galliens, der britanischen Inseln, Deutschlands, des Nordens und Americas (S. Le Spectacle de la Nature T. VIII. p. 55.). Man hat mancherlei leere Vermuthungen über die Ursachen und Beweggründe vorgebracht, welche das ganze Menschengeschlecht haben bestimmen können, sich in dieser ursprünglichen Art die Zeit einzutheilen zu vereinigen. Nichts als die Ueberlieferung von der Dauer der Zeit, während welcher die Welt erschaffen worden, konnte zu dem allgemeinen und von undenklichen Zeiten her herrschenden Gebrauch, Wochen von sieben Tagen anzunehmen, Veranlassung geben." Goguet von dem Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften, I. Th. III. B. 2. Kap. S. 235. der deutsch. Uebersetz. „Die Monate der alten Scandinavier waren in Wochen von sieben Tagen eingetheilt; eine Eintheilung, die beinahe bei allen bekannten Nationen von dem äussersten Ende Asiens bis zu dem äussersten Ende Europa's gefunden wird." Maillets Nordische Alterthümer I. B. S. 357. S. auch Grotius de Verit. Relig. Christ. L. I. Cap. 16. not. 23. und fg. (B.)

Vgl. auch oben Nr. 244.

325.

XVI, 22. Daß also der Bock alle ihre

Missethat auf ihm in eine Wildniß trage, und lasse ihn in die Wüste.

Der Aschwamedha-Jaga ist ein alter Indischer Gebrauch, der darinne bestand, daß ein Pferd dargebracht und geopfert wurde, mit einigen Gebräuchen, die denen durch das Mosaische Gesetz vorgeschriebenen ähnlich sind. „Das so geopferte Pferd vertritt die Stelle des Opfernden, trägt seine Sünden in die Wüste, in welche er es laufen läßt (daraus läßt sich schließen, daß das Opfermesser nicht immer angewandt wurde), und wird das Sühnopfer für diese Sünden." Halhed bemerkt (in der Vorrede zu den Hindu-Gesetzen S. 9.), diese Ceremonie erinnere an den Sündenbock der Israeliten; und dieß ist nicht das einzige Beispiel eines besondern Zusammentreffens der Hindu-Theologie mit der Mosaischen. Dieser Nachricht fügen wir eine Erzählung aus Bruce's Reisen bei (I. Th. I. B. 10. Kap. S. 301. der deutschen Uebersetz.), die gewissermaaßen etwas Aehnliches enthält: „Wir fanden, daß die Besatzung und die Einwohner (von Yambo, einer Stadt in Arabien) sich wegen einer gewissen Untersuchung einige Tage mit einander herumgeschlagen hatten, daß bei diesen Unordnungen der größte Theil der Munition darauf gegangen, daß aber die Aeltesten von beiden Seiten darinne einig geworden wären, daß kein Theil Vorwürfe verdiene, sondern daß das ganze Unheil durch ein Kameel gestiftet worden sey.

Man nahm also ein Kameel, führte es zur Stadt hinaus, wo sich eine Anzahl von beiden Theilen einfand, die dem Thier über das, was gesagt und gethan worden war, Vorwürfe machten. Das Kameel hätte Menschen getödtet, es hätte gedroht die Stadt anzuzünden, das Haus des Aga und das Kastell in Brand zu stecken; es hätte dem Großherrn und dem Scherif zu Mekkah, als den Souveräins beider Partheien alles Unglück auf den Hals gewünscht; endlich hätte es gedroht, den nach Mekkah bestimmten Waizen, das einzige, wobei das arme Thier einigermaaßen interessirt war, zu verderben. Nachdem ein großer Theil des Nachmittags über das Schimpfen auf das Kameel verstrichen war, und dessen Maaß von Gottlosigkeiten nun voll zu seyn schien, stieß ihm ein jeder eine Lanze in den Leib, und weihete es mit einer Art von Gebet, und mit tausend Flüchen den Diis manibus et Diris zum Opfer. Darauf gieng jeder nach Hause völlig wegen des vom Kameel erlittenen Unrechts gerochen. Der Leser wird hierbei leicht einige Spuren von dem Asasel, oder Sühnbock der Juden finden, welcher mit den Sünden des Volks beladen in die Wüste gejagt wurde." (B.)

Inwiefern die oben erwähnte Indische Ceremonie Aschwamedha mit der Jüdischen Aehnlichkeit habe, wird man aus folgender Nachricht beurtheilen können, die Ward im zweiten Bande seiner Ueber-

sicht der Geschichte, Literatur und Religion der Hindus (S. 52. fg.) giebt: „Das Opfer eines Pferdes (Aschwa-medha). Das Thier muß einerlei Farbe haben (den Vorzug hat ein weißes Pferd), ohne Tadel, gut geartet, jung und wohlgestaltet seyn. An einem Tag von glücklicher Vorbedeutung muß der Opfernde den Kopf des Pferdes mit Schlamm aus dem Ganges, Sandelholz, einem Kieselstein, Reis in der Hülse, Blättern von Durva-Gras (Agrestis linearis), Blumen, Früchten, geronnener Milch, geläuterter Butter, Mennig, einer Muschel, Lampenruß, Turmerikwurzel, Senf, Gold, Silber, Erz, einer Lampe, einem Spiegel, und andern Dingen berühren, und dabei gewisse vorgeschriebene Formeln wiederholen. Darauf wird das Pferd mit Wasser gewaschen, in welches eine aus der Rinde verschiedener Bäume und Gewürze zusammengesetzte Kugel geworfen worden, und wird sodann prächtig aufgezäumt. Nun wird der Gott Indra durch mehrere Gebete angerufen, und gebeten zu kommen, und das Pferd zu bewahren, das man los und ledig gehen zu lassen im Begriffe steht. Sodann wird an den Vorderkopf des Pferdes ein Papier befestigt, worauf in Sanskrit folgendes geschrieben steht: „Ich lasse dieses zum Opfer geweihete Pferd ins Freie gehen. Wer die Stärke besitzt, es aufzuhalten, behalte es bei sich (die Puranas erzählen von schrecklichen Kriegen, sowohl unter Göttern als Menschen, um

ein solches Pferd zu erhalten). Ich werde kommen und es einlösen. Die nicht im Stande sind es aufzuhalten, werden es gehen lassen, und zum Opfer kommen müssen, Tribut mitbringend." Man läßt nun das Pferd zwölf Monate lang frei herumgehen, indem ihm Diener des Opfernden folgen. Nach Ablauf eines Jahres wird es zurück gebracht und gebunden. Zu einer bestimmten Zeit wird dann ein eigner Platz ausgewählt und gereiniget, auf welchem ein Altar von Erde rund um mit Ziegeln ummauert, sechszehn Ellen im Gevierte, und eine Elle hoch, errichtet wird, mit einem auf Pfosten ruhenden Dach darüber. Am östlichen Ende wird eine Oeffnung für das Feuer gemacht und mit Ziegelsteinen ausgesetzt; auch kann auf dem Altar selbst eine kleine Erhöhung von Sand für das Feuer aufgeworfen werden. Unter das Dach wird eine Art von Thronhimmel gehängt, mit schönen Vorhängen rings herum. Um die Pfosten des Altars wird eine Schnur befestigt, auch Aeste des Mango-Baums, Kuhschwänze, Glocken und Blumen-Guirlanden. Hierauf naht der Opfernde, von Geschenken begleitet, und unter dem Lesen verschiedener Gebetsformeln, und weiset den Priestern der verschiednen Classen ihre Verrichtungen beim Opfer an. An eine der um den Altar stehenden Pfosten wird das Pferd gebunden, und an die übrigen Pfosten dreissig andere Thiere und Vögel, die alle durch Besprengen mit Wasser, und Wiederholung gewisser

mystischer Formeln geweihet werden. Ein silbernes Bild des Garura mit goldnem Gefieder und sechszehn Goldplatten wird herbeigebracht, worauf der Opfernde und sein Weib die Füsse des Pferdes waschen, und ihm eine neue Schabracke auflegen. Bereit liegen: ein Fächer von Hirschhaut zum Anfachen der Kohlen; etwas Kuscha-Gras mit dünnen Stäben von den Schößlingen des Feigen- oder Poloscha-Baums; ein Mörser mit Stössel, um den Reis zu stossen; eine Schaale von Feigenholz, worinne das Weihwasser ist; ein hölzerner Löffel zum Umrühren des kochenden Reises; einen andern grössern mit zwei Oeffnungen um die geläuterte Butter auf das Feuer zu gießen; noch ein anderer Löffel, womit der gekochte Reis auf das Feuer geworfen wird; eine Pfanne mit Wasser, auf welcher einige Zweige, Früchte und Blumen liegen, nebst dem bemahlten und mit geronnener Milch bestrichenen Bild eines Menschen; rund um den Rand der Pfanne ist ein Stück neues Tuch befestigt, und fünf Dinge, nämlich Gold, Silber, eine Perle, eine Koralle, und ein Edelstein werden in die Pfanne geworfen; fünf kleinere, auf dieselbe Weise verzierte Pfannen mit Wasser werden neben einander gestellt. Nun wird das Pferd von einem der Priester getödtet, der das Fleisch in Stücken theilt, und sie ins Feuer wirft, indem er geläuterte Butter darauf gießt, und gewisse Formeln wiederholt. Wenn das Serum ins Feuer kommt; so setzen sich

der Opfernde und sein Weib auf den Altar, um den Dampf einzuziehen. Hiernächst werden die andern Thiere, unter Wiederholung gewisser Gebete geopfert. Diese Opfer werden dem Bramha, Wischnu, Schiva, und den zehen Schutzgöttern der Erde dargebracht. Am Schlusse dieser Ceremonien gießt der Priester etwas geronnene Milch in das Feuer in der Richtung gegen Nordost, sprengt dem Opfernden und seinem Weib ein wenig Wasser ins Gesicht, wäscht sie, indem er Wasser aus der grossen Pfanne über sie gießt, und dabei gewisse Formeln murmelt, und bezeichnet ihnen die Stirne, die Schultern, den Hals und die Brust mit der Asche der geronnenen Milch."

326.

XVII, 7. **Und mit nichten hinfort ihre Opfer den Feldteufeln opfern.**

Das von Luther durch **Feldteufel** übersetzte hebräische Wort (**Seïrim**) bedeutet eigentlich überhaupt **Zottige**, **Haarige**, daher dann mit demselben sowohl **Böcke**, als auch gewisse fabelhafte Wesen, oder **Waldgötter** bezeichnet werden, denen, wie den Satyrn, der Volksglaube Bocksgestalt zuschrieb. In der obigen Stelle werden aber wahrscheinlich **Böcke** gemeint, die den Aegyptiern als Sinnbild der **befruchtenden Naturkraft**, oder auch der **befruchtenden Kraft der Sonne**, unter den Namen **Mendes**, Gegenstand göttlicher Verehrung wa-

ren. Von dieser Gottheit, welche die Griechen mit ihrem Pan verglichen, führte eine Provinz Nieder-Aegyptens den Namen. „Ziegen und Böcke," sagt Herodot (II. 46.) „schlachten diejenigen Aegyptier, die wir erwähnt haben, nicht; weil sie den Pan für einen der ältesten Götter halten. Mahler aber sowohl als Bildhauer bilden diese Gottheit mit dem Gesicht und den Schenkeln eines Bocks, wie die Griechen den Pan vorzustellen pflegen. Die Mandesier erweisen den Böcken und Ziegen göttliche Verehrung; mehr jedoch den ersteren als den letzteren."

327.

XVII, 15. Und welche Seele ein Aas, oder was vom Wilde zerrissen ist, isset....... der soll sein Kleid waschen, und sich mit Wasser baden, und unrein seyn bis auf den Abend.

Das Verbot von einem Aase zu genießen, dürfte uns vielleicht unnöthig scheinen; allein im Morgenlande verschmähen die niedrigern und ärmern Volksclassen eine solche Nahrung keineswegs. Tavernier erzählt da, wo er von der Unreinlichkeit der Strassen Ispahans spricht (Reisen I. Th. S. 170,), gefallene Pferde, Kameele, Maulesel würden gerade auf die Gasse geworfen. „Doch finden sich bald Leute ein, die das gefallene Thier dem Eigenthümer abkaufen, und Harisse daraus machen, welche sie den armen Tagelöhnern verkaufen. Dieses Harisse wird auf fol-

gende Weise zubereitet: man läßt das Fleisch von dem todten Vieh mit Korn kochen, und nachdem es wohl gekocht, wird es durch einander gerührt, daß es wie ein Muß wird." Ueber das Verbot nichts von einem zerrissenen Thier zu essen s. Nr. 258.

328.

XVIII, 21. Du sollt auch deines Saamens nicht geben, daß es dem Moloch verbrannt werde.

Von diesem Götzen giebt Rabbi Simeon in seinem Commentar zu Jerem. VIII. folgende Beschreibung: „Alle Häuser der Götzen waren in der Stadt Jerusalem, ausgenommen der Ort, wo der Moloch stand, dieser war auf einem abgesonderten Platz, ausserhalb der Stadt. Es war eine Statue mit dem Kopf eines Ochsen, und mit Händen, ausgestreckt wie die Hände eines Mannes, der sie darreicht, um von einem andern etwas zu empfangen. Inwendig war die Statue hohl, und es waren sieben Kapellen errichtet, vor welchen sie stand. Wer eine junge Taube, oder anderes Geflügel darbrachte, gieng in die erste Kapelle; wer ein Schaaf oder ein Lamm opferte, gieng in die zweite; brachte er einen Widder dar, so gieng er in die dritte; mit einem Kalbe in die vierte; mit einem Stier in die fünfte; mit einem Ochsen in die sechste, aber nur wer seinen eignen Sohn darbrachte, gieng in die

siebente Kapelle, und küßte den Götzen Moloch, wie es Hos. XIII, 2. heißt: wer die Kälber küssen will, der soll Menschen opfern. Das Kind wurde vor das Götzenbild hingelegt, und unter dem letztern ein Feuer angemacht, bis es rothglühend ward. Sodann nahm der Priester das Kind, und legte es auf die glühenden Hände des Molochs; und damit die Eltern das Schreien des Kindes nicht hören sollten, wurden Trommeln geschlagen. Daher erhielt der Ort den Namen Tophet, denn Tophet bedeutet eine Trommel oder Handpaucke. Er hieß auch Hinnom, wegen des Schreiens der Kinder, von dem Hebräischen Wort Nahem, brüllen; oder auch daher, weil die Priester zu den Eltern zu sagen pflegten: Jehenelach, es wird dir Nutzen bringen."

So schrecklich der in der obigen Stelle verbotene Gebrauch ist; so gewiß ist es doch, daß er wirklich geherrscht habe. Die Art, wie er vollzogen wurde, wird verschieden beschrieben, besonders von den Rabbinen. Sonnerat giebt von einem ähnlichen Gebrauch bei den Hindus folgende Nachricht (Reisen I. Th. S. 154.): „Ein noch auffallenderes Beispiel von dem Aberglauben der alten Indier in Ansehung dieses göttlich verehrten Feuers hat sich bis jetzt in dem großen Fest enthalten, welches jährlich dem Dharma Radschah zu Ehren gefeiert, und das Feuerfest genannt wird, weil man an demselben

über dieses Element mit bloßen Füssen gehen muß. Es dauert achtzehn Tage lang, und während dieser Zeit müssen alle, die das Gelübde gethan haben, es zu feiern, fasten, sich der Weiber enthalten, auf der bloßen Erde schlafen, und über einen Haufen glühender Kohlen gehen. Am achtzehenten Tage ziehen sie dazu unter dem Schall musikalischer Instrumente auf, das Haupt mit Blumen bekränzt, den Leib mit Safran bestrichen; die Schritte tactmäßig abgemessen, folgen sie den Bildern des Dharma-Radschah und seines Weibes Drobeda, die beide in Procession voraus getragen werden. Wenn man beim Feuer angekommen ist, stört man es auf, damit die Flamme desto heftiger werde, und nimmt etwas Asche, womit man sich die Stirne reibt; und nachdem die Götzenbilder dreimal um das Feuer herum getragen worden, gehen alle schneller oder langsamer, je nachdem es jedem seine eigne Andacht eingiebt, über die Gluth einen etwa vierzig Fuß langen Raum hin. Einige tragen dabei ihre Kinder in den Armen; andere aber Lanzen, Säbel und Fahnen. Die eifrigsten gehen einigemal nach einander über die Gluth. Wenn die Ceremonie vorbei ist, beeifert sich das Volk etwas von der Asche zu sammeln, womit sie sich die Stirne reiben; auch bitten sie die Andächtigen um einige Blumen, mit denen sie bekränzt waren, und die sie sorgfältig aufbewahren."

Die Eltern selbst brachten ihre Kinder zu diesem blutigen Heiligthum, und pflegten sie durch Liebkosungen und Küsse am Schreien zu verhindern, damit das Schlachtopfer nicht weinend dargebracht würde. S. Minucius Felix (S. 311. Leyd. 1709.). Nach Tertullian (Apologie 9. Kap. S. 10.) dauerte dieser grausame Gebrauch bis zu dem Proconsulat des Tiberius. S. auch 5 Mos. XVIII, 10. Jerem. VII, 31. (B.)

Moloch oder Molech, d. i. König, wird 1 Kön. XI, 7. ein Greuel oder Götze der Ammoniter genannt, eines Volks, das an der östlichen Seite der todten See und des Jordans wohnte. Diodorus von Sicilien beschreibt die Gestalt des Punischen oder Karthagischen Saturns und die ihm dargebrachten Opfer fast eben so, wie in der oben angeführten Jüdischen Ueberlieferung der Moloch beschrieben wird (XX. B. 14. Kap.): „Die Bildsäule des Kronos, die bei ihnen verehrt wurde, war von Erz, und hatte ausgestreckte, zur Erde gebeugte Arme, so daß das darauf gelegte Kind herunter rollte, und in eine mit Feuer angefüllte Grube fiel.“ Diodorus erzählt eben daselbst, die Karthaginenser hätten eine Zeitlang blos Kinder aus den niedern Volksclassen geopfert; nachdem sie aber etwa 308 Jahre vor Christi Geburt von Agathokles eine große Niederlage erlitten, so hätten sie den Zorn des Kronos für die Ursache gehalten, und um die Schuld

zu söhnen, auf einmal zweihundert Kinder aus den vornehmsten Familien geopfert. Porphyrius berichtet bei Eusebius (Vorbereitung zur evangel. Lehre IV. B. 16. Kap.), die Geschichte der Phönicier sey voll von solchen Opfern, welche sie bei Niederlagen, in Hungersnoth, oder andern Landplagen, dem Kronos gewöhnlich von ihren geliebtesten Kindern dargebracht hätten.

329.

XIX, 27. Ihr sollt eure Haare am Haupte nicht rund umher abschneiden.

Im Hebräischen steht ein Wort, welches Ecke, das Aeusserste einer Sache bedeutet. Die Meinung ist, sie sollen sich ihr Haar nicht hinten und vorne gleich abscheeren, wie die Verehrer der Planeten und anderer Gestirne, besonders die Araber thaten. Andere glauben, dieses Verbot beziehe sich auf einen abergläubischen Gebrauch der Heiden, bei der Trauer um Todte. Sie schoren nämlich ihr Haar rund herum ab, und warfen es in das Grab zu den Leichnamen ihrer Verwandten und Freunde; zuweilen wurde es auf das Gesicht oder die Brust des Todten gelegt, als ein Opfer für die Götter der Unterwelt, wodurch sie dieselben zu versöhnen, und dem Verstorbenen geneigt zu machen hofften. S. Maimonides vom Götzendienst XII. Kap. 1. 2. 3.

(B.)

Nach Herodot (III. 8.) pflegten die Araber dem Dionysos, oder Bacchus zu Ehren die Haare rings um den Kopf zu scheeren und oben auf dem Scheitel einen Zipfel stehen zu lassen. Dasselbe berichtet er (IV, 175.) von den Maken, einem nordafrikanischen Volke.

330.

XIX, 28. Ihr sollt kein Maal um eines Todten willen an eurem Leibe reissen, noch Buchstaben an euch pfetzen.

Der hebräische Ausdruck, welchen Luther Buchstaben pfetzen übersetzt hat, bedeutet vielmehr Eingraben oder Einbrennen bunter Maale auf die Haut. Die Sitte, daß sich Personen von höherm Rang, oder auch andere, bei merkwürdigen Veranlassungen, den Körper zu bemahlen pflegten, findet man in Ländern, die weit von einander entlegen sind. Die alten Britannier bemahlten sich, und der bekannte Reisende, Dampier, brachte einen Ost-Indischen Prinzen mit sich, dessen Haut sehr sorgfältig mit verschiedenen bunten Figuren gefärbt war. Die Araber der Wüste pflegen ihren Körper gleichfalls auf diese Weise zu zieren, wie Arvieux berichtet, der auch in der Beschreibung der Vorbereitung zu einer Arabischen Hochzeit erzählt (Voyage dans la Palest. p. 223.), die Weiber bemahlten mit einer Art Dinte die Braut an allen Theilen

ihres Körpers mit Figuren von Blumen, Häusern, Cypressen, Antelopen und andern Thieren. Dieß ward also den Israeliten untersagt. (B.)

Vgl. oben Nr. 224.

331.

XIX, 32. Vor einem grauen Haupte sollt du aufstehen, und die Alten ehren.

Die Jüdischen Schriftsteller sagen, es sey Sitte gewesen, vor einem Alten in der Entfernung von vier Ellen aufzustehen, und erst nachdem er vorüber gegangen, sich wieder zu setzen, damit es in die Augen fiele, daß man bloß aus Ehrerbietung gegen ihn aufgestanden sey. Die gebildetsten Völker pflegten auf diese Weise das Alter zu ehren. Juvenal sagt (Sat. XIII, 54.), bei den Alten sey es für ein großes, mit dem Tode zu büßendes Verbrechen gehalten worden, wenn der Jüngling vor dem Greise nicht aufgestanden sey.*) Die Lacedämonier hatten ein Gesetz, daß Alte gleich Vätern geehrt werden sollten. S. auch Homer Il. XV, 204. XXIII, 788. (B.)

Von der Achtung der Chinesen gegen das Alter erzählt Du Halde im zweiten Theil seiner Beschreibung des Chinesischen Reichs (S. 91.) folgendes Beispiel: „Insonderheit findet man, daß sie Alten große Achtung und Ehrerbietung erzeigen. Der Kai-

*) Credebant hoc grande nefas, et morte piandum,
Si juvenis veteri non assurrexerat. —

ser geht darinne selbst seinen Unterthanen mit gutem Beispiel vor. Ein geringer Mandarin vom mathematischen Tribunal, der hundert Jahre alt war, begab sich am Neujahrstage der Chineser in den Palast des Kaisers Kanghi, ihm seine Unterthänigkeit zu bezeigen. Der Kaiser, der sich an diesem Tage nicht sprechen ließ, befahl ausdrücklich, daß dieser Greis in sein Zimmer geführt werden solle. Da er sehr schlecht gekleidet war; so beeiferte sich jedermann, ihm ein besseres Kleid überzuwerfen. Man führte ihn also in das Audienzzimmer des Kaisers. Dieser, der auf tatarische Art eben auf seinem erhöheten Lager saß, stund sogleich auf, gieng ihm entgegen, und empfieng ihn mit besonderer Gnade. Der alte Mandarin wollte dem Kaiser zu Fuße fallen, dieser aber ergriff ihn bei der Hand, und sagte mit vieler Güte zu ihm: „Ehrwürdiger Alter, du sollst künftig allemal vor mich gelassen werden, so oft du hier erscheinst, deine Schuldigkeit zu bezeigen. Ich sage dir aber auch ein für allemal, daß du von Beobachtung aller Ceremonien völlig frei seyn sollst; ich aber will allemal aufstehen und dir entgegen gehen. Diese Ehre erweise ich nicht deiner Person, sondern deinem Alter. Und damit du einen ausgezeichneten Beweis meiner Gnade habest, so ernenne ich dich hiermit zum ersten Präsidenten des mathematischen Tribunals."

332.

XIX, 36. Rechte Wage, rechte Pfunde, rechte Scheffel, rechte Kannen sollen bei euch seyn.

Betrügereien im Handel und Wandel wurden bei den Aegyptiern scharf bestraft, sie mochten zum Nachtheil einzelner oder des Ganzen ausgeübt werden. Diodorus von Sicilien meldet, daß denen, die falsches Geld machten, oder sich falschen Gewichts bedienten, beide Hände abgehauen wurden. Virgil sagt (Aen. XII, 725.), Jupiter selbst halte zwei Waagschaalen nach gerade gerichtetem Zünglein.*) (B.)

333.

XXI, 21. Welcher nun von Aarons, des Priesters, Saamen einen Fehl an ihm hat, der soll nicht herzutreten zu opfern die Opfer des Herrn.

Es ist, wie man aus dem Vorhergehenden sieht, die Rede von körperlichen Fehlern, oder von Leibesgebrechen, welche Vs. 18. 19. 20. namentlich aufgeführt werden. Bei den mehresten Völkern des Alterthums waren Gebrechliche vom Priesterthum ausgeschlossen. „Bei den Griechen wurden nur solche zu diesem heiligen Amt gelassen, die einen gesunden, und an allen seinen Gliedern unverletzten Körper hatten; denn man hielt es für eine die Götter entehrende

*) Iupiter ipse duas aequato examine lances Sustinet.

Sache, sie von Jemanden bedienen zu lassen, der lahm oder verstümmelt war, oder irgend einen andern Fehler hatte. Es wurde daher vor ihrer Einweihung eine Untersuchung mit ihnen angestellt, ob sie ἀφελεεῖς wären, welches Wort, wie Hesychius es erklärt, einen Menschen bedeutet, dessen Körper ohne Tadel und unverletzt ist, so daß an demselben nichts fehlt und nichts überflüssig ist. Gott selbst gab den Israeliten unter andern Befehlen auch diesen (3 Mos. XXI, 23.): Der Priester, der einen Fehl an sich hat, soll nicht zum Vorhang kommen (der das Heilige vom Allerheiligsten scheidet), noch zum Altar nahen, daß er nicht mein Heiligthum entheilige. Und überhaupt ist es ja eine unter Menschen herrschende Meinung, daß schön gewachsene und wohlgebildete Diener der Könige und Edeln ihrem Herrn Glanz und Ansehen geben. Daß aber die Priester zu Athen eine Untersuchung (*δοκιμασίαν*) ausstehen mußten, geschah deswegen, damit die ausgeschlossen würden, die nicht an allen Gliedern ihres Leibes ohne Tadel und gesund waren." Potter's Griech. Archäologie I. Th. S. 492. Seneca meldet (Controvers. L. IV, 2.), jener Metellus, der das Unglück gehabt blind zu werden, als er bei dem Brande des Tempels der Vesta das Palladium aus dem Feuer gerettet, habe das Priesterthum niederlegen müssen; und er setzt hinzu: „ein Priester nicht tadellosen Körpers ist gleich einer

Sache von schlimmer Vorbedeutung zu meiden." *) M. Sergius, der bei Vertheidigung des Vaterlands die rechte Hand verlohren, konnte deshalb nicht Priester bleiben. Die Leibesfehler, welche eine Jungfrau untüchtig machten, eine Vestalin zu werden, nennt Gellius Attische Nächte I. B. 12. Kap.

334.

XXII, 13. **Wird sie aber eine Wittwe, und kommt wieder zu ihres Vaters Hause; so soll sie essen von ihres Vaters Brod.**

In Bengalen kehrt eine Wittwe nach ihres Gatten Todt nicht selten in das väterliche Haus zurück; die Verbindung mit dem letzteren wird durch die Ehe nicht so, wie bei den Europäischen Völkern aufgelöset. Tausende von Wittwen, deren Gatten vor der Vollziehung der Ehe gestorben sind, haben in Bengalen das elterliche Haus nie verlassen. (Ward.)

335.

XXII, 21. **Wer ein Dankopfer dem Herrn thun will, von Rindern oder Schaafen, das soll ohne Wandel seyn, daß es angenehm sey; es soll keinen Fehl haben.**

Dieses Gesetz ist so sehr in der Natur der Sache selbst gegründet, daß es bei allen Völkern, welche ihren Gottheiten Opfer darbrachten, gefunden wird.

*) Sacerdos non integri corporis quasi mali ominis res vitanda est.

Herodot beschreibt (II. 38.), wie genau die Aegyptischen Priester die Opferthiere untersuchen mußten, wie sie liegend oder stehend aussahen, wie die Zunge beschaffen, und ob sie überhaupt rein wären. Den Atheniensern gab Solon, wie Plutarch in der Lebensbeschreibung desselben meldet, das Gesetz, daß sie auserlesene Opferthiere (ἔκκριτα ἱερεῖα) schlachten sollten; und es war überhaupt ein alter Gebrauch, das beste Vieh aus der Heerde auszulesen und es durch gewisse Kennzeichen von den übrigen zu unterscheiden (wie aus Virgil Landbau III. 157. erhellt). Plinius redet (Naturgesch. VIII. B. 45. Kap.) von einer feierlichen Untersuchung und Besichtigung der Opferthiere. Er bemerkt unter andern, ein Kalb tauge nicht zum Opfer, wenn der Schwanz desselben nicht wenigstens bis zum Kniegelenk reiche, oder wenn es der Opfernde auf den Achseln herbeitrage, und nicht vor sich hertreibe, weil es da mager und kraftlos sey. Auch hielten die Götter kein Opferthier genehm, welches hinke, einem Fremden gehöre (vergl. 3 Mos. XXII, 25.), oder sich vom Altar entferne.

336.

XXII, 27. **Wenn ein Ochs oder Lamm, oder Ziege gebohren ist, soll es sieben Tage bei seiner Mutter seyn; und am achten**

Tage und darnach mag mans dem Herrn opfern, so ists angenehm.

Maimonides bemerkt über diese Stelle sehr richtig (More Nebochim III. Th. 46. Kap.), Gott verlange, man solle ihm kein Thier opfern, das nicht völlige sieben Tage alt ist, und er verwerfe alle diejenigen, welche unter sieben Tage alt sind, als unvollkommene und todgebohrne, die folglich auch nicht zur Nahrung und Speise dienen können. Andere alte Völker beobachteten fast dasselbe. Plinius sagt (Naturgeschichte VIII. B. 51. Kap.): „Die kleinen Ferkel sind rein zum Opfer, wenn sie fünf Tage alt sind, die jungen Schaafe und Ziegen, wenn sie acht Tage alt sind, und die Kälber wenn sie einen Monat alt sind.“ Vgl. Servius zur Aeneis IV, 57.

337.

XXIII, 24. Am ersten Tag des siebenten Monats sollt ihr den heiligen Sabbath des Blasens zum Gedächtniß halten.

Einige Ausleger haben vermuthet, dieses Fest des Blasens auf Hörnern sey zum Gedächtnisse der Befreiung Isaaks, durch einen an seiner Statt geopferten Widder, gestiftet worden: es wird von den Juden zuweilen das Binden Isaaks genannt. Wahrscheinlicher aber ist es, daß der Name dieses Festes von der damals gewöhnlichen Art von Trompeten (Widderhörner) hergenommen sey, und daß der Zweck desselben war, den Anfang des neuen Jahrs zu

feiern, und zum Dank für die im verflossenen Jahr erhaltenen Wohlthaten und Segnungen zu ermuntern. Das feierliche Blasen auf Trompeten durch die Priester in allen ihren Städten sowohl als zu Jerusalem, wo man sich im Tempel ausser den Hörnern auch zweier silbernen Trompeten bediente, indeß die Leviten den ein und achtzigsten Psalm absangen, war ein passendes Mittel zu Erreichung des angegebenen Zwecks.

(B.)

338.

XXIV, 11. Eines Israelitischen Weibes Sohn lästerte den Namen und fluchte.

Unter dem Namen wird hier der Name Gottes verstanden. Unter den Ruinen von Palmyra findet man Marmortafeln mit der Inschrift: dem gebenedeieten Namen Ehrfurcht für immer! Oder auch: dem gebenedeieten Namen, stets gnädig und barmherzig, Ehrfurcht! Dieser Ausdruck ist dem in der obigen Stelle gebrauchten vollkommen ähnlich. Fragmente Nr. 490.

(B.)

339.

XXV, 4. Aber im siebenten Jahr soll das Land seine große Feier dem Herrn feiern. 8. Und du sollt zählen solcher Feierjahre sieben, daß sieben Jahr siebenmal gezählt werden, und die Zeit der sieben Feierjahr machen neun und vierzig

Jahre. 10. Und ihr sollt das funfzigste Jahr heiligen, und sollts ein Erlaßjahr heißen im Lande, allen, die drinnen wohnen; da soll ein jeglicher bei euch wieder zu seiner Habe und zu seinem Geschlecht kommen.

„Derselbe edle Geist, von dem der Zustand aller Dienstbaren durch Anordnung einer Erholung am siebenten Tage erleichtert worden ist, hat auch das Sabbathjahr der Israeliten eingegeben, eine Rechtsanstalt, welche tief in das Wesen der Gesellschaft eingreift. Wenn Staatsbürger auf irgend eine Weise in die Leibeigenschaft gerathen waren, durch Armuth und Schulden (3 Mos. XXV, 39. 47. 2 Kön. IV, 1. Jesaj. L, 1.), durch Unvermögenheit etwas Gestohlnes wieder herbei zu schaffen, oder zu ersetzen (2 Mos. XXII, 3.): im letzten Jahre der laufenden Jahrwoche mußten sie ohne Lösegeld wieder frei gelassen werden (2 Mos. XXI, 2. fgg. 5 Mos. XV, 12. Jerem. XXXIV, 14.). Diese gesetzliche Befreiung aus der Dienstbarkeit, die bei den Israeliten sagenhaft schon in den Erzählungen von Jakob vorkömmt (1 Mos. XXIX, 18—28.), scheint unter verschiedenen andern Völkern der ältesten Zeit Statt gehabt zu haben. Aus einigen Sagen der Griechen ist das zu vermuthen. Sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen mußten sieben Jahre nach einander aus der Atheniſchen Jugend nach Kreta als Sühnopfer

gesandt werden, zufolge eines Orakelspruchs (Diodor IV. 61.). Mit dem sieben mal siebenten Schlachtopfer hörte die Büßungszeit auf; der funfzigste Jüngling, und die funfzigste Jungfrau waren gerettet. In dieser letzten Einkleidung giebt es noch einige sagenhafte Erzählungen, die merkwürdig sind als Anspielungen theils auf die urgesellschaftliche Anstalt der Sorge für die persönliche Freiheit, theils auf eine andere, die eben so die Erhaltung des Dinglichen bezweckte (Nr. 340.). Von den funfzig Töchtern des Thespius (Diodor IV, 29.) unterwarfen sich sieben mal sieben, die namentlich aufgezählt werden (Apollodor II, 7. §. 8.), den Lüsten des Herkules, die funfzigste rettete ihre Unschuld (Pausanias IX, 27. §. 3.). Eben so gehorchten von den funfzig Töchtern des Danaus siebenmal sieben dem Mordbefehle des Vaters, die funfzigste, Hypermnestra, rettete ihrem Bräutigam Lynkeus das Leben (Apollodor II, 1. §. 4.)." Hüllmann's Urgeschichte des Staats. S. 37. fgg.

340.

XXV, 13. Das ist das Halljahr, da jedermann wieder zu dem Seinen kommen soll. 23. Drum sollt ihr das Land nicht verkaufen ewiglich; denn das Land ist mein, und ihr seyd Fremdlinge und Gäste vor mir.

„Mit verwundernswürdiger Folgerechtheit ist im hohen Alterthum der staatsgesellschaftliche Grundsatz durchgeführt, die einzelnen Geschlechter durch Siche-

tung eines Grundeigenthums zu erhalten, weil damit der Gliederbau der Gesellschaft zusammen hieng, der wieder auf das Grundwesen der Staatsverfassung berechnet war. Wiewohl der Anordnung des Jobel- oder Hall-Jahrs nur in der Israelitischen Gesetzgebung Erwähnung geschieht; so scheint doch aus mancher sagenhaften Anspielung (s. Nr. 339.), und noch mehr aus der, übrigens wahrgenommenen, großen Uebereinstimmung in den Grundzügen der ältesten gesellschaftlichen Verfassung, die Folgerung zulässig, daß in der Urzeit diese Rechts-Anstalt auch unter andern Völkern bestanden habe. Obgleich nämlich, vermöge der ausgeführten Länderverfassung, die Grundstücke Gesammt-Eigenthum der Geschlechter und Familien waren, so daß keinem Mitgliede, keinem zeitigen Besitzer, die Veräußerung des Eigenthums frei stand; so war doch nicht zu vermeiden, daß von so manchen der Besitz und die Nutzung durch Verpachtung, Verpfändung, auf Mitglieder anderer Geschlechter übergieng. Das ließ nun die Nachsicht der Gesetzgebung zwar geschehen; um aber dabei jenen Grundsatz aufrecht zu erhalten, war festgesetzt, nach Ablauf von sieben mal sieben Jahren, im funfzigsten, als dem Ergänzungsjahre des großen Siebener-Zeitkreises, sollten alle Grundstücke auch in Ansehung des Besitzes an diejenigen Geschlechter zurückfallen, denen grundverfassungsmäßig und ursprünglich das Eigenthum gehörte. Diese Anordnung brachte mit sich, daß

alle Veräusserung des Besitzes und der Nutzung von Ländereien nur auf eine bestimmte Zeit nämlich auf die Zahl von Jahren, geschah, welche von dem Jahre dieses Vertrags bis zum nächsten Ergänzungsjahre, übrig waren, daß also auch die Geldsumme nach Maaßgabe der längern oder kürzern Pachtzeit angesetzt wurde. Selbst wenn einem Priester ein Stück Land abgetreten wäre; sollte keine Ausnahme gelten (3 Mos. XXV, 33.). Die Gesammt-Gottheit der Nation wird vorgestellt als Grundherr des Landes, die Israeliten als seine Lehensassen, und unter sich als Brüder, deren jeder ein anständiges Auskommen haben müsse (Vs. 23.)." Hüllmann's Urgeschichte des Staats S. 73. fgg.

Auf das Gesetz vom Jubeljahr, welches die Unveräusserlichkeit der Güter bezweckte, bezieht sich ohne Zweifel die von Diodorus dem Sicilier gegebene Nachricht (XL. B. §. 2.), es sey den Privatpersonen unter den Juden verboten, ihre Aecker zu verkaufen. Aristoteles redet in seinen Büchern von der Politik (II. B. 7. Kap. VI. B. 4. Kap.) von einigen ähnlichen Gesetzen der ältesten Gesetzgeber. Oxilus, König von Elis, verbot, Aecker für geborgtes Geld zu verpfänden, und die Lokrenser durften die Güter, die sie von ihren Vorfahren ererbt hatten, nicht verkaufen.

341.

XXV, 28. Kann aber seine Hand nicht so viel finden, daß eines Theils ihm wie-

der werde; so soll, das er verkauft hat, in der Hand des Käufers seyn bis zum Halljahr; in demselben soll es ausgehen, und er wieder zu seiner Habe kommen.

Der Käufer, der ein Stück Landes, oder einen Acker, vermittelst einer dem ehemaligen Besitzer vorgeschossenen Geldsumme an sich gebracht hatte, durfte, vermöge dieser Verordnung, dasselbe nicht länger behalten, als bis zum Hall-, das ist, Jubel-Jahr, welches jedesmal nach sieben mal sieben Jahren eintrat, also das funfzigste war. Eigentlich war dies kein Verkauf, sondern nur ein auf gewisse Zeit abgetretener, und eingeräumter Gebrauch und Nutzung eines Feldes. Da der Darleiher keinen Wucher nehmen durfte; so läßt sich leicht denken, daß er jedesmal den Ueberschlag gemacht haben werde, wie viel er auf einen Acker borgen, und wie er nach Verlauf der bestimmten Zeit sein Capital mit Zinsen herausnehmen könne. So wird auch, wie Olearius bemerkt (Persian. Reisebeschreibung S. 675.), „in Persien statt des Wuchers zugelassen, daß einer für eine Summe geliehenen Geldes einen Garten, Acker, oder sonst etwas versetzt, und den Darleiher gebrauchen läßt. Und so es auf gewisse Zeit verschrieben, und das Pfand nicht gelöset wird, ist es verfallen." Bei den Israeliten aber sollte durch die obige Verordnung die Veräusserung der Güter verhütet werden.

342.

XXVI, 26. Denn ich will euch den Vorrath des Brods verderben, daß zehen Weiber sollen euer Brod in Einem Ofen backen.

Jede Familie hatte nämlich ihren eignen Ofen, in welchem sie immer so viel Brod buk, als sie auf einen Tag nöthig hatte. Dieser Gebrauch dauert in mehreren Orten des Morgenlandes noch jetzt, und wirft auf unsere Stelle Licht. Doch gab es auch vor Alters, wie heutiges Tages, gewisse öffentliche Backhäuser. So gedenkt Jeremias XXXVII, 21. der Beckerstraße. S. Shaw's Reisen S. 252.

(B.)

343.

XXVI, 30. Und will eure Höhen vertilgen.

Auf Höhen und Bergen pflegten mehrere Völker des Alterthums ihren Göttern Altäre zu errichten, und ihnen zu opfern. Von den Persern sagt Herodot (I, 131.), sie pflegten auf die höchsten Berge zu steigen, um zu opfern. Und Xenophon sagt dasselbe (Kyropädie VIII. B. 7. Kap. 1. §.). Die Indianer nannten, nach Philostratus (Leben des Apollonius II. B. 5. Kap.), das Gebirg Kaukasus das Haus der Götter. Zevs wurde auf dem höchsten Berg der Insel Naxos, so wie auf dem Berg Athos verehrt (Hesychius unter Athos). Bei Ho=

mer (Ilias XXII, 170.) sagt Zevs, es jammere ihn Hektors,

— — — welcher so oft mir Schenkel der Stier' auf dem Altar

Zündete, bald auf den Höhen des vielgewundenen Ida,

Bald in der obern Burg. — — — —

Lucian sagt (in seiner Abhandlung von der Syrischen Göttin), die Priester der Götter hätten deshalb hochgelegene Oerter erwählt, weil sie geglaubt, da den Göttern näher zu seyn, und daß sie von da aus die Gebete der Sterblichen deutlicher vernähmen. Daßelbe sagt Tacitus (Annalen XIII. B. 57. Kap.) von den Hermunduren und Katten.

344.

XXVII, 30. Alle Zehnten im Lande, beide vom Saamen des Landes, und von den Früchten der Bäume, sind des Herrn, und sollen dem Herrn heilig seyn.

Von der Gewohnheit, der Gottheit den Zehnten zu opfern, findet man schon in der Geschichte der Erzväter Spuren. Abraham gab dem Könige zu Salem, der zugleich Priester des höchsten Gottes war, als er von seinem Zuge wider die vier mit Kedorlaomer verbündeten Könige zurück kam, den Zehenten von allem, was er dem Feinde abgenommen hatte, (1 Mos. XIV, 20.). Und Jakob widmete Gott den Zehenten von Allem, was er in Mesopotamien bekom-

men würde (1 Mos. XXVIII, 22.). Aurelius Victor sagt in seiner Geschichte vom Ursprung der Stadt Rom (6. Kap.), ehedem sey es Sitte gewesen, daß die Menschen den zehenten Theil der Früchte den Königen gegeben hätten; in der Folge hätten sie es für schicklicher gehalten, den Göttern diese Ehre zu erzeigen. Die Karthager schickten jährlich den Zehenten von allem, was sie erworben hatten, nach Tyrus, ihr Mutterland, ihrem gemeinschaftlichen Schutzgott, Herkules (Diodor von Sicilien XX, 14. Justinus XVIII, 7. Curtius IV, 8.). Die Araber opferten den Zehenten von ihrem Weihrauche dem Gotte Sabis, oder, wie ihn die Römer nannten, Jupiter Sebosius (Plinius Naturgesch. XII, 14.). Die Perser widmeten ihren Göttern den Zehenten der im Krieg gemachten Beute (Kyrop. V, 5. 7.); und dasselbe war bei den Scythen gebräuchlich (Pomponius Mela II, 5. Solinus Kap. 27.). Bei den Griechen opferte man Zehenten dem Apollo (Kallimachos Hymn. in Del. Vs. 278. Justinus XX, 3.), dem Jupiter (Herodot I, 89.), der Pallas (ders. IV, 152.), und verschiedenen andern Gottheiten. Aus Griechenland kam dieser Gebrauch nach Italien. Die Pelasger, welche daselbst gebohren worden waren, erhielten von dem Orakel Befehl, ihre Zehenten dem Apollo nach Delphos zu senden (Dionysius von Halikarnaß, I. B. S. 19. der Sylburgsch. Ausg.). Bei den Römern war es etwas

Gewöhnliches den Zehenten von ihrem Erwerb dem Herkules zu geben (Varro bei Macrobius Saturnal. III, 12.).

345.

XXVII, 32. **Und alle Zehenten von Rindern und Schaafen, und was unter der Ruthen geht.**

Durch die letzteren Worte wird die Art und Weise, wie das je zehente Stück ausgehoben wurde, bezeichnet. Sie war, nach Angabe der Juden, folgende. Die ganze Heerde wurde in Eine Schaafhürde zusammen getrieben, die nur eine und zwar so enge Thüre hatte, daß nur ein Stück auf einmal hindurch konnte. Da die Mutterschaafe aussenhin gestellt waren; so suchten sich, wenn diese anfiengen zu blöcken, die Jungen zu ihnen heraus zu drängen. So wie sie einzeln herauskamen, zählte sie ein Mann, der mit einem mit Ocker roth gefärbten Stab in der Hand an der Thür stand; und so wie das zehente Stück herauskam, es mochte ein Männchen oder Weibchen, gesund oder nicht seyn, wurde es mit jenem Stab roth gezeichnet, und er sagte dabei: dies sey als das Zehente heilig. Bochart meint jedoch, Moses spreche hier von dem Stabe dessen, der das zehente Stück auf die angegebene Weise bezeichnete, aber nicht von dem Stabe des Hirten, denn unter dessen Stabe gieng die ganze Heerde durch, so oft er sie zählte, welches gewöhnlich jeden Abend geschah. Patrick. (B.)

Das vierte Buch Mosis.

Erstes Kapitel.

346.

I, 49. **Den Stamm Levi sollt du nicht zählen.**

Auch bei den heidnischen Völkern des Alterthums waren die Diener der Götter von vielen andern Diensten, besonders von der Verpflichtung zum Kriegsdienst, befreit. Strabo bemerkt (Geogr. XI. B. 2. Kap. §. 36.), dieser Gebrauch habe schon zu Homers Zeit statt gefunden; denn in seinem Verzeichnisse der Städte, welche Schiffe gegen Troja sandten, wird Alalkomene nicht erwähnt, weil diese Stadt der Minerva geweihet war. Auch Cäsar sagt (vom Gall. Krieg VI, 13.), die Druiden seyen von Kriegsdiensten und von Abgaben frei. (B.)

347.

V, 17. **Und der Priester soll nehmen des heiligen Wassers in ein irden Gefäß.**

In den Asiatic Researches (I. Th. S. 389.) findet sich eine merkwürdige Nachricht von den Ordalien, oder Gottes-Urtheilen, bei den Hindus. Sie haben nicht weniger als neun Arten von Unschuldsproben, von welchen eine auffallende Aehnlichkeit mit der Probe durch das Eiferwasser bei den Israeliten hat. „Die Probe durch das Cosch a ist folgende: der Angeklagte muß drei Züge aus einem Wasser thun, in welchem die Bilder der Sonne, des Devi, und anderer Gottheiten besonders für diesen Zweck gewaschen sind; befällt ihn dann innerhalb vierzehn Tagen eine Krankheit oder Unpäßlichkeit, so wird das Verbrechen, dessen er beschuldigt ist, als erwiesen angesehen."

Aehnlich der Unschuldsprobe durch das Eiferwasser ist eine Gewohnheit einiger Afrikaner, unter welchen Mungo-Park reisete. „Zu Baniferile," erzählt er (Reise S. 347.), „hatte sich einer unserer Slatis (Sklavenhändler), der in seine Heimath zurückgekehrt war, kaum auf eine Matte vor seiner Thürschwelle niedergesetzt; als ein junges Weib, seine erklärte Braut, in einer Calabasche etwas Wasser brachte, vor ihm hinknieete, und ihn bat, seine Hände zu waschen. Als er dieß gethan hatte, so trank das Mädchen das Wasser, indem ihr eine Freudenthräne im Auge glänzte, da sie dieß als den größten Beweis ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihn betrachtete." „Zu Kulkorro zog mein Wirth seine Schreibtafel (Walha) hervor, damit ich ihm ein Saphie darauf schreiben mögte, um

ihn vor boshaften Menschen zu schützen. Ich schrieb die Tafel auf beiden Seiten von oben bis unten voll. Hierauf wusch mein Wirth, um sich der ganzen Kraft der Beschwörung recht gewiß zu versichern, die Schrift von der Tafel in eine Calabasche, worin ein wenig Wasser war und nachdem er einige Gebete darüber gesprochen hatte, trank er dieses kraftvolle Wasser, worauf er, damit auch nicht ein einziges Wort verlohren gehen mögte, die Tafel ableckte, bis sie ganz trocken war." (Parks Reisen S. 236. S. auch Forbes's Oriental Memoirs I. Th. S. 319.)

(B.)

Grössere Aehnlichkeit mit der Hebräischen Unschuldsprobe durch das Eiferwasser hat folgender Gebrauch, der, nach Dampier (Reise um die Welt, III. Th. S. 91. 92.), auf der Goldküste von Guinea herrschen soll. Wenn nämlich ein Mann oder ein Weib im Verdacht eines Vergehens, besonders des Ehebruchs, sey, jedoch nicht förmlich desselben überführt werden könne; so stelle der Fetisseer, oder Priester, eine besondere Probe an, um die Wahrheit an den Tag zu bringen. Er nehme ein von ihm bereitetes bitteres Wasser, und biete es dem Beschuldigten zu trinken dar. Weigere sich dieser es zu trinken, so werde er sofort für schuldig erklärt. Trinke er es aber und er sey schuldig; so schwelle ihm der Bauch so auf, daß er berste; sey er aber unschuldig, so empfinde er von dem Trinken keine schlimme Folge. Dampier

setzt hinzu, die, welchen diese Probe zuerkannt werde, fürchteten dieselbe so sehr, daß sie lieber die gewöhnliche Strafe ausständen, und sich als Sklaven an die Europäer verkauften. Der erwähnte Reisende bemerkt zwar, eine solche Probe nicht selbst gesehen zu haben; die Sache sey ihm aber von mehreren glaubwürdigen Personen, die sich in Guinea aufgehalten, von welchen er auch einige nennt, versichert worden.

348.

VI, 5. So lang die Zeit solches seines Gelübds währt, soll kein Schermesser über sein Haupt fahren, denn er ist heilig, und soll das Haar auf seinem Haupt lassen frei wachsen.

Die Aegyptier pflegten ihr Haar ihren Göttern, besonders dem Apollo, Bacchus und der Minerva zu Ehren wachsen zu lassen. Dieser abergläubische Gebrauch gieng so weit, daß sie es selbst Flüssen weiheten, die sie für den Aufenthalt einer Gottheit hielten. In andern Fällen schnitten sie es ab, und hiengen es an Bäume, oder legten es in ihren Tempeln nieder, um daselbst aufbehalten zu werden. Zu Athen wurde an einem gewissen Festtage das Haar der Kinder abgeschnitten, und der Diana geopfert. Nach Hesychius wurde, bevor man dieß vollzog, ein gewisses Maaß von Wein herbeigebracht, welches dem Herkules geopfert wurde, und wovon alle, die gegenwärtig waren, tranken. Dieser Umstand stimmt auf merkwürdige

Weise mit dem unten Vs. 17. erwähntem Trankopfer überein. Patrick. (B.)

349.

VI, 18. Und soll dem Verlobten das Haupt seines Gelübds bescheeren vor der Thür der Hütte des Stifts, und soll das Haupthaar seines Gelübds nehmen, und aufs Feuer werfen, das unter dem Dankopfer ist.

Auch bei heidnischen Völkern des Alterthums findet man den Gebrauch, das Haar den Göttern zu opfern. Lucian spricht davon als von etwas Gewöhnlichem, was er selbst beobachtet habe. Sueton erzählt ein Beispiel im Leben Nero's, der seinen ersten Bart abgenommen, ihn in eine mit Edelsteinen besetzte goldne Büchse gethan, und dem Jupiter Capitolinus geweihet habe. (B.)

Die Hindu pflegen, wenn sie ein Gelübd gethan haben, ihr Haar während der Dauer des Gelübds nicht abzuschneiden; ist aber die Zeit desselben verstrichen, so schneiden sie es auf derselben Stelle ab, wo das Gelübd gethan worden. (Ward.)

350.

VI, 24. Der Herr segne dich und behüte dich.

Der Hohepriester pflegte das Volk jährlich, wenn es versammelt war, zu segnen. „Bei dieser Ceremo-

nie sprach er nicht nur den feierlichen Segen dreimal aus, und jedesmal mit einem andern Accent; sondern er streckte auch, wenn er die Hände erhob, die drei mittleren Finger seiner rechten Hand auf eine Allen bemerkbare Weise hervor, um ein deutliches Sinnbild der dreifachen Persönlichkeit des göttlichen Wesens zu geben, auf welche sich der dreifache Segen, und die Wiederholung des Namens Jehova mit jedesmal verschiednem Ton der Stimme, bezog. Es ist mir glaubwürdig versichert worden, daß noch jetzt an gewissen hohen Festen und bei ausserordentlichen Feierlichkeiten diese Art das Volk zu segnen von den Jüdischen Priestern beobachtet werde, allein sie bezögen dieselbe auf die drei Erzväter, Abraham, Isaak und Jakob: eine Erklärung, die, man kann zweifeln ob mehr Gottlosigkeit, oder Albernheit verräth." Maurice's Ind. Alterth. IV. Th. S. 109.

Capitain Innys von Madras hat mir versichert, daß die Mohammedanischen Priester jetzt noch dieselbe Form, den Segen zu ertheilen, beobachten. Dieß ist eine wichtige Parallele: denn da bekanntlich Mohammed einen beträchtlichen Theil seiner theologischen Kenntnisse dem geheimen Unterricht eines Juden verdankt; so lernte er wahrscheinlich von diesem jenes Symbol kennen, dessen man sich in den Arabischen Moscheen seit dem siebenten Jahrhundert bediente.

(B.)

351.

VII, 17. Und zum Dankopfer zwei Rinder, fünf Widder, fünf Böcke, und fünf jährige Lämmer.

Selden bemerkt (de Synedriis L. III. cap. 14. num. 3.), daß die Griechen ihre Altäre, Tempel und Statuen mit kostspieligen Opfern einweiheten; und daß die Römer dasselbe thaten, indem sie auch Gastmahle und Spiele anstellten, und reiche Spenden machten. Er nimmt an, daß dieser Gebrauch von den Juden herrühre, von welchen die in diesem Verse erwähnten zahlreichen Opfer dargebracht wurden, weil die Priester, die Fürsten, und von dem Volk so viele, als eingeladen waren, daran Theil nahmen, und vor dem Herrn mit großer Freude assen und tranken.

(B.)

352.

VII, 87. Die Summe der Rinder zum Brandopfer war, zwölf Farren, zwölf Widder, zwölf jährige Lämmer.

Ob dabei auch für die gnädige Aufnahme der Opfer, die in der Folge auf diesem Altar dargebracht werden sollten, gebetet worden sey, wird nicht gesagt; aber die Opfer selbst waren, ihrem Wesen nach, Supplicationen, und es ist wahrscheinlich, daß die, welche sie darbrachten, mit denselben ihre demüthigen Bitten vereinigten. Dieß pflegten die Heiden bei Einweihung ihrer Tem-

pel und Altäre stets zu thun, wovon ein Beispiel aus Gruter von Fortunatus Scacchus und Selden in folgenden Worten bemerkt worden: Hanc tibi aram, Jupiter Opt. Max., dico dedicoque, uti sis volens propitius mihi collegisque meis etc., durch welche dem Jupiter ein Altar gewidmet wird, mit einer Bitte, daß er dem, der ihn geweihet, und auch seinen Freunden und Nachbarn gnädig seyn wolle. Durch eine ähnliche Formel ist ein Tempel bei Padua den Priapus geweihet, mit der Bitte, daß er ihre Felder und Gärten stets beschützen möge. Patrick. (B.)

353.

VIII, 16. Ich habe sie mir genommen für die Erstgeburt aller Kinder Israel.

Die Heiden verbanden den nämlichen Begriff der Stellvertretung mit den Opfern, die sie ihren Göttern weiheten. Ein eignes Beispiel finden wir bei Ovid. Gewisse Vögel, welche sich vom Fleische der Kinder nährten, und ihnen das Blut aussaugten, fielen auf den jungen Procas nieder, und bemächtigten sich seiner als einer Beute. Die Nymphe Crane opferte sogleich ein junges Schwein, und rief, die Eingeweide des geopferten Thiers in den Händen: „Vögel der Nacht! schonet der Eingeweide des Knaben; für einen Kleinen fällt ein kleines Schlachtopfer. Nehmt, ich bitte, für ein Herz, ein Herz, für Eingeweide,

Eingeweide; dieß Leben geben wir euch für ein edleres." *) (B.)

354.

X, 31. **Lieber, verlaß uns nicht, denn du weissest, wo wir in der Wüsten uns lagern sollen, und sollst unser Auge seyn.**

Die Wichtigkeit eines Führers beim Reisen durch die Wüsten wird sich aus folgender Stelle aus Bruce's Reisen (IV. B. S. 586.) ergeben: „Ein Khabir ist ein Führer, von dem Arabischen Worte Khabbar, unterrichten, belehren, oder den Weg zeigen, weil sie dieses Geschäft bei den durch die Wüste reisenden Karavanen verrichten, sie mögen einen Weg nehmen, welchen sie wollen, entweder nach Aegypten, oder von da wieder zurück, oder nach der Küste des rothen Meers, oder nach den Ländern von Sudan, bis an das äußerste westliche Ende von Afrika. Es sind Männer, die in großem Ansehen stehen, weil sie die Lage und Beschaffenheit aller Arten von Wasser, das man unterwegs antrifft, die Entfernungen der Brunnen, ob sie im Besitz von Feinden sind, oder nicht, und ist dieses, wie man sie mit der mindesten Beschwerde meiden kann, genau wissen müssen. Sie

*) — Noctis aves, extis puerilibus, inquit,
Parcite: pro parvo victima parva cadit.
Cor pro corde, precor, pro fibris sumite fibras,
Hanc animam vobis pro meliore damus.
Fast. VI, 159.

müssen ferner die Gegenden kennen, wo der Samum herrscht, und zu welcher Jahrszeit er an solchen Stellen bläset, so auch, wo es beweglichen oder Flugsand giebt. Gewöhnlich gehört ein Khabir zu einem mächtigen Stamm von den die Wüste bewohnenden Arabern, deren Schutz er sich bedient, seinen Karavanen beizustehen, oder sie in Zeiten der Gefahr zu schützen, bei welchen Gelegenheiten er allemal die Macht hat, ansehnliche Belohnungen auszutheilen. Aber jetzt, da die Araber in diesen Wüsteneien allenthalben ohne ordentlich eingerichtete Regierung sind, da der Handel zwischen Habesch und Kairo aufgehört, und der Handel zwischen dieser Hauptstadt und Sudan beträchtlich abgenommen hat, ist die Wichtigkeit des Amtes eines Khabir verhältnißmäßig gefallen, und damit zugleich das sichere Geleit." (B.)

355.

XI, 1. Und zündete das Feuer des Herrn unter ihnen an.

Einige Ausleger haben darunter ein Feuer verstanden, welches aus der Wolke, die das Sinnbild der göttlichen Gegenwart war, ausgebrochen sey; allein es können diese Worte ein natürliches Ereigniß anzeigen, nämlich den tödlichen feurigen Wind, der sich zuweilen in den Wüsten des Morgenlands erhebt. Maillet bemerkt (S. 228.), daß er in der Wüste zwischen Aegypten und Mekkah, von welcher die Israeliten einen Theil vierzig Jahre lang durchzogen,

zu Zeiten wehe: „Wenn der Nordwind sich legt, und der Südwind an seine Stelle tritt; so wird die ganze Karavane so krank und erschöpft, daß gewöhnlich drei- bis vierhundert Personen umkommen, selbst eine noch größere Anzahl, bis funfzehenhundert, von welchen der größte Theil auf der Stelle erstickt, durch das Feuer und den Staub, woraus dieser tödliche Wind zusammengesetzt zu seyn scheint.“ (B.)

Auch J. E. Faber ist in seinen Anmerkungen zu Harmer's Beobachtungen über den Orient (II. Th. S. 357.) der Meinung, daß unter dem Feuer des Herrn in der obigen Stelle der von Maillet beschriebene tödliche Wind zu verstehen sey. Thevenot, welcher am 16. Februar des Jahrs 1658. von Sues nach Kahira reisete, meldet (Reisen I. Th. II. B. Kap. 34.), daß er auf dieser Reise einen ganzen Tag lang und drüber einen so heissen Wind auszustehen gehabt habe, daß man ihm den Rücken habe zukehren müssen, und den Mund, sobald man ihn geöffnet, voll Sand gehabt habe. Das Wasser, welches die Karavane mit sich führte, sey dadurch so erhitzt worden, daß man hätte glauben sollen, es käme vom Feuer, daher man es nicht habe trinken können. Die Kameele wären durch diesen Wind so angegriffen worden, daß sie nicht hätten fressen mögen; indessen stürmte er nicht länger als sechs Stunden. Wenn er länger angehalten hätte; so wäre die halbe Karavane umgekommen. Das Jahr vorher habe

ein solcher Wind zweitausend Personen von der Mekkanischen Karavane getödtet. Chardin sagt da, wo er von den Winden in Persien spricht (Reisen III. Th. S. 286. der Ausg. v. Langlés): „Die Winde steigen in Persien nie zu dem Grad der Oceane, und sind selten stürmisch, allein dagegen giebt es längs dem Persischen Meerbusen solche, die tödlich sind. Man nennt diesen verderblichen Wind Bad-Samum, das ist, giftiger Wind, aber an den Orten selbst, wo er zu wehen pflegt, nennt man ihn Sammiel, welches Wort aus dem Arabischen Samm, Gift, und dem Türkischen Jel, Wind, zusammengesetzt ist. Er erhebt sich bloß zwischen dem 15ten Junius und dem 15ten August, welches an jenem Meerbusen die Zeit der größten Hitze ist. Dieser Wind bläset mit großem Geräusch, scheint roth und entflammt, und tödet die Menschen, die er trifft, durch eine Art von Erstickung, besonders am Tage. Die bewundernswürdigste Wirkung desselben ist nicht sowohl der Tod selbst, als dieses, daß die Leichname der durch ihn Getödeten wie aufgelöset sind, ohne ihre Gestalt, ja nicht einmal ihre Farbe zu verlieren; so daß man meinen sollte, sie schliefen bloß, faßt man sie aber an einem Glied an, so behält man dasselbe in der Hand. Als im Jahr 1674. ein Schatir, oder Fußbote, Namens Mohammed Ali, der mich bediente, während der Jahreszeit, da dieser Wind wehet, von Basra nach Ormus mit einem Packt Briefe zurück kehrte, fand er einen

andern Fußboten, den er kannte, und der gleichfalls Briefe bei sich hatte, der Länge lang am Weg ausgestreckt. Er glaubte, er schlafe, und ergriff ihn beim Arm, um ihn zu wecken. Aber er war sehr erstaunt, als er den Arm in der Hand behielt, und als er sodann andere Theile des Körpers berührte; so senkten sich seine Hände überall ein, wie in Staub. Als im Monat Mai des Jahrs 1675. ein kleines Portugiesisches Geschwader in den Hafen von Congue, drei Tagreisen von Ormus, eingelaufen war, um sich die Zölle bezahlen zu lassen, auf welche die Portugiesen Anspruch machen; so hielt es einige Schiffe an, die von Mekkah kamen, und Persische Reisende am Bord hatten, die bis in den Monat Julius zurückgehalten wurden. Als sich nun diese armen Leute beeilten, der ungesunden Luft dieser Gegend zu entfliehen; so wurden sie auf dem Weg von diesem Wind überfallen, und mehrere von ihnen starben auf die beschriebene Art. Sobald man diesen tödlichen Wind hört, der sich mit Heftigkeit, wie ein Wirbelwind, erhebt, muß man schnell den Kopf verhüllen, und sich auf den Bauch zur Erde niederwerfen, das Gesicht in den Sand gedrückt, bis der Windstoß vorüber ist, welches meistens nach einer Viertelstunde der Fall seyn soll." Niebuhr bestätigt diese Nachrichten nicht nur, sondern fügt auch noch einige andere Umstände hinzu (Beschreibung von Arabien S. 7. 8.): „Von dem giftigen Wind Sam, Samum, Samiel, oder Sameli nach

der Aussprache der Araber, bei welchen ich mich deswegen erkundigte, hört man am meisten in der Wüste zwischen Basra, Bagdad, Haleb und Mekkah. Er soll aber auch in einigen Gegenden von Persien und Indien, ja in Spanien nicht unbekannt seyn. Dieser Wind ist nur in den heissesten Sommermonaten zu fürchten. Er soll allezeit von der Seite der großen Wüste kommen: denn man sagte, daß der Samum zu Mekkah aus Osten, zu Bagdad aus Westen, zu Basra aus Nordwest, und zu Surat aus Norden komme. Zu Kahira kommt der heisseste Wind über die lybische Wüste, und also aus Südwest. Weil die Araber in der Wüste einer reinen Luft gewohnt sind, so sollen einige unter ihnen einen so feinen Geruch haben, daß sie den tödlichen Wind Smum an dem schweflichen Geruch erkennen können. Ein andres Kennzeichen dieses Windes soll seyn, daß die Luft in der Gegend, woher er kommt, ganz röthlich wird. Da aber ein grad ausgehender Wind nah an der Erde keine Macht hat, weil er vielleicht von den Hügeln, Steinen und Sträuchern gebrochen, und auch durch die Ausdünstung der Erde gehindert wird; so werfen die Menschen sich nieder, wenn sie den Smum in der Ferne sehen. Die Natur soll auch die Thiere gelehrt haben, den Kopf zur Erde zu halten, wenn dieser Wind sich nähert. Einer meiner Bedienten war in einer Karavane von Basra nach Haleb von diesem Wind überfallen worden: da einige Araber der Gesellschaft

bei Zeiten zugerufen hatten, daß sie sich auf die Erde werfen mögte; so hatte keiner, der dieses gethan, Schaden genommen. Einige von der Karavane aber, und unter diesen auch ein französischer Wundarzt, welcher diese Erscheinung genau untersuchen wollte, waren zu sicher gewesen, und hatten deswegen sterben müssen. Es sollen oft Jahre vergehen, daß man den giftigen Smum auf dem Wege von Basra nach Haleb nicht spürt. Sowohl Menschen als Thiere ersticken durch diesen Wind. Denn bei einer großen Hitze kommt bisweilen ein Lüftgen, welches noch heisser ist; und wenn die Menschen und Thiere schon so matt geworden, daß sie fast vor Hitze verschmachten, so scheint es, daß der kleine Zusatz von Hitze ihnen vollends alle Luft benimmt. Wenn nun ein Mensch von diesem Wind erstickt, oder wie man auch sagt, wenn ihm das Herz geborsten ist, so soll dem Toden bisweilen zwei Stunden hernach das Blut aus der Nase und den Ohren stürzen. Der Körper soll auch noch lange warm bleiben, aufschwellen, blau und grün werden, und wenn man ihn bei einem Arm oder Bein in die Höhe heben will, so soll sich dieses abtrennen." S. auch Oedmann's vermischte Sammlungen aus der Naturkunde IV. Heft 4. Kap. und VI. Heft 10. Kap.

356.

XI, 5. Wir gedenken der Fische, die wir in Aegypten umsonst assen.

Pocock sagt (Reisen I. Th. S. 182.), in Ae-

gypten würden Fische von dem Volk sehr gern gegessen; aber im April und May, welches dort die heiße Jahrszeit ist, esse man fast nichts anders als Fische mit Hülsenfrüchten und Kräutern, indem die große Hitze den Appetit an allen Arten von Fleischspeisen raube. Diese Nachricht stimmt vollkommen mit dem überein, was, nach der obigen Stelle, die Israeliten sagten.

(B.)

357.

XI, 5. Und der Kürbis.

Das hebräische Wort bezeichnet vielmehr eine Aegypten eigne Art Gurken, die glatt, länglicht-cylindrischer Form, und etwa einen Fuß lang sind. Ihr arabischer Name ist Kathe, welcher mit dem hier im hebräischen Text befindlichen übereinstimmt. Prosper Alpinus sagt (Naturgesch. von Aegypten II. Th. S. 54.), die Gurke, Kathe genannt, unterscheide sich von der gewöhnlichen Gurke durch ihre Größe, Farbe und Weichheit, habe kleinere, weissere, weichere und rundere Blätter; die Frucht sey länger, grüner, glatter, weicher, süßer, und leichter zu verdauen, als die unsrigen. Eben so beschreibt diese Gurkenart Hasselquist (Reise nach Palästina S. 530.). Er setzt hinzu, sie wachse um Kairo nach der Ueberschwemmung des Nils, und werde in keiner andern Gegend Aegyptens gebaut, es bringe sie auch kein anderer Boden in derselben Güte hervor. Sie sey nur wenig wäßrig, von derbem Fleische, fast wie die Melonen, von Ge-

schmack süßlich und frisch, doch nicht so kalt als die Citrull. Sie werde im Sommer auf den Tischen der Großen und der Europäer aufgesetzt, als die beste und angenehmste Erfrischung, von der man keine übeln Folgen zu besorgen habe.

358.

XI, 5. Pfeben.

Es sind ohne Zweifel die Wasser-Melonen zu verstehen, welche nach Hasselquist (S. 528.) die Araber Batech nennen; dieß ist derselbe Name, der hier im Hebräischen Text steht. „Diese Melonen," sagt der erwähnte Gelehrte, „werden in der fetten, lehmichten Erde gebaut, die nach der Ueberschwemmung zurück bleibt. Die besten kommen aus dem Delta, besonders vom Vorgebirg Burlos. Sie werden sehr groß. Ich habe welche von zwei Fuß im Durchschnitt, und drei Fuß lang gesehen. Sie enthalten viel wäßrigten, sehr kalten Saft, davon zuweilen eine einzige etliche Pfund giebt. Sie wird von Wohlhabenden in der Jahreszeit, da sie zu haben ist, häufig gegessen, und die Frucht dient den Aegyptiern zur Speise, Trank, und Medicin. Die Armen genießen in der Jahreszeit, da sie reif werden, fast nichts anders. Gemeiniglich essen sie dieselben mit Brod, doch oft noch unreif. Der Saft dient in diesen heissen Gegenden statt des Getränks, und auch als Medicin, jedoch nur die von der weichern und saftigern Art, die nicht so gemein ist.

Diese muß recht reif und der Fäulniß nahe seyn; alsdann thut man zu den Saft Rosenwasser mit etwas Zucker. Dieses Mittel gebraucht man im hitzigen Fieber, und der gemeine Mann kann es sich leicht verschaffen. Man muß sich jedoch hüten, von dieser Frucht auf einmal nicht zu viel zu essen; denn sie ist äusserst kalt, und wenn man sie in den heissen Sommermonaten häufig isset; so verursacht sie oft Kolik und andere Uebel. Ein Kaufmann von Damask aß in der großen Hitze vorigen Jahres eine ganze Wasser-Melone, und war in einigen Stunden tod."

„Die Wasser-Melone, oder Angura, auch Batecke und Dilla (in Marokos) genannt, ist von der Vorsehung weislich für die südlichen Gegenden eingerichtet, da sie einen kühlen, erfrischenden Saft giebt, den Durst löscht, fieberhafte Unpäßlichkeiten lindert, und so in nicht geringem Grade einen Ersatz für die ausserordentliche Hitze dieser Gegenden gewährt." Shaw's Reisen S. 141. „Unter den verschiedenen Arten von Pflanzen," sagt Maillet (Briefe über Aegypt. II. Th. S. 11.), „die von Wichtigkeit sind, weil sie mit dazu dienen, dem Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen, und auch eine wohlschmeckende Nahrung gewähren, sind die Melonen, welche in Aegypten eines der gesundesten und gemeinsten Nahrungsmittel abgeben. Alle die Arten, die man in Europa, und in den Seeplätzen des Mittelländischen

Meers hat, finden sich in Aegypten. Ausser diesen giebt es noch eine, deren Substanz grün und sehr wohlschmeckend ist. Sie wächst rund, wie eine Kugel. Auch giebt es Wasser-Melonen von besonderer Güte. Aber vor allen andern schätzt man zu Kairo und in der Gegend, eine Art von Melonen, die an beiden Enden spitzig zulaufen, in der Mitte aber eine sehr hervortretende Rundung haben. Man nennt sie dort Abdelarins. Dieß ist ein Arabisches Wort, welches Sklave der Süssigkeit bedeutet. In der That können diese Melonen nicht ohne Zucker gegessen werden, weil sie sonst unschmackhaft sind. Makrisi sagt, diese Art von Melonen sey in Aegypten vormals durch einen Mann eingeführt worden, nach dem sie benannt worden. Man giebt sie Kranken, die jede andere Frucht ausschlagen. Die Rinde ist sehr schön, und die ganze Gestalt dieser Melone eben so sonderbar, als die Art, sie zur Reife zu bringen, indem man ein roth glühendes Eisen in das eine Ende stößt. Man ißt sie sowohl grün als reif, so wie man bei uns die Aepfel isset. Diese Melonen, die fremder Abkunft sind, dauern zwei ganzer Monate, und wachsen in Aegypten sonst nirgends als um Kairo. Dieselbe Art soll es auch auf Cypern geben."

(B.)

Was Maillet in dieser Stelle von dem Arabischen Namen der von ihm beschriebenen Melone sagt, beruhet auf einem Mißverständnisse. Abdel-

arins ist nur zum Theil ein Arabisches Wort. Abd bedeutet einen Sklaven; aber Arins ist in der Sprache nicht vorhanden. Auch Sonnini (Reise nach Ober- und Nieder-Aegypten, III. Th. S. 251. oder II. Th. S. 328. der deutschen Uebersetzung) erwähnt eine ägyptische Melone, welche Sklave der Süssigkeit genannt werde, weil sie viel Zucker erfodere, wenn sie gut schmecken soll. Den Arabischen Namen giebt er Abdelaoui an. Allein dieses Wort ist vielmehr ein Adjectivum von Abdallah, dem Namen eines Statthalters von Aegypten (unter dem Khalifen Mamun, im zweiten Zehentheil des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung), der jene Art von Melonen in Aegypten eingeführt haben soll. S. Abdollatifs (eines Arabischen Arztes) Denkwürdigkeiten von Aegypten I. B. 2. Kap. S. 34. der französischen Uebersetzung von de Sacy S. 34. und dessen Anmerkungen S. 128. Sonnini bemerkt übrigens, unter den Aegyptischen Melonen sey keine, die einen so guten Geschmack habe, wie unsere ausgewählten Europäischen; sie seyen größtentheils unschmackhaft, und damit stimmt auch der erwähnte Arabische Gelehrte, Abdollatif, überein.

359.

XI, 5. Zwiebeln.

„Wer in Aegypten Zwiebeln gegessen hat," sagt Hasselquist (S. 562.), „wird gestehen müssen, daß sie nirgends besser gefunden werden. Hier sind

sie süß, da sie anderwärts scharf und beissend sind. Hier sind sie weich; im Norden hingegen hart und schwer zu verdauen. Man ißt sie gebraten, in vier Stücke zerschnitten, mit einigen Stückchen Braten, welches Essen die ägyptischen Türken Kobab nennen, und das sie so gern essen, daß sie, wie ich selbst gehört habe, es sich im Paradiese wünschen. Man macht in Aegypten auch Suppen von Zwiebeln, die in kleine Stücken zerschnitten werden; und mir däucht, ich hätte nie etwas besseres gegessen." (B.)

Die Vortrefflichkeit der ägyptischen Zwiebeln wird von mehreren Reisenden gerühmt. Eduard Brown, der in den Jahren 1668 bis 1673. Bulgarien, Macedonien und Thessalien durchreisete, fand schon in dem letzteren Lande die Zwiebeln zwei- bis dreimal so groß als die besten der unsrigen, auch im Geschmack viel besser, und ohne allen widerwärtigen Geruch. Dergleichen Zwiebeln finde man bei jeder Collation, und man esse viel Brod dazu. „Ich fragte," fährt er fort, „einen Tschaus (türkischen Staatsboten), der bei uns war, und fast die meisten Länder des Türkischen Reichs durchreiset hatte, ob er wohl sonst irgendwo so gute Zwiebeln gefunden habe, wie in Thessalien? Darauf gab er mir zur Antwort, daß die Zwiebeln in Aegypten noch besser wären. Da verstand ich erst recht, was die heilige Schrift sagt, und ich hörte auf, mich darüber zu verwundern, daß die Israeliten so sehr nach den Zwiebeln

dieses Landes verlangten." (Reisen, S. 146. der deutschen Uebersetzung). „Wer hat nicht," sagt Sonnini (II. Th. S. 321. der deutsch. Uebersetz.), „von den Aegyptischen Zwiebeln reden gehört? Wer weiß nicht, in welchem Ansehen sie bei den alten Aegyptiern standen? Und wem ist es nicht bekannt, wie sehr die Hebräer, als sie Aegypten verlassen mußten, ihren Verlust beklagten? Diese Art von Hülsenfrucht ist noch jetzt in diesem Lande ausserordentlich gemein; sie ist die gewöhnlichste Nahrung des Volks, und fast die einzige Speise der ärmsten Classe desselben. Der Arbeitslohn für einen Tagelöhner auf dem Lande betrug einen Medin, d. i. ungefähr fünf Liard unsers Geldes: für diesen mäßigen Lohn kaufte er sich so viel Brod und Zwiebeln, als er essen konnte, und er behielt immer noch einige Burdes, eine kleine Kupfermünze übrig, wovon acht einen Medin gelten. Auf den Straßen und Märkten verkauft man gekochte und rohe Zwiebeln, und sie gelten fast gar nichts. Die Aegyptier essen sie mit Fleisch gekocht, dem sie zur Würze dienen. Ich aß sie gern auf diese Art zubereitet, wenn sie jung, grün und noch zart waren. Diese Zwiebeln haben nicht den beissenden Geschmack der europäischen Zwiebeln, sie schmecken lieblich, sind für den Mund nicht unangenehm, und locken keine Thränen aus den Augen, wenn man sie schneidet."

360.

XI, 31. Da fuhr aus der Wind von

dem Herrn, und ließ Wachteln kommen vom Meer, und streuete sie über das Lager, hie eine Tagereise lang, da eine Tagereise lang, um das Lager her, zwo Ellen hoch über der Erde.

„Es giebt keinen zahlreichern und zugleich merkwürdigern Zug von Vögeln, als die Wanderungen der Wachteln. In sehr großen Schaaren langen sie auf dem sandigen Ufer von Aegypten an, wo sie sich versammeln. Es ist schwer zu begreifen, wie ein Vogel, der einen so schweren Flug hat, der nicht weit fliegen kann, und den wir auf unsern Gefilden sich sogleich niederlassen sehen, als er kaum aufgeflogen ist, eine so große Meeresstrecke zu durchwandern wagt. Die Inseln, womit das Mittelländische Meer übersäet ist, die Schiffe, die darauf herumfahren, dienen ihm zwar zu Ruhe- und Schutzpuncten, wenn die Winde ungestüm werden, oder wenn sie seinem Fluge entgegen wehen: allein diese Schutzorte, die die Wachteln nicht immer erreichen können, und deren Entfernung oft ihren Untergang verursacht, sind für sie wiederum Vernichtungsorte. Da sie allzu sehr ermüdet sind, als daß sie fliehen könnten; so lassen sie sich an den unwirthbaren Ufern leicht fangen; auf dem Takelwerk der Schiffe erhascht man sie leicht mit der Hand, und wenn sie sich vor allzugroßer Ermüdung nicht mehr empor schwingen können, um dasselbe zu erreichen; so stoßen sie sich heftig an den

Bord, prallen von dem Stoße betäubt zurück und verschwinden in den Wellen. Wie groß aber auch die Gefahren einer langen Reise seyn mögen, wozu diese Vögel nicht bestimmt zu seyn scheinen, und wie stark auch der Verlust seyn mag, den die Schaaren dieser schwächlichen Reisenden auf der Ueberfahrt erleiden; so langt doch in der Gegend von Alexandrien noch eine so große Menge von denselben an, daß ihre Anzahl, die man da zu sehen bekommt, wirklich unglaublich ist. Die ägyptischen Jäger fangen sie im Garn. In den ersten Tagen der Wanderzeit findet man sie in so großer Menge auf den Märkten von Alexandrien zu verkaufen, daß man drei, oder bisweilen sogar vier Stück für einen Medin, oder für funfzehn bis sechszehn Denier erhielt." Sonnini's Reise, II. Th. S. 414.

„Daß Wachteln in zahlloser Menge zu ziehen pflegen, ist bekannt, nicht nur in Asien, sondern auch in mittägigen Gegenden Europens, zum Beispiel im Königreich Neapel, und vorzüglich in den schönen Inseln des Meerbusens, welcher nach der Hauptstadt Golfo di Napoli genannt wird. Indessen mag die Meinung einiger Ausleger, welche glauben, daß es nicht Wachteln, sondern Heuschrecken waren, die der Wind den Israeliten zuführte, wohl Aufmerksamkeit verdienen, besonders wegen des in der heiligen Schrift erzählten Umstandes, daß die Israeliten sie aufhängeten um das Lager her (4 Mos. XI, 32.),

wie noch jetzt die Morgenländer mit den Heuschrecken thun, welche sie in der Sonne dürren." Stollberg's Geschichte der Religion II. Th. S. 143. Vergl. oben S. 175. Für die gewöhnliche Meinung, nach welcher es Wachteln waren, die sich in so großer Menge um das Israelitische Lager sammelten, spricht jedoch der Umstand, daß durch das dem hebräischen Worte Selav gleichlautende Arabische Wort noch jetzt jene Art von Vögeln bezeichnet wird.

361.

XII, 3. Aber Mose war ein sehr geplagter Mensch über alle Menschen auf Erden.

Das hebräische Wort, welches Luther durch geplagter übersetzt, kann auch sanftmüthiger bedeuten, und so haben es schon die ältesten Griechischen, und mehrere andere ältere und neuere Uebersetzer genommen. Daß sich Moses dann selbst seiner Sanftmuth rühmen würde, ist kein Grund, diese Uebersetzung zu verwerfen; denn Erwähnung eigner Vorzüge galt im hohen Alterthum nicht für ungeziemend. Bei Homer nennt sich Ulysses den Weisesten der Griechen. Achilles stellt sich selbst als den besten und tapfersten von ihnen dar. Aeneas spricht oft von seiner kindlichen Liebe und von seiner Tapferkeit. Cyrus erwähnt, bei Xenophon, auf seinem Todbette seine Menschlichkeit als den schönsten Zug seines

Charakters. Horaz dankt es den Göttern, daß sie ihm bescheidnes Mißtrauen zu sich selbst und Blödigkeit verliehen haben, die ihn selten und wenig sprechen lasse.*) (B.)

362.

XII, 14. Wenn ihr Vater ihr ins Angesicht gespeiet hätte, sollte sie nicht sieben Tage sich schämen?

Chardin bemerkt zu dieser Stelle, „daß, wenn Jemand vor einem ausspeiet, oder wenn Jemand, indem er von eines andern Handlungen redet, auf den Boden speiet, dieses in dem ganzen Morgenlande ein Zeichen der äußersten Verabscheuung sey." Daher wird es im Gesetz 5 Mos. XXV, 9. als eine Beschimpfung verordnet. Harmer III. B. S. 510. So drückt bei Theokrit (Idyll. XX, 11.) ein Stadtmädchen ihren Abscheu gegen einen rohen Burschen vom Lande aus, der sie küssen wollte: „Sprach's, spie dreimal in ihren Busen, und maß mich, die Nase rümpfend, von Kopf bis zu den Füßen." Vgl. Hiob XXX, 10. Dejokes, König der Meder, verbot seinen Unterthanen, in seiner Gegenwart auszuspucken (Herodot I, 99.). S. auch Niebuhrs Beschreibung von Arabien, S. 29. (B.)

*) Dii bene fecerunt, inopis me quodque pusilli
Finxerunt animi raro et perpauca loquentis.
Sat. I, 4. 17.

363.

XIII, 24. Und sie kamen bis an den Bach Eskol, und schnitten daselbst eine Reben ab mit Einer Weintrauben; und ließen sie zween auf einem Stecken tragen.

Daß es in Palästina Weinstöcke und Weintrauben von einer uns fast unglaublichen Größe gebe, versichern mehrere glaubwürdige Augenzeugen. Stephan Schulz erzählt (Leitungen des Höchsten, V. B. S. 285.): „Zu Beitdjin (einem Dorfe unweit Ptolemais) genossen wir das Abendessen unter einem großen Weinstock, dessen Stamm ungefähr anderthalb Schuh im Durchschnitt war, die Höhe erstreckte sich auf dreißig Schuh, und bedeckte mit seinen Zweigen und Nebenranken eine Hütte (weil die Ranken unterstützt werden mußten), von mehr denn funfzig Schuh breit und lang. Die Trauben solcher großen Weinstöcke sind so groß, daß sie zehen bis zwölf Pfund wiegen, und die Beeren können mit unsern kleinen Pflaumen verglichen werden. Man schneidet eine solche Traube ab, legt sie auf ein Bret etwa anderthalb Ellen breit, und drei bis vier Ellen lang, und nun setzt man sich um diese Traube herum, und jeder isset so viele Beeren als er will." Förster sagt in seinem hebräischen Wörterbuch (unter dem Worte Eschkol), er habe in Nürnberg einen Mönch, Namens Acacius, gekannt, der acht Jahre lang in Palästina gelebt, und auch zu Hebron gepredigt habe,

wo er Weintrauben gesehen, von welchen eine kaum zwei Männer hätten tragen können. Christoph von Neitzschütz, der Palästina im Jahre 1634. durchreisete, sagt da, wo er von seiner Wanderung durch das Jüdische Gebirg spricht (Siebenjährige Weltbeschauung S. 271.): „Dieses Gebirg ist zur rechten Hand ziemlich hoch, und liegt über alle Maaßen schön: und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich da Trauben gesehen, und davon gegessen, die eine halbe Elle lang, und die Beeren davon zwei Glied eines Fingers lang waren.“ Reland bemerkt (Palestina p. 351.), ein Kaufmann, der einige Jahre zu Rama gewohnt, habe ihm versichert, daselbst Weintrauben gesehen zu haben, von welchen eine einzige zehen Pfund gewogen. Auch in andern Morgenländischen Gegenden findet man Weinstöcke und Trauben von bewundernswürdiger Größe. Strabo berichtet (Geogr. II. B. S. 73.), in Margiana, einer Landschaft südwestlich vom Kaspischen Meere, jetzt Ghilan, gebe es Weinstöcke, die kaum zwei Männer umspannen könnten, und deren Trauben zwei Ellen lang wären. In derselben Gegend fand Olearius im Jahre 1637. Weinstöcke, deren Stamm Mannsdicke hatte (Persian. Reisebeschreib. VI. B. 5. Kap. S. 369.). In Iran giebt es, nach Ebendesselben Versicherung (V. B. 9. Kap. S. 304.), eine Art Weintrauben, Enkuri Ali deresi genannt, von welchen eine einzige eine halbe Elle lang, und die

braunrothen Beeren so groß wie spanische Pflaumen seyen. Daß übrigens, wie in der obigen Stelle gesagt wird, Eine Traube von zwei Männern getragen wurde, geschah nicht allein wegen ihrer Schwere, sondern auch deshalb, damit sie nicht gedrückt, und unbeschädigt in das Israelitische Lager gebracht werden mögte.

364.

XVII, 6. Und alle ihre Fürsten gaben ihm zwölf Stecken, ein jeglicher Fürst einen Stecken.

Männer von Jahren und von Ansehen pflegten zu allen Zeiten einen Stab, als ein Zeichen der Würde, zu führen, woraus in der Folge der den Fürsten eigenthümliche Scepter wurde. Minos, König von Kreta, trägt bei Hesiodus den Scepter Jupiters; und bei Homer (Il. I, 14.) hat der Priester Chryses einen goldnen Scepter. Bei den Griechen und Römern hatten die Priester ihre Krummstäbe, so wie in neueren Zeiten die Bischöfe ihre Bischofsstäbe haben; alle diese sind Insignien des Amtes und der Würde. (B.)

365.

XVII, 8. Des Morgens aber, da Moses in die Hütte des Zeugnisses gieng, fand er den Stecken Aaron, des Hauses Levi,

grünen, und die Blüte aufgangen, und Mandeln tragen.

Huet, Bischof von Avranches, meinet (Quaest. Alnet. L. II. Cap. 12.), dieses Wunder habe Veranlassung zu der Griechischen Sage von der Keule des Herkules gegeben, die wieder gegrünt habe, nachdem sie in die Erde gesteckt worden (Pausanias II. B. 31. Kap. 13. §.). Daß man durch künstliche Mittel an abgebrochenen frischen Zweigen in kurzer Zeit Blätter hervortreiben könne, ist bekannt; und auch im Morgenlande kennt man dergleichen Künste. Tavernier erzählt (Reisen II. Th. I. B. 5. Kap.), auf seiner Reise von Surate nach Agra, im Gebiet des Groß-Moguls, habe er in der Englischen Factorei zu Baroche einige Indische Taschenspieler getroffen, die sich erboten, einige von ihren Künsten zu zeigen. „Das erste war, daß sie eiserne Ketten im Feuer glühend machten, und sie so um den Leib legten, wovon sie zwar Schmerzen zu empfinden versicherten, jedoch ohne einige Verletzung. Hierauf steckten sie ein Stück Holz in die Erde, und fragten einen der Anwesenden, welche Gattung Früchte er begehre, die dieses Holz hervorbringen solle? Da ihnen nun gesagt wurde, man wolle Mangos; so bedeckte sich einer der Taschenspieler mit einem Leinlach, und bückte sich fünf bis sechsmal zur Erde. Die Neugierde, zu sehen, wie es zugienge, bewog mich, in eine Kammer hinauf zu gehen, von wo aus ich durch eine

Oeffnung in den Leinlach sahe, daß der Taschenspieler unter den Achseln mit einem Scheermesser einige Schnitte ins Fleisch machte, und mit dem daraus fließenden Blute das Stück Holz bestrich. So oft er sich wieder aufrichtete, wuchs das Holz zusehends, und beim drittenmal kamen Aeste mit Knospen hervor, das vierte mal wurde das Bäumchen belaubt, und beim fünftenmal sah man Blüthe. Als der Englische Prediger, welcher zugegen war, sah, daß diese Leute aus einem Stück Holz in weniger als einer halben Stunde einen vier bis fünf Schuh hohen Baum mit Laub und Blüthe, wie im Frühling, hervor brachten; so zerbrach er denselben, und erklärte öffentlich, er werde keinen von seiner Gemeinde, der länger dergleichen Dinge mit ansehen werde, je wieder das heilige Abendmahl reichen." Daß sich jedoch mit einem solchen Kunststück das in der obigen Stelle beschriebene Wunder nicht vergleichen lasse, leuchtet jedem, der unbefangen urtheilt, wohl von selbst ein. Dem erhabenen Charakter Moseh's, eines durch weit grössere Wunder beglaubigten Gesandten Gottes, widerspricht es durchaus, daß er sich eines Blendwerks bedient haben sollte, um seine Absicht zu erreichen.

366.

XIX, 2. Sage den Kindern Israel, daß sie zu dir führen eine röthliche Kuh ohne Wandel, an der kein Fehl sey.

„Die Aehnlichkeit zwischen manchen Einrichtungen

der Hindus und der Juden ist oft bemerkt worden; aber ich weiß nicht, ob folgendes Zusammentreffen schon bemerkt worden ist. Die Hindus glauben, daß ihr vermittelnder Gott Wischnu bereits neunmal im Fleisch erschienen sey, bei der zehenten Sichtbarwerdung werde er in der Gestalt eines mächtigen Engels erscheinen, auf einem weissen geflügelten Pferde reitend, gleich dem in der Apokalypse.“ S. Maurice's Geschichte von Hindustan. Hören wir nun Dr. Allix (Ausspruch der alten Jüd. Kirche wider die Unitanier, S. 282.): „Diejenigen Juden betreffend, die kurz nach den Zeiten lebten, da die Chaldäischen Paraphrasen des A. T. abgefaßt worden; so bemerken wir aus den Pirke Elieser (Kap. 14.), daß sie behaupten, Gott sey neunmal zur Erde herabgestiegen, und das zehentemal werde er in dem künftigen Zeitalter, das ist, zur Zeit des Messias, herabsteigen. Das erstemal war im Garten Eden; das zweitemal bei der Verwirrung der Sprachen; das drittemal bei der Zerstörung Sodoms; das viertemal, als er mit Moses auf dem Berg Horeb sprach; das fünftemal als er auf dem Sinai erschien; das sechste und siebentemal, als er mit Moses in der Felsenhöhle redete; das achte und neuntemal in der Stiftshütte; das zehentemal werde seyn, wenn er in den Tagen des Messias erscheinen werde.“ Mit dem eben Angeführten scheint die von Maimonides (de Vacca rufa, Cap. 3.) erwähnte Ueberliefe-

rung über die rothe Kuh in genauer Verbindung zu stehen: „Von der Zeit an, da diese Verordnung gegeben wurde, bis zu der Zerstörung des zweiten Tempels wurden neun rothe Kühe geopfert. Die erste opferte unser Meister Moses; die zweite Esra; und sieben andere wurden in dem Zeitraum, der von Esra bis zur Zerstörung des zweiten Tempels verfloß, geopfert; die zehnte wird der König Messias selbst opfern; seine plötzliche Erscheinung wird große Freude hervorbringen. Amen, er komme bald!" Es ist beinahe überflüssig zu bemerken, daß die rothe Kuh ein Vorbild Christi sey (Christian Observer, I. B. S. 85).

Die Aegyptier hatten gegen Typhon einen solchen Haß und Abscheu, daß sie Vieh von röthlicher Farbe auf die schmählichste Weise herabwürdigten. Typho nämlich, wie Plutarch berichtet (in seiner Abhandlung über Isis und Osiris), „wurde von ihnen als ein teuflisches Wesen betrachtet; und da sie glaubten, er sehe roth aus, so weiheten sie ihm alle Stücke Rindvieh, die von rother Farbe waren; und sie hielten darauf so eifrig und streng, daß, wenn sie an einem Thier nur ein einziges schwarzes oder weißes Haar fanden, sie dasselbe für untauglich zum Opfer achteten. Denn sie glaubten, das, was sich geopfert zu werden eigne, sey den Göttern nicht angenehm, sondern vielmehr solche Wesen, welche die in andere Körper wandernde Seelen böser und gottloser Menschen enthielten." Auch Herodot sagt (II. B. 38. Kap.), wenn

sie an einem Stier ein schwarzes Haar fänden, so erklärten sie ihn zum Opfer für untauglich, und damit man dessen immer gewiß wäre, so untersuche ein dazu bestimmter Priester das Thier an allen Theilen des Körpers, stehend und liegend. „Wurde es tadellos gefunden, so heftete der Priester an seine Hörner einen Zeddel, den er mit dem Siegel an seinem Ring bezeichnete, worauf er es wegzuführen und in Sicherheit zu bringen befahl; denn es stand die Todesstrafe darauf, wenn jemand ein solches Thier opferte, ohne daß es mit dem Siegel des Priesters bezeichnet war." Plutarch sagt auch, sie feierten gewisse Feste, an welchen sie, um Typhon zu schmähen und zu beschimpfen, Menschen mit rothem Haar mißhandelten. Diodor (I. B.) versichert, sie hätten vor Alters Menschen, die, wie Typho, rothes Haar hatten, am Grabmal des Osiris geopfert. Wahrscheinlich war die Verordnung vom Opfer einer rothen Kuh jenem Aberglauben entgegen gesetzt. Young über Götzendienst, I. B. S. 210. (B.)

367.

XIX, 2. Und auf die noch nie ein Joch kommen ist.

Einstimmig hielt man die Thiere, die schon gebraucht worden waren, zu Opfern für die Gottheit für untauglich. Daher verspricht Diomedes der Pallas ein jähriges Rind,

— — das nimmer ein Mann zum Joche gebändigt.
Ilias X, 293.

Mehr hierüber s. in Bochart's Hierozoik. I. Th. II. B. 33. Kap. (B.)

368.

XIX, 11. **Wer nun irgend einen toden Menschen anrührt, der wird sieben Tage unrein seyn.**

Eine merkwürdige Nachricht von den Vorstellungen gewisser neuerer heidnischen Völker über Verunreinigung durch Berühren eines Toden, und von den sich darauf beziehenden Ceremonien findet man in Capitain Cooks dritter Reise I. B. S. 305. Da, wo er von einem Spatziergang spricht, den er auf Tongatabu, einer der Freundschaftsinseln im stillen Ocean, machte, sagt er: „Auf diesem Spatziergang trafen wir etwa ein halb Dutzend Weiber an, die beisammen saßen und speiseten. Ich bemerkte, daß zweien das Essen von den andern in den Mund gesteckt wurde, und als ich um die Ursache fragte; so sagten sie: tabu matti. Bei näherer Erkundigung erfuhren wir, daß die eine vor zwei Monaten den Leichnam eines Oberhauptes gewaschen habe, und daß sie deshalb fünf Monate lang keine Speise anrühren dürfe. Die andere hatte dasselbe Geschäft an dem Leichnam eines Andern, von niedrigerm Rang, verrichtet, und unterlag demselben Verbot, doch nicht auf so lange Zeit. Auf einer andern Stelle, nahe dabei, sahen wir ein anderes Weib gefüttert werden, und

wir vernahmen, daß sie der ersten jener beiden Frauen beim Abwaschen des Leichnams des Oberhaupts geholfen habe."

„Nach Verlauf der bestimmten Zeit wäscht sich die dem Verbote unterworfene Person (vgl. 4 Mos. XIX, 19.) in einem ihrer Bäder, welche schmutzige Löcher, meistens mit brackigem Wasser angefüllt, sind; hierauf erscheint sie vor dem König, und nachdem sie ihm auf die gewöhnliche Weise ihre Ehrfurcht bezeugt hat, so ergreift sie seinen Fuß, und legt ihn an ihre Brust, an ihre Schultern und an andere Theile ihres Körpers. Er aber umfaßt sie an jeder Schulter, worauf sie sich als gereinigt hinweg begiebt." I. Th. S. 410. (B.)

Aehnliche Vorstellungen von Verunreinigung durch Berührung eines toden Körpers herrschen bey den Japanern. „Wer ein Thier tödet, oder der Hinrichtung eines Missethäters beiwohnt, oder einem Sterbenden zur Seite ist, oder in ein Haus gehet, worinne ein Todter liegt, der ist denselben ganzen Tag unrein. Unter allen aber verunreiniget nichts so sehr, als der Tod des Vaters und der nächsten Anverwandten. Je näher die Anverwandschaft ist, je stärker wird die Verunreinigung. Nach dieser Regel werden alle Formalitäten bei der Trauer und Absonderung eingerichtet." Kämpfer's Beschreibung des Japanischen Reichs III. Th. 2. Kap. §. 232.

369.

XX, 19. **Und so wir deines Wassers trinken, wir und unser Vieh; so wollen wirs bezahlen.**

Der Werth des Wassers ist im Morgenlande weit grösser, als man gewöhnlich glaubt. Die Seltenheit desselben an manchen Orten macht, daß ein Brunnen eine wichtige Besitzung ist, es ist daher nicht zu verwundern, daß bei der Wahrscheinlichkeit ihn zu verlieren Streit darüber entsteht; vgl. 1 Mos. XXVI, 20. Der Major Rooke erzählt einen solchen Vorfall, der einigen Menschen das Leben kostete. „Eines Morgens," sagt er, „als wir durch ein heftiges Ungewitter in einen kleinen Meerbusen, Birk Bai genannt, getrieben worden, dessen umliegende Gegend von Beduinen bewohnt wird, sandte der Nokda (Schiffsherr) seine Leute an das Ufer, um Wasser zu holen, wofür immer etwas bezahlt zu werden pflegt. Allein die Beduinen foderten, wie unsere Leute meinten, zu übertrieben, und da sie nicht mit ihnen einig wurden, so kehrten sie zu dem Schiff zurück, und erstatteten ihrem Herrn Bericht. Dieser gerieth darüber in die größte Wuth, und entschlossen, sich selbst mit Gewalt Wasser zu verschaffen, oder bei dem Versuch umzukommen, legte er seine Rüstung an, und ruderte mit zwanzig seiner Leute, die sich mit ihren Musketen und Lanzen bewaffnet hatten, an das Land. Mein Arabischer Bedienter, der mit der ersten Partie am Lande gewesen war, und

gesehen hatte, daß die Beduinen zum Schlagen bereit standen, sagte mir, ich würde sicher Zuschauer von einem Gefecht werden. Nach einer viertelstündigen Unterredung, womit die Beduinen die Unsrigen nur so lang aufhielten, bis sie sich auf beinahe hundert Mann verstärkt hatten, begannen sie den Angriff und brachten die Matrosen in Unordnung, die sich über Hals und Kopf zurück zogen, nachdem der Nokda und zwei andere geblieben, und einige verwundet worden waren.“ (Reisen S. 53.). Wir sehen hieraus die Gleichförmigkeit der alten und jetzigen Weise, sich Wasser zu verschaffen, und die ernsthaften Folgen, die aus Streitigkeiten darüber entstehen. Diese Erzählung wirft auch Licht auf die Stelle Klaglied. V, 4. **Unser eigen Wasser müssen wir um Geld trinken.**

(B.)

370.

XXI, 6. **Da sandte der Herr feurige Schlangen unter das Volk.**

„Eine sehr giftige Art Schlangen, deren entzündender Biß ihnen den Namen der **feurigen**, oder entzündenden erworben hat, und welchen die Griechen einen Namen gaben, der sowohl auf Geschwulst, als auf Entzündung deuten kann (Prester). Doch wollen einige, ihres hebräischen Namens wegen, daß es **geflügelte Schlangen** gewesen, von denen Herodot erzählt (II, 75. 76.), daß sie mit dem Frühling aus Arabien nach Aegypten kommen, um dort dem Vogel

Ibis zur Speise zu dienen, welcher eben darum, weil er das Land von diesen schädlichen Thieren reinige, so hoch von den Aegyptiern verehret worden. Herodot meldet, er habe ganze Haufen von Gerippen dieser Schlangen gefunden. Bochart sagt, sie seyen kurz, gefleckt, und haben Flügel wie eine Fledermaus." Stollbergs Geschichte der Religion Jesu, II. Th. S. 162. Die sogenannten geflügelten Schlangen sind vielmehr Eidexen mit Fledermausähnlichen Flügeln. S. Oedmann's vermischte Sammlungen aus der Naturkunde, VI. Heft, 7. Kap. S. 71.

371.

XXI, 9. Da machte Moses eine eherne Schlange, und richtete sie auf zum Zeichen; und wenn jemanden eine Schlange biß, so sahe er die eherne Schlange an, und blieb leben.

Es ist bemerkenswerth, daß die Aegyptier das göttliche Wesen, welches sie Ich-nuphi, das ist, den guten Geist, nannten (woraus die Griechen Knuph und Knephis machten), und welches sie für den Schöpfer der Welt, und für den Urheber aller wohlthätigen und glücklichen Ereignisse hielten, unter dem Sinnbild einer Schlange verehrten. S. Jablonsky's Panth. Aegypt. P. I. Cap. 4. Nicht weniger merkwürdig ist es, daß dasselbe Thier, durch dessen Anblick die Israeliten geheilt wurden, die

Schlange, ein Attribut des Aeskulap, des Arznei-Gottes war.

372.

XXI, 18. **Das ist der Brunn, den die Fürsten gegraben haben.**

Es scheint, bemerkt Michaelis zu dieser Stelle, Moses hatte den Israeliten versprochen, sie würden in der Gegend eine vorhin unbekannte Quelle, und zwar durch ordentlichen menschlichen Fleiß und Geschicklichkeit entdecken; und diese Verheißung ward erfüllt. Die Entdeckung von Quellen, die oft tief unter der Oberfläche des Landes herstreichen, ist in einem an Wasser so armen Lande, als Arabien, von Wichtigkeit. Manchmal hat sogar ein oben dürrer Ort unterirdische Meere, zu denen man bis auf eine gewisse Tiefe herunter graben muß. Ein merkwürdiges Beispiel ist eine Gegend in Afrika, die Shaw am Ende des achten Kapitels seiner geographischen Bemerkungen über Algier beschreibt (Reisen, S. 62. der deutsch. Uebers.): „Die Dörfer in Wedrig haben eigentlich keine Quellen und Bäche; wenn man aber Brunnen zu hundert, und oft zu zweihundert Faden tief gräbt; so findet man immer einen reichlichen Strom. Um diesen nun zu erhalten, graben sie durch verschiedene Lagen von Sand und Grand, bis sie zu einem schieferartigen Stein kommen, von dem man weiß, daß er unmittelbar auf dem unterirdischen Meer, wie sie es nennen, liegt. Dieser wird leicht durchbro-

chen, und darauf stürzt das Wasser so plötzlich und in solcher Menge in die Höhe, daß derjenige, den man herabgelassen hat, um ihn zu durchbrechen, bisweilen, ob man ihn gleich auf das geschwindeste in die Höhe zu ziehen sucht, doch vom Wasser eingeholt und ersäuft wird." An einigen Orten Arabiens, wie zu Faran, und im Thal Dschirendel, findet man, nach Niebuhr (Beschreib. von Arabien S. 402.), Wasser, wenn man nur anderthalb oder zwei Fuß tief gräbt.

373.

XXII, 6. So komm nun, und verfluche mir das Volk, denn es ist mir zu mächtig, ob ichs schlagen möchte, und aus dem Lande vertreiben; denn ich weiß, daß, welchen du segnest, der ist gesegnet, und welchen du verfluchest, der ist verflucht.

Sowohl damals, als in spätern Zeiten herrschte die Meinung, gewisse Menschen hätten die Macht, durch Hülfe ihrer Götter nicht nur einzelne Personen, sondern selbst ganze Heere dem Verderben zu weihen. Dieß sollen sie bald durch ausgesprochene Verwünschungen bewirkt haben, von welchen es unter einigen Völkern eine festgesetzte Formel gegeben haben soll, welche Aeschines den bestimmten Fluch nennt (*διοριζομενην αρᾳν*); bald brachten sie auch Opfer dar, und beobachteten gewisse Gebräuche und Ceremonien, mit feierlichen Beschwörungen verbunden. Ein merkwür-

diges Beispiel hievon erzählt Plutarch in dem Leben des Crassus. Der Volkstribun Atticus machte an dem Thor, aus welchem Crassus in den Krieg gegen die Parther ziehen mußte, ein Feuer, in welches er gewisse Dinge warf, die einen dicken Rauch verursachten, und brachte den zornigsten Göttern Opfer dar, wobei er schreckliche Verwünschungen gegen ihn aussprach; diese, sagt er, haben eine solche Kraft, daß keiner, der damit beladen worden ist, dem Verderben entgehen kann. Die Römer hatten öffentliche Beamte, welche diese Ceremonie vollzogen. Macrobius hat (Saturnal. III. B. 9. Kap.) eine solche Verwünschungsformel aufbehalten. (B.)

„In den Tantra-Schastras, und auch in den Vedas sind Formeln von Gebeten enthalten, wodurch man einen Feind auf eine gewisse Weite entfernen, und ihn sich unterwerfen, oder auch ihn verderben kann. Dieses Gebet wird an die Yoginis, oder andere Unter-Götter gerichtet, vor einer weiblichen Figur aus Kuhmist, oder vor einem Gefäß mit Wasser, an einem Dienstag oder Sonnabend, in der finstersten Stunde der Nacht. Es werden mehrere Beschwörungen wiederholt, und blutige Opfer dargebracht. Der, welcher eine solche Ceremonie vollzieht, erwartet, daß sein Feind von einer schrecklichen Krankheit befallen, und so durch die unsichtbare Hand der Yoginis umkommen werde. Hört jemand, daß sein Feind diese Ceremonie vornimmt, um ihn zu verderben; so bezahlt er einen

andern, damit dieser dieselben Gebräuche vornehme, um dadurch das ihm zugedachte Unheil abzuwenden." (Ward II. Th. S. 91.).

Denselben Aberglauben fanden die Spanier, die im Jahr 1518. von Cortez angeführt, Mexiko eroberten, in der neuen Welt. Als Motezuma, der König von Mexiko, erfuhr, daß sich die Spanier der Hauptstadt näherten, berief er seine Zauberer, und drohete ihnen den Tod, wofern sie nicht durch ihre Kunst die Fremden aus dem Lande verbannen würden. Sie versprachen, ihr Aeusserstes zu thun, und begaben sich auf die Strasse nach Chalco, welche die Spanier ziehen mußten. Hier stiegen sie auf eine Anhöhe, um ihren Abgott Tezkalikupa zu bewegen, daß er die Spanier nach dem Meer zurückbringen, oder sie alle vertilgen möchte. Joseph a Costa Natur- und Sittengeschichte von West-Indien VII. B. 22. Kap. (deutsche Uebers. Frankf. 1590.)

374.

XXII, 28. Da thät der Herr der Eselin den Mund auf, und sie sprach zu Bileam: was hab ich dir gethan, daß du mich geschlagen hast nun dreimal?

Daß eine Gottheit Thiere reden lassen könne, hielt das hohe Alterthum nicht für unmöglich. So verkündet, nach Homer, dem Achilleus sein Streitroß, Xanthos, den nahen Tod:

Unter dem Joch antwortete drauf das geflügelte Streitroß
Xanthos, und neigte das Haupt erdwärts, daß die blühende Mähne
Ganz verwallt' aus dem Ringe des Jochs, und zum Boden hinabsank;
Sprachton aber gewährt' ihm die lilienarmige Hore.
Il. XIX, 404. fgg. Voß's Uebers.

375.

XXII, 31. **Da öffnete der Herr Bileam die Augen, daß er den Engel des Herrn sahe im Wege stehen.**

Es finden sich sowohl in der heiligen Schrift, als in andern alten Schriftstellern hie und da Beispiele, daß durch eine göttliche Macht die Augen geöffnet wurden, um zu erblicken, was die bloß natürliche Sehkraft nicht zu erkennen vermochte. So wurden der Hagar die Augen geöffnet, daß sie die Quelle sah, 1 Mos. XXI, 19. Auch bei Homer findet sich ein Beispiel dieser Art. Minerva spricht zu Diomedes:

Auch entnahm ich den Augen die Finsterniß, welche sie deckte,
Daß du wohl erkennest den Gott, und den sterblichen Menschen.
Il. V, 126. fg.

Und bei Virgil zieht Venus vor dem Auge des Aeneas die Wolke hinweg, die seinem sterblichen Auge die

Sehkraft abstumpft, und läßt ihn die Götter erblicken, die bei der Zerstörung Troja's geschäftig waren *).

(B.)

376.

XXIII, 1. **Baue mir hier sieben Altäre, und schaffe mir her sieben Farren und sieben Widder.**

Die Alten waren sehr abergläubisch in Ansehung gewisser Zahlen, und glaubten die Gottheit liebe **ungerade** Zahlen.

Diese dreifachen Fäden von drei abstechenden Farben
Wind' ich zuerst dir herum, und dreimal um den
Altar her
Führ' ich dieses Gebild: es erfreut Ungrades die
Gottheit.

Virgils Eklog. VIII, 72. nach Voß's Uebers.

(B.)

377.

XXIII, 22. **Seine Freudigkeit ist wie eines Einhorns.**

Das hebräische Wort (**Reem**), wofür Luther nach der alten Griechischen Uebersetzung **Einhorn** gesetzt hat, bezeichnet, nach der Meinung der meisten Neueren, eine Art **wilder Stiere**, oder **Büffel**,

*) Adspice; namque omnem, quae nunc obducta tuenti
Mortalis hebetat visus tibi, et humida circum
Caligat, nubem eripiam.

Aen. II, 604.

die sich jedoch nicht näher bestimmen läßt. In andern Stellen der Bibel wird dem Thiere Reem große Stärke und Unbändigkeit zugeschrieben, wie Hiob XXXIX, 9. 10.; und Ps. XXII, 22. wird es als furchtbar durch seine Hörner geschildert. Die gegenwärtige Stelle erwähnt seine Behendigkeit (denn diese wird durch das hebräische Wort angezeigt, welches Luther Freudigkeit übersetzt hat). In Nord-Afrika giebt es eine Art Ochsen, Lant oder Dant genannt, die im Laufe nicht leicht von einem Barbarischen Pferd eingeholt werden, wie Leo Africanus in seiner Beschreibung von Afrika, IX. B. 33. Kap. erzählt. Allein diese Art von Büffeln wird häufig zahm gemacht, und als Hausthier gebraucht; welches geradezu dem widerspricht, was Hiob XXXIX, 9—12. vom Reem gesagt wird. Keine der biblischen Stellen, wo Reem erwähnt wird, enthält zwar eine Andeutung, daß mit diesem Namen ein Thier mit einem einfachen Horn bezeichnet werde. Indeß ist es eine sehr alte, ohnstreitig auf Ueberlieferung sich gründende Meinung, daß jenes hebräische Wort das Einhorn anzeige, da die ältesten Griechischen Uebersetzer in den mehresten Stellen, wo Reem vorkommt, den Griechischen Namen des Einhorns (Monokeros) dafür setzen. Aber die Nachrichten von demselben sind so abweichend unter sich, daß man die Existenz eines solchen Thiers überhaupt in Zweifel gezogen hat. Einige Verwirrung in diesen Nachrichten entstand allerdings da-

her, daß manche Schriftsteller das Einhorn mit dem bekannten Nashorn oder Rhinoceros verwechselten. Dieß kann jedoch nicht berechtigen, andere glaubwürdige Nachrichten, welche sehr bestimmt ein von dem Nashorn offenbar verschiedenes Thier mit einem einfachen Horn auf der Stirne beschreiben, geradezu als Erdichtungen zu verwerfen. Vielmehr geht aus mehreren älteren und neueren von einander unabhängigen Aussagen die Wahrscheinlichkeit hervor, daß im innern Afrika ein solches zu dem Antelopen- oder einem andern verwandten Geschlecht gehörendes Thier, wirklich vorhanden sey. Die älteste bestimmtere Nachricht von demselben giebt Plinius (Naturgesch. VIII. B. 21. Kap.): „Das Einhorn ist ein ungemein wildes Thier. Am Leibe ist es einem Pferde gleich, am Kopf einem Hirsch, an den Füssen dem Elephanten, am Schwanz dem wilden Schwein, brüllt stark, und hat ein schwarzes Horn, das mitten auf der Stirne zwei Ellen lang hervor geht. Man sagt, es könne nicht lebendig gefangen werden." Lodovico de Bartema, ein Römischer Patricier, der im Jahr 1503. nach Aegypten, Arabien und Indien reisete, und, indem er sich für einen Renegaten ausgab, Gelegenheit fand, mit der großen Pilger-Karavane auch Mekka zu besuchen, sagt in der Beschreibung der Merkwürdigkeiten dieser Stadt in Ramusio's Sammlung von Reisen (Raccotta di Viaggi, Venet. 1563. p. 163.): „Auf der andern Seite des erwähnten Tempels (der

Kaabe) ist ein ummauerter Hof, in welchem wir zwei Einhörner sahen, die man uns als eine Seltenheit zeigte, so wie sie denn auch wirklich bewundernswürdig sind. Sie sind folgendermaßen gestaltet: das größere ist wie ein dritthalbjähriges Fohlen gebaut, und hat ein Horn auf der Stirn von ungefähr drei Ellen Länge. Das andere Einhorn war kleiner, wie ein jähriges Fohlen seyn mag, und hatte ein Horn, das ohngefähr vier Spannen lang war. Dieses Thier hat die Farbe eines brandgelbbraunen Pferdes, einen Kopf wie ein Hirsch, einen nicht sehr langen Hals, mit einigen dünnen und kurzen Haaren, die auf einer Seite herunter hängen; die Beine sind dünne und schlank, wie bei einer Hindin, oder einem Reh; die Hufe der Vorderfüße sind gespalten, und die Klauen ziegenartig. An dem Hintertheil der Beine hat es viele Haare, die ihm ein wildes Ansehn geben; aber seine Wildheit ist durch Zahmheit gemildert. Diese beiden Thiere wurden dem Sultan von Mekka als eine Seltenheit von großem Werth, die man in wenigen Gegenden findet, aus Aethiopien von einem Könige dieses Landes zugesandt, der sich durch dieses Geschenk die Gunst des Sultans von Mekka erwerben wollte." Don Juan Gabriel, ein Portugiesischer Obrist, der einige Jahre in Habessinien gelebt hat, versichert, in der Landschaft der Agawos, in der habessinischen Provinz Damota, ein Thier von der Gestalt und Größe eines mittelmäßigen Pferdes, dunkler, kastanienbrauner Farbe, mit einem

stattlichen fünf Spannen langen, weißlichen Horn auf der Stirn gesehen zu haben; Mähne und Schwanz seyen schwarz, die Beine kurz und dünn: es halte sich einzeln in den dichtesten Wäldern auf, und komme selten in das freie Feld hervor. Einige Portugiesen, die von dem Habessinischen König, Adamas Saghedo, auf einen hohen Berg in der Landschaft Namna verwiesen worden waren, erzählten, sie hätten in den Wäldern am Fuß jenes Bergs mehrere Einhörner weiden gesehen (Ludolphs Histor. Aethiop. I. B. 10. Kap. Nr. 80. fgg.). Diese Nachrichten bestätigt der Pater Lobo, der als Missionarius in Habessinien längere Zeit gelebt hat. Er setzt hinzu, das Einhorn sey sehr scheu, und entziehe sich dem Auge des Beobachters durch schnelle Flucht in die Wälder; daher man noch keine genaue Beschreibung von ihm habe (Voyage historique d'Abissinie, Amsterd. 1728. Vol. I. p. 83. 291.).

In den neueren Zeiten fand ein gelehrter Schwedischer Naturforscher, Andreas Sparrmann, dem man treffliche naturhistorische Nachrichten über das südliche Afrika verdankt, eine Spur dieses sonderbaren Thiers (s. dessen Reisen nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, in den Jahren 1772 bis 1776. der deutsch. Uebersetz. Berlin 1782. S. 453. fg.). Ein aufmerksamer Landbauer am Seekuhflusse, Jakob Kock, der fast das ganze südliche Afrika durchreiset war; fand an einer senkrechten Felsenwand eine von

Hottentoten gemachte Zeichnung, welche ein vierfüssiges Thier mit einem Horn am Kopfe vorstellte. Die chinesischen Hottentoten (so genannt wegen ihrer hellen Farbe) erzählten jenem Manne, das Thier, welches diese Zeichnung vorstellte, komme beinahe den Pferden gleich, worauf er mit seinen Leuten ritte, habe aber ein gerades Horn auf der Stirn. Sie setzten hinzu, daß diese einhornichten Thiere selten wären, übrigens aber viel Geschwindigkeit im Laufen, und viel Bosheit zeigten; auch, daß man es der Gefahr wegen selten wage, sie anzugreifen, oder sich von ihnen auf freiem Felde sehen zu lassen, sondern auf Anhöhen klettern, und einen Lärm machen müsse, weil man wisse, daß das Thier sehr neugierig sey, und sich dadurch herbei locken lasse, da man es dann mit vergifteten Pfeilen ohne Gefahr tödten könne. „Es ist nicht wahrscheinlich," setzt Sparrmann hinzu, „daß die Wilden diese Geschichte, und noch dazu so umständlich, erdichtet hätten; noch weniger läßt es sich denken, daß sie aus der Geschichte der vorigen Zeiten und aus Ueberlieferungen das Andenken eines solchen Thiers sollten erhalten haben. Diese Gegenden werden sehr wenig besucht. Die Abbildung konnte also lang verborgen bleiben. Daß ein so wenig gemeines Thier der jetzt lebenden Welt noch nicht näher bekannt geworden ist, beweiset nichts gegen sein Daseyn. Gehört doch noch ein großer Theil von Afrika unter die terras incognitas. Die Girafe haben erst seit we-

wenigen Jahren unsere Naturforscher wieder erwähnt. Eben dieß gilt von t'Gnu, das man bis auf die neuen Zeiten für eine Erdichtung der Alten hielt. Vom Flußpferde und vom zweihörnichten Rhinoceros hatte man auch fast keine Kenntniß. Und wie lange kann es nicht noch dauern, bis ganz unbekannte Thiere aus ihrem verborgenen Aufenhalt ans Licht treten?"

Eine noch bestimmtere Nachricht über ein einfach gehörntes Thier, was dem Antelopengeschlecht zuzugehören scheint, findet sich in dem funfzehenten Theil der Abhandlungen der Seeländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Vliessingen (Middelb. 1792. Vorbericht S. LVI.). Diese Nachricht, die das Gepräge der Wahrhaftigkeit und Genauigkeit trägt, wurde im Jahr 1791. der erwähnten gelehrten Gesellschaft vom Vorgebirg der guten Hoffnung aus durch Heinrich Cloete mitgetheilt. „Ein Bastardhottentote, Gerrit Slinger genannt, erzählte, als man ihn nach den verschiedenen Arten des Wildes fragte, was sich in den von der Capstadt weiter entfernten Gegenden dieses Vorgebirgs fände, folgende Merkwürdigkeit: Daß er vor einigen Jahren unter dem damaligen Feldcommandanten, Andreas Peter Burgers, einem Commando gegen die raubenden Buschmänner einverleibt gewesen sey; bei welchem Commando unter den Christen zugleich verschiedene Hottentoten dienten. Nach einer vollbrachten Expedition mit noch funfzehn andern Hottentoten habe Gerrit Slinger, während der Feldcommandant andere

Buschmänner ausspürte, mit seinen Gefährten **neun** fremde Thiere gesehen, welchen sie gemächlich auf Pferden nachsetzten, und eins davon schossen. Während sie mit der Besichtigung des geschossenen, ihnen vorher unbekannten Thieres beschäftigt waren, kam noch der Bürger Louis von der Merwe, Davids Sohn, zu ihnen, und basah das Thier mit, dessen Gestalt folgendermaßen beschaffen war. Es war einem Pferde ziemlich gleich, von greislichter Farbe, doch unter den Kinnladen mit schmalen weissen Streifschen. Grade vor dem Kopf hatte das Thier **ein Horn**, so lang wie ein Arm, und an seiner Grundfläche auch so dick. Ungefähr in der Mitte war dieses Horn etwas abgeplattet, am Vorderende aber war es sehr spitzig. Es war nicht am Stirnbein, sondern allein in der Haut verwachsen. Ungefähr zwei Finger breit unter diesem Horn fand sich ein kleiner kurzer Schopf Haare. Der Kopf des Thieres war wie ein Pferdekopf, auch kam die Höhe des Thiers mit der Höhe eines gewöhnlichen Capschen Pferdes überein. Die Ohren waren greiß, wie Ochsenohren, aber doch etwas grösser. Das Thier hatte einen ziemlich langen Schwanz, der von Ferne einem Pferdeschwanz glich, in der Nähe aber mehr fleischigt, und mit kurzem Haar besetzt gefunden wurde. Er endigte sich in einem weissen Quast, der die Größe und Rundung eines Apfels hatte. Die Hufe waren rund wie Pferdehufe, dennoch aber von unten gespalten,

wie bei den Rindern. Die Hoden waren den Hoden der zahmen Stiere ähnlich. Dieses so besondere Thier ist zwischen dem sogenannten Tafelberge und dem Seekuhflusse, sechszehn Pferdetagereisen von Camdebo, was ungefähr eine Monatsfuhr mit Ochsenwagen von der Capstadt entlegen ist, geschossen worden. Verschiedene Eingebohrne und Hottentoten bezeugen, daß sie dasselbe Thier, mit einem Horn vor dem Kopfe, bei Hunderten abgezeichnet an Felsen und Steinen von den Buschmanns gesehen haben. Herr Cloete, dessen Bericht vom Cap am 8ten April 1791. unterzeichnet ist, verspricht, gegen angemeßne Bezahlung, allenfalls ein solches Thier zu besorgen."

Daß die wenigen Europäischen Reisenden, die in neueren Zeiten entweder von Aegypten und Nubien aus, oder im Süden vom Cap aus in einen kleinen Theil des innern Afrika eingedrungen sind, kein Einhorn zu Gesicht bekommen haben, kann gewiß kein Grund seyn, an der Existenz desselben zu zweifeln. Es ist nicht unmöglich, daß dieses Thier in älteren Zeiten selbst in dem südlichen Aegypten nicht selten war, sich aber in der Folge, wo nicht ganz verlohr, doch wenigstens sehr verminderte, oder sich tiefer in Wildnisse zurückzog. Ein auffallendes Beispiel davon, daß dieses zuweilen mit ganzen Thierarten der Fall sey, giebt das Nil= oder Flußpferd. Dieses Thier, welches in alten Zeiten in dem südlichen Aegypten so häufig war, ist dort seit beinahe zweihundert

Jahren nicht mehr gesehen worden, und ist in jenem Lande jetzt kaum dem Namen nach bekannt, indem es sich tiefer in das Innere von Afrika zurückgezogen hat. (S. Sonnini's Reisen in Ober- und Nieder-Aegypten, II. Th. S. 292. fg. der deutschen Uebersetzung).

Die verschiedenen Meinungen über das in der Bibel mit dem hebräischen Namen Reem bezeichnete Thier sind vollständig mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn geprüft in der Schrift eines den Wissenschaften durch den Tod zu früh entrissenen Naturforschers, welche den Titel hat: Versuch über das vierfüßige Säugthier Reem der heiligen Schrift. Ein Beitrag zur Naturgeschichte des Einhorns. Von Dr. Friedr. Albr. Ant. Meyer. Leipzig, 1796. 8. Auch dieser Gelehrte ist geneigt, unter dem Reem das Einhorn zu verstehen. „So bald wir annehmen," sagt er (S. 164.), „daß dieses Thier selten war, wegen seiner für die Menschen gefahrvollen Nachbarschaft bald verfolgt, und nach und nach ausgerottet wurde, oder sich in solche Gegenden zurückzog, wo man es nicht leicht entdeckte, wo es vielleicht nach und nach aus Mangel an Nahrungsmitteln, oder aus andern Ursachen, umgekommen; so sehe ich wahrlich nichts Ungereimtes in dieser Behauptung. Daß ganze Thiergenerationen aussterben können, beweisen die fleischfressenden Elephanten am Ohio, deren ehemalige Existenz uns erst die colossalischen Reste

ihrer Geripps bekannt gemacht haben. Was am Ohio geschehen konnte, war in Asien oder Afrika gewiß nicht undenkbar. Aber ich will nicht einmal annehmen, daß dieses einfach gehörnte starke Thier ausgestorben ist, vielleicht ward es nur von den Orten verdrängt, wo es sonst lebte; vielleicht ist es noch in irgend einem Winkel Asiens oder Afrikas versteckt, in welchem es folgende Generationen entdecken!" Es ist zu bedauern, daß die kritische Geschichte des Einhorns, zu welcher dieser Gelehrte Hoffnung machte (S. 168.), nicht erschienen ist.

Da sich alle die Eigenschaften, welche in der Schrift dem Reem beigelegt werden, nämlich Behändigkeit, Stärke, Wildheit, scheues Wesen, wodurch es dem Menschen unmöglich wird, es zu seinem Dienst zu zähmen (Hiob XXXIX, 9 — 12.), nach den oben zusammen gestellten Nachrichten an dem Einhorn finden; so scheint kein Grund vorhanden zu seyn, die älteste Erklärung des hebräischen Worts, welche von Aegyptischen gelehrten Juden herrührt, zu verwerfen.

378.

XXIII, 23. Welche Wunder Gott thut.

Als der Baron Tott die Türken zu besseren Artilleristen zu machen suchte, nachdem sie aus Mangel einer guten Artillerie in dem Krieg mit den Russen, der sich im Jahr 1774. endigte, so großen Verlust erlitten hatten; wurde er von ihnen gegen seinen

Willen genöthigt, eine Canone auf ein gewisses Ziel zu richten. Durch wiederholte Bitten wurde er dahin gebracht, dieselbe abzufeuern, und er selbst war nicht weniger, als die Umstehenden, erstaunt, zu sehen, daß die Kugel den Pflock in dem Mittelpunct der Scheibe traf. Der Ausruf Maschalla! ertönte von allen Seiten (Memoires Vol. II. Part. 3. p. 96.). In einer Anmerkung unten am Rand wird bemerkt: „Maschalla! d. i. was Gott gethan hat! ein Ausdruck der höchsten Verwunderung." Es ist ein bemerkenswerthes Zusammentreffen zwischen diesem und Bileams Ausruf. Harmer IV. B. S. 462.

(B.)

Der Ausruf Maschalla besteht eigentlich aus diesen drei Arabischen Worten: ma scha Allah! welche bedeuten: was Gott will. Ueber den verschiedenen Gebrauch dieser Redensart s. Silvester de Sacy's Anmerkung zu seiner Uebersetzung der Denkwürdigkeiten Aegyptens von Abdollatif, S. 246. 394. und seiner Arabischen Chrestomathie III. Th. S. 352.

379.

XXIV, 6. Wie die Hütten, die der Herr pflanzete.

Das hebräische Wort, welches Luther Hütten übersetzt hat, bedeutet vielmehr den Alluweh- oder Aloe-Baum, der in Ost-Indien acht bis zehen Fuß hoch wächst, (nicht zu verwechseln mit der ur-

sprünglich amerikanischen Aloe-Pflanze). Sein Stamm ist von der Dicke eines Schenkels. Auf seinem Gipfel wächst ein Büschel zackigter und dicker Blätter hervor, die unten breit sind, aber gegen die Spitze zu immer schmäler werden, und gegen vier Fuß lang sind. Die Blüthe ist roth mit gelb vermengt, und doppelt wie die Nägelblumen. Aus dieser Blüthe kommt eine weisse und rothe Frucht von der Größe einer Erbse. Der Baum fällt ungemein schön ins Auge, und das Holz ist so wohlriechend, daß es zu Räucherwerk genommen wird. Die Indianer halten diesen Baum für heilig, und pflegen ihn mit allerlei religiösen Ceremonien zu fällen. Auch halten die Morgenländer diese Aloe für einen einheimischen Baum des Paradieses, weshalb ihn die Holländer den Paradies-Baum nennen. S. Rumph's Amboinisches Kräuterbuch, II. Th. S. 29. fgg. Daher erklärt Rabbi Salomo Jarchi die hebräischen Worte: „wie Myrrhen und Sandelholz, die Gott im Garten Eden gepflanzt hat."

380.

XXIV, 17. Es wird ein Stern aus Jacob aufgehen, und ein Scepter aus Israel aufkommen.

„Diese Prophezeihung kann in gewissem Sinn auf David bezogen werden; aber ohne Zweifel geht sie vornehmlich auf Christus. Durch das Sinnbild eines Scepters wird gewöhnlich ein Regent, wie Da-

vid, angedeutet; allein der Stern, obgleich er in den prophetischen Schriften, eben so wie der Scepter, einen weltlichen Fürsten oder Herrscher bedeutet, hat doch auch eine geheime und verborgene Bedeutung. Ein Stern bezeichnete in der Aegyptischen Bilder-(Hieroglyphen-) Schrift Gott. So sagt Gott bei dem Propheten Amos (V, 25. 26.), wo er den Israeliten ihre Abgötterei bei ihrem Auszug aus Aegypten vorwirft: Habt ihr vom Hause Israel mir in der Wüsten die vierzig Jahre lang Schlachtopfer und Speisopfer geopfert? Ihr truget das Zelt eures Königs, und Chiun, euer Bild, den Stern eures Gottes, den ihr euch selbst gemacht hattet. Hier ist Stern eures Gottes ein edler figürlicher Ausdruck für: Bild eures Gottes: denn da ein Stern in der Hieroglyphen-Schrift Gott bedeutet; so wird hier damit sehr zierlich das materielle Bild eines Gottes damit bezeichnet; denn die Worte, den Stern eures Gottes, sind eine bloße Wiederholung der vorhergehenden, Chiun, euer Bild, und nicht, wie einige Ausleger annehmen, so viel als: euer Gott-Stern. Hieraus schließen wir, daß das hier von Bileam gebrauchte Bild eines Sterns in dieser geheimnißvollen Bedeutung zu nehmen sey; und sich folglich einzig auf Christus, den ewigen Sohn Gottes, beziehe." Warburtons göttliche Sendung Mosis IV. B. vierter Abschnitt. Bischof Newton

meint jedoch, der buchstäbliche Sinn der Weissagung gehe auf die Person und Thaten Davids. Abhandlungen über die Weissagungen, I. Th. S. 139. (B.)

381.

XXIV, 21. Und da er sahe die Keniter, hub er an seinen Spruch, und sprach: vest ist deine Wohnung, und du hast dein Nest in einen Fels gelegt.

Bileam spielt mit diesen Worten auf den königlichen Vogel, den Adler, an, der sich nicht allein zu einer Höhe aufschwingt, in die sich das Auge verliert, sondern auch sein Nest am liebsten auf die höchsten Felsen baut. Das Bild bedeutet Sicherheit. Vgl. Habak. II, 9. Obad. Vs. 4. „Der Adler," sagt Buffon (Naturgesch. der Vögel I. Th. S. 115. der Ausg. in 12.), „baut sein Nest, welches flach ist, und mehr eine aus Stäben und Zweigen bestehende Fläche, als ein Nest genennt werden kann, gewöhnlich zwischen zwei Felsen, an einem trocknen und unzugänglichen Ort." (B.)

382.

XXV, 8. Und gieng dem Israelitischen Manne nach hinein in den Hurenwinkel, und stach sie beide, den Israelitischen Mann, und das Weib, durch ihren Bauch.

Der Eifer, den Pinehas bei dieser Gelegenheit bewies, wurde von Gott nicht nur gebilligt, sondern

auch auf eine ausgezeichnete Art belohnt (Vs. 13.). Straflosigkeit eines bei ähnlichen Gelegenheiten begangenen Mordes gestatteten auch die Gesetzgeber anderer Nationen. Pausanias erzählt, der Athieniensische Gesetzgeber Draco habe jedem, der an einem Ehebrecher Rache nehme, Straflosigkeit zugesichert. So war es auch ein Gesetz Solons: „Ergreift Jemand einen Ehebrecher; so kann er mit ihm nach Belieben verfahren." Daher antwortete Eratosthenes einem, der um sein Leben bat, nachdem er sein Ehebette beschimpft hatte: „nicht ich bin es, der dich tödtet, sondern das Gesetz deines Landes." Dem beleidigten Theil stand es jedoch frei, ein Lösegeld zu nehmen: Daher sagt Eratosthenes bei Lysias: „er vermochte mich durch Bitten, ihm nicht das Leben zu nehmen, sondern eine Summe Geldes von ihm zu fodern."

(B.)

383.

XXVI, 55. Doch soll man das Land durchs Loos theilen.

Diese Art der Ländereivertheilung war sehr alt. Sie war nicht nur bei der Vertheilung eines ganzen Landes wie in dem gegenwärtigen Fall, sondern auch der Erbantheile gewöhnlich (S. Hesiodus Op. et Dies Vs. 37.). So beklagt sich Ulysses über die Söhne Kastors, die ihm als Sohn eines erkauften Nebenweibes keinen Antheil am Erbe gestatten:

— — — und die übermüthigen Söhne
Theilten das Lebensgut, und warfen das Loos mit
einander.

Odysse, XIV, 208. fg. (B.)

384.

XXVIII, 11. Des ersten Tags eurer Monden sollt ihr dem Herrn ein Brandopfer opfern.

Bei mehreren alten Völkern wurde der erste Tag eines jeden Monats mit gewissen religiösen Ceremonien gefeiert. In Athen wurde an den Neomenien, das ist, an einem jeden Neumond, geopfert, wie Plutarch bemerkt (de vitand. aer. alien. S. 828. A.). Demosthenes sagt (in der Rede gegen Aristogeton S. 505. der Wolf. Ausg.), man sey am Neumond auf die Burg von Athen gezogen, und habe daselbst Opfer dargebracht, und die Götter für die Wohlthat des ganzen Staats und aller einzelnen im künftigen Monat angefleht. Bei den Römern war es, nach Makrobius (Saturnal. I, 15.), das Amt des jüngsten Pontifex auf die Erscheinung des neuen Lichts acht zu geben. So bald er den Neumond wahrgenommen hatte, kündigte er es dem obersten Opferpriester, oder Opferkönig, an, worauf sie zusammen das für diesen Tag gewöhnliche Opfer verrichteten. Vgl. Horaz Od. III, 23.

385.

XXXI, 23. Daß es mit dem Sprengwasser entsündigt werde.

Die Juden beobachten in Ansehung der Reinigungen noch immer dergleichen, entweder schriftlich aufgezeichnete, oder mündlich fortgepflanzte Vorschriften. Zuweilen artet aber ihre Sorgfalt in abergläubische Uebertreibung aus. Leo von Modena sagt (S. 8.): „Wenn sie ein neues gläserne, irdene, oder metallne Gefäß kaufen, so waschen sie es erst durch und durch und tauchen es dann in einem Flusse, Brunnen, oder Bade unter das Wasser.“ (B.)

386.

XXXV, 21. Der Rächer des Bluts soll ihn zum Tode bringen.

„Die bürgerlichen Gesetze erklären einen Menschen, welcher unterläßt, die Rache eines aus Bosheit um das Leben gebrachten Anverwandten vor Gericht zu suchen, für unwürdig, die Güter des Verstorbenen zu erben; aber das Jüdische Recht geht viel weiter; denn es erlaubt, oder befiehlt vielmehr dem Bluträcher, den Mörder mit eigner Hand zu tödten. Die Abessinier übergeben, wie Rittershaus (de jure asyli Cap. 4.) aus Alvarez bemerkt, noch jetzt deu Mörder dem nächsten Verwandten zur Bestrafung.“ Patrik. Die alten Griechen hatten keinen öffentlichen Beamten, der vom Staate beauftragt war, Mörder zu verfolgen. Die Verwandten des

Ermordeten hatten allein das Recht, Rache zu nehmen (Homer Jl. IX, 628.). Pausanias spricht in mehreren Stellen von diesem Gebrauche (B. V. Kap. 1. S. 376. B. VIII. Kap. 34. S. 669.), der in Griechenland stets bestanden zu haben scheint. Plato von den Gesetzen B. IX. S. 930. 931. 933. Demosthenes gegen Aristokrat. S. 736. Pollux B. VIII. Kap. 10. §. 118. Goguet über den Ursprung der Gesetze u. s. w. II. Th. I. B. 8. Art. II. B. S. 71.

„Bei den Circassiern ist die Rachbegierde so groß, daß alle Verwandte des Mörders als schuldig betrachtet werden. Diese zur Sitte gewordene Wuth, das Blut der Verwandten zu rächen, verursacht alle die blutigen Fehden, die unter den Kaukasischen Stämmen herrschen; denn wenn nicht Aussöhnung bewirkt, oder durch eine Heirath zwischen den beiden Familien gestiftet wird; so pflanzt sich die Rache durch alle folgende Generationen fort. Der Haß, den die Gebirgsvölker in so großem Maaße gegen die Russen beweisen, entspringt aus derselben Quelle. Wird der Durst nach Rache durch eine der Familie des Ermordeten bezahlte Summe Geldes gelöscht; so wird dieser Tribut Thlil-Uasa, das ist, Preis des Blutes, genannt. Aber weder Fürsten noch Usdens (Edelleute) nehmen einen solchen Ersatz an, da es ein festbestehendes Gesetz bei ihnen ist, Blut um Blut zu fordern.“ Pallas Reisen I. Th. S. 405. (B.)

Was oben von der Blutrache bei den Abessiniern gesagt worden ist, wird durch eine Erzählung des Paters Hieronymus Lobo bestätigt (Rélation historique d'Abissinie T. I. p. 123.): „Auf dem Rückwege kamen wir durch ein Dorf, wo zwei Menschen eingezogen worden waren, die einen von der Dienerschaft des Vice-Königs getödtet hatten. Da man sie über der That ergriffen hatte, so hätte, nach den Gesetzen des Landes, die Todesstrafe sogleich an ihnen vollzogen werden können; allein der Vice-König hatte das Urtheil verschoben und befohlen, daß man bis zu seiner Rückkehr warten solle. Sobald wir also ankamen, übergab man die beiden Mörder den Verwandten des Ermordeten, damit diese nun nach Willkühr mit ihnen verfahren mögten. Diese überliessen sich die ganze Nacht hindurch allen Aeusserungen der Freude darüber, daß sie im Begriff waren, den an ihrem Verwandten begangenen Mord zu rächen. Die Unglücklichen waren Zeugen des ganzen Festes und der Anstalten, die man zu ihrer Hinrichtung machte. Es giebt bei den Abessiniern dreierlei Todesstrafen. Die erste besteht darinne, daß man den Verbrecher bis an den Mund in die Erde verscharrt, seinen Kopf mit Reißholz bedeckt, und oben darauf einen großen Stein wirft. Die andere ist, ihn mit zwei dicken, zwei Fuß langen Knitteln, die unten zwei Fäuste dicke Knoten haben, todzuschlagen. Die dritte und gewöhnlichste ist, ihn mit ihren Lanzen tod zu stechen. Der näch-

ste Verwandte des Ermordeten giebt dem Mörder den ersten Stich, hierauf folgen die übrigen nach den Graden der Verwandtschaft. Die, welche an die Reihe kommen, nachdem der Verbrecher schon tod ist, tauchen die Spitze ihrer Lanze in das Blut des Getödeten, um zu zeigen, daß sie an der Rache, die man wegen des Mordes ihres Verwandten nimmt, Theil nehmen. Die Familie des Schuldigen sucht dann ihrer Seits wieder den Tod desselben zu rächen, und so kostet die Blutrache öfters einem von denen, die Theil daran genommen haben, gleichfalls das Leben."

Mohammed suchte das bei den Arabern seit undenklichen Zeiten bestehende Recht der Blutrache durch folgende Verordnung zu mildern (Koran Sur. XVII, Vs. 35. der Hinkelmannsch. Ausg.): „Wird jemand unrechtmäßiger Weise getödet; so haben wir seinem nächsten Verwandten das Recht der Rache gegeben. Nur überschreite er das Maas nicht, wenn er ihn tödet," d. i. er wähle nicht grausame und marternde Todesarten. Auf dieses Gesetz bezieht sich der von Chardin (Reisen VI. B. S. 110. der Ausg. v. Langlés) bemerkte Gebrauch bei den Persern, daß, wenn der Richter den Mörder den Verwandten des Ermordeten übergiebt, er dabei sagt: „ich überliefere euch, dem Gesetz gemäß, euren Mörder, rächet das von ihm vergossene Blut; aber bedenket, daß Gott billig und gnädig ist."

„Bei den Beduinen-Arabern," sagt Arvieux (S. 45. der deutsch. Uebers.), „ist die Blutrache unversöhnlich. Wenn einer einen andern getödet hat; so ist die Freundschaft zwischen beiden Familien und ihrer ganzen Nachkommenschaft gebrochen. Alle Gemeinschaft, aller Handel, alle Verbindung ist sodann unter beiden aufgehoben. Findet sich Gelegenheit zu einem gemeinschaftlichen Interesse, oder schlägt eine Familie der andern eine Heirath aus ihrer Mitte vor, so antwortet man ganz gelassen: „Ihr wißt, daß Blut unter uns ist; wir können das nicht annehmen, was ihr uns vorschlagt, und müssen auf unsere Ehre sehen." Sie verzeihen einander nicht eher, als bis sie sich gerochen haben, übereilen sich aber damit nicht, sondern warten Zeit und Gelegenheit dazu ab." Dieß bestätigt Niebuhr (Beschreib. von Arabien, S. 32.): „Die Araber wollen selten den Mörder weder von der Obrigkeit erschlagen sehen, noch ihm selbst das Leben nehmen, weil sie die Familie desselben dadurch von einem schlechten Mitgliede, und also von einer großen Bürde, befreien würden. Die Familie des Ermordeten behält sich deswegen gemeiniglich vor, dem Mörder und seinen Angehörigen gleichsam einen Krieg anzukündigen, und wiederum denjenigen von ihnen zu erschlagen, welchen sie selbst für gut befinden. Ein ehrliebender Araber muß aber ohngefähr eine Gleichheit der Kräfte beobachten; und es würde für schändlich gehalten werden, wenn eine starke Person einen alten oder kranken, oder

wenn viele einen einzigen überfallen wollten. Doch ist es ihnen erlaubt, selbst den Vornehmsten, und gleichsam die Stütze der Familie wieder zu erschlagen, indem sie verlangen, daß besonders derjenige, welcher als der Vornehmste von derselben angesehen wird, und sich selbst dafür erkennt, ein wachsames Auge auf die Aufführung aller ihrer Mitglieder haben müsse. Der Mörder wird indessen von der Obrigkeit angehalten, und wieder frei gelassen, nachdem er ihr eine gewisse Summe, man sagte 200 Species-Thaler, bezahlt hat. Dieß ist vielleicht die Ursache, warum dieses Gesetz nicht abgeschafft worden ist. Nachher muß jeder Angehörige von beiden Familien beständig in Furcht leben, seinen Feind irgendwo anzutreffen, bis endlich einer von der Seite des Mörders wieder erschlagen ist. Man soll Beispiele haben, daß dergleichen Familienkriege funfzig und mehrere Jahre gedauert haben; denn sie fordern sich nicht zum Zweikampf heraus, sondern schlagen sich nur bei Gelegenheit. — — Ein angesehener Mann zu Loheia, welcher uns fleissig besuchte, trug ausser dem gewöhnlichen arabischen Gewehr, nämlich einem breiten spitz zulaufenden Messer vor dem Leibe, immer eine kleine Lanze, ohne sie fast jemals aus der Hand zu lassen, wenn er auch in der Gesellschaft seiner Freunde war. Da wir nicht gewohnt waren, ein solches Gewehr bei den übrigen Arabern zu sehen, und uns deswegen genauer erkundigten; so beklagte er sich, er hätte vor einigen Jahren das Unglück gehabt, daß einer von

seiner Familie wäre erschlagen worden. Die Beleidigten hatten sich es damals vorbehalten, sich selbst an dem Mörder oder seinen Anverwandten in einem Zweikampf zu rächen. Einer seiner Feinde, und zwar derjenige, welchen er vornämlich fürchtete, war auch in dieser Stadt. Er traf selbigen einmal bei uns, gleichfalls mit seiner Lanze bewaffnet, an. Sie hätten hier ihren Streit gleich ausmachen können; aber sie redeten kein Wort mit einander, und es kam noch viel weniger zu einem Zweikampf. Unser Freund versicherte nachher, daß, wenn er seinen Feind auf freiem Felde antreffen sollte, er sich nothwendig schlagen müßte. Er bekannte aber auch zugleich, daß er diese Gelegenheit zu vermeiden suche, und daß er aus Furcht überfallen zu werden, nicht ruhig schlafen könne. Ein französischer Schiffs-Capitain ward nach dem Bombardement der Stadt Mochha durch die Franzosen, da der Friede schon wieder geschlossen war, von einem arabischen Soldaten, dem durch eine Bombe ein Anverwandter getödet worden war, vor seiner Thür, wo er saß und schlief, erstochen." Vgl. Michaelis Mosaisches Recht, II. Th. S. 131. fgg.

387.

XXXV, 31. Ihr sollt keine Versöhnung nehmen über die Seele des Todtschlägers; denn er ist des Todes schuldig, und er soll des Todes sterben.

Moses verbietet schlechterdings, für das Leben

eines Mörders einen Ersatz anzunehmen. Es scheint, daß bei einigen Völkern, und bis dahin wahrscheinlich auch bei den Israeliten, die Strafe oft durch Geld abgewandt wurde. Der Baron Tott erzählt, wenn in einem Zweikampfe einer getödet worden, so werde der andere vor Gericht gezogen, und, „wenn er zum Tode verurtheilt worden, so wird er auf dem Platz, wo das Urtheil vollzogen werden soll, geführt: derjenige, welcher das Urtheil an ihm vollziehen soll, übernimmt zugleich das Geschäft des Vermittlers, und unterhandelt bis auf den letzten Augenblick mit den nächsten Verwandten des Getödeten, oder mit seiner Wittwe, welche gemeiniglich folgt, um bei der Vollziehung des Urtheils gegenwärtig zu seyn. Werden die Vorschläge verworfen, so wird das Urtheil vollzogen; werden sie angenommen, so wird der Verurtheilte wieder an die Gerichtsstelle zurückgeführt, wo ihm seine Lossprechung angekündigt wird (S. 198.)." Vielleicht beziehen sich auf diesen Gebrauch die Worte Christi (Matth. V, 25.): Sey willfährig deinem Widersacher bald, dieweil du noch mit ihm auf dem Wege bist. (B.)

Mohammed verstattete den Verwandten eines Erschlagenen, von dem Mörder ein Lösegeld zu nehmen (Sur. II, 179.), und in Persien geschieht es nicht selten, wie Chardin bemerkt (VI. B. S. 108.). Eben so bei den christlichen Habessiniern, wo, wie wir oben (S. 288.) gesehen haben, das Recht der Blut=

rache gleichfalls besteht. Ein Beispiel hat man in eben dem von dem Pater Lobo dort erzählten Falle. Unmittelbar nach der oben angeführten Stelle fährt er in seiner Erzählung folgendermaßen fort: „Als ich vernahm, daß die Verbrecher hingerichtet werden sollten; so schrieb ich an den Vicekönig, und bat ihn um die Erlaubniß, versuchen zu dürfen, ob ich sie in den Schooß der Kirche zurück führen könne. Der Vicekönig gestattete mir dieses. Der eine der Verurtheilten war so hartnäckig, daß er mich nicht anhören wollte, und in seinem Irrthum starb. Der andere war gelehriger; er kam in mein Zelt, wo ich ihn unterrichtete. Ich brachte es dahin, daß sich seine Gegner mit ihm verglichen, und ihm die Todesstrafe erließen, wenn er ihnen eine gewisse Anzahl Kühe, oder den Werth derselben geben wolle. Sie forderten tausend Kühe; er bot deren nur fünf, endlich wurden sie auf zwölf Kühe einig, mit der Bedingung, sie auf der Stelle zu überliefern." Bei den Arabern aber wird es, wie Niebuhr (a. a. O.) sagt, für schimpflich gehalten, für das Blut eines Erschlagenen Geld zu nehmen, weil es scheinen könnte, als hätte man dem Mörder Anlaß gegeben, ihn zu töden. Auch Russel (Naturgeschichte von Aleppo II. Th. S. 21.) bemerkt: „Man läßt zwar mit Einwilligung der nächsten Verwandten, in Fällen von Todschlag, eine Verwandlung der Strafe zu; aber man hält über dem Recht, das Blut des Verbrechers zu verlangen, heilig, und erlangt die Ein-

willigung zur Verwandlung selten oder niemals. In Fällen, wo mächtiger Einfluß ins Spiel kam, um einen Mörder zu retten, sah sich der Pascha genöthigt, den Mörder hinzurichten. Die weiblichen Verwandten des Getödeten bestürmten das Serail täglich, zeigten die blutigen Kleider vor, und verlangten mit großem Geschrei im Namen Gottes und ihres Propheten Gerechtigkeit, bis man sich endlich in ihr Gesuch fügte."

Das fünfte Buch Mosis.

Erstes Kapitel.

388.

I, 28. **Die Städte seyn groß, und bis an den Himmel vermauret.**

„Das große Kloster auf dem Berg Sinai," sagt **Thevenot** (Reisen, I. Th. S. 169.), „ist wohl gebaut von guten Quadersteinen, mit sehr hohen glatten Mauern, auf der Morgenseite ist ein Fenster, durch welches die darinne wohnenden Mönche die Pilgrime in das Kloster ziehen; letztere setzen sich in einen Korb, der an einem in einer Kurbel laufenden Seil niedergelassen wird." Diese Mauern, bemerkt er weiter in dem nächsten Kapitel, sind so hoch, daß sie nicht erstiegen werden können, und ohne Kanone kann der Platz nicht genommen werden. So waren auch jene alten Kananitischen Städte befestigt, und durch die Beschreibung derselben benahmen die Kundschafter dem Volk den Muth. (B)

389.

III, 13. **Das heisset der Riesen Land.**

„Die Sage, daß in der Gegend ehedem Riesen gewohnt haben, ist noch jetzt in Arabien übrig, nur daß sie die Riesen etwas größer macht, als Mose den Og, nämlich völlige sechs Ellen, und das Land, darin sie gewohnt haben, nicht Basan, sondern Hadrach nennt, welcher Name Zachar. IX, 1. vorkommt. Ich habe dieß aus mündlicher Erzählung eines jenseits des Jordans, etwa drei Tagereisen von Damaskus, gebürtigen, glaubwürdigen Arabers.“ Michaelis z. d. St.

390.

IV, 20. Euch aber hat der Herr .... aus dem eisern Ofen (Eisenofen), nämlich aus Aegypten, geführt.

Das Eisen schmilzt selbst in dem heftigsten Feuer nur sehr langsam, und wird lange vorher, ehe es in Fluß kommt, rothglühend. Ein Eisenofen ist daher ein sehr passendes Bild, die heftigsten und peinlichsten Leiden auszudrücken. (B.)

„Der hohe Eisenofen ist ein sehr hoher Schmelzofen, darin Kohlen und Eisensteine schichtenweise über einander liegen; und immer so, wie das Eisen schmilzt, also der im Ofen aufgehäufte Stoß von Kohlen und Eisenstein sinket, von neuem wechselsweise Eisenstein und Kohlen aufgeschüttet werden, wobei immer die Kohlen die oberste Lage ausmachen. Das Eisen würde ohne dieses ausserordentlich starke Feuer von unten und oben, das noch dazu durch einen

großen Blasebalg angefacht werden muß, nicht schmelzen, weil es sehr schwer in Fluß zu bringen ist. Mit dem Feuer dieses hohen Ofens wird die Trübsal verglichen, die die Israeliten in Aegypten ausgestanden hatten." Michaelis z. d. St.

391.

VI, 7. **Und sollt sie deinen Kindern schärfen, und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzest.**

Bei den Chinesen werden den jüngern Familiengliedern von den Aelteren sittliche Grundsätze eingeprägt; und in dem gemeinschaftlichen Saale, wo sich die männlichen Glieder der Familie versammeln, sind kurze und deutliche Sittensprüche aufgehangen. Dieß ist genau dieselbe Gewohnheit, die bei den alten Hebräern zu Moses Zeit beobachtet wurde. S. Macartney's Gesandtschaftsreise nach China.

„Es ist in China ein alter Gebrauch, Sittensprüche und allgemein beliebte Verse auf Gefäße, die beständig im Gebrauch sind, zu schreiben oder zu malen. So waren auf dem Becken des Kaisers Tany die Worte geschrieben: erneure dich täglich; und des jetzt regierenden Kaisers Kien-Long Gedicht zum Lobe des Thees wurde auf einer Reihe porcellanener Tassen bekannt gemacht." Will. Jones's Werke, IV. B. S. 122. (B.)

392.

VI, 9. **Und sollt sie über deines**

Hauses Pfosten schreiben, und an die Thore.

Leo von Modena sagt (Geschichte der Juden, I. Th. 2. Kap.), die Juden behielten noch jetzt diesen Gebrauch bei, indem sie gewisse Stellen der Bibel auf ein Stück Pergament schreiben, welches sie zusammen rollen, und den göttlichen Namen Schaddai (der Allmächtige) darauf schreiben. Dieß legen sie in ein Rohr, oder in ein ausgehöltes Stück Holz, und befestigen es an den Thüren ihrer Häuser und jedes einzelnen Gemachs. So oft sie aus und ein gehen, berühren sie aus Andacht dieses Pergament, und küssen es. Nach Huetius (Demonstrat. Evangel. IV, 2. 14.) pflegten andere Nationen ihre Gesetze über ihre Thore zu schreiben. (B.)

Eine ähnliche Gewohnheit ist noch jetzt im Morgenlande. „An den Leisten der Zimmerwände," sagt Russel in seiner Beschreibung der Einrichtung der Häuser zu Haleb (Naturgeschichte von Aleppo I. Th. S. 36. der deutsch. Uebers.), „über den Fenstern und auf den Credenztischen sind Sprüchwörter, Denksprüche aus dem Koran, Stellen aus ihren Dichtern und dergl. mit verschönerten Buchstaben gemalt."

393.

VII, 15. Der Herr wird keine böse Seuche der Aegypter dir auflegen, die du erfahren hast.

In diesem Lande waren sie den Geschwüren un=

terworfen, die die Aegyptischen und Syrischen genannt wurden, wie Casaubonus (zu Persius Sat. V. S. 467.) bemerkt. Damit pflegten die Priester der Isis dem großen Haufen zu drohen, woferne sie nicht jene Göttin verehrten. Im Gegensatz dagegen versprach Gott, wie Spencer meint (de Legib. Hebr. L. I. c. 3.), seinem Volk, dasselbe vor allen dergleichen bösen Seuchen zu bewahren, wenn es sich von aller Abgötterei frei erhalten werde. Wenn die Verehrung der Isis, sagt der Bischof Patrick, schon zu Moses Zeit gewöhnlich war, so ist diese Vermuthung sehr sinnreich. (B.)

In Aegypten herrschen manche diesem Lande eigenthümliche Krankheiten, welche in der obigen Stelle böse Seuchen der Aegypter genannt werden. Sehr häufig sind besonders Augenkrankheiten. Auffallend ist, sagt Volney (Reisen I. Th. S. 186.), die ungeheure Anzahl der Menschen, die entweder sehr böse Augen, oder sie ganz und gar verloren haben; sie ist so groß, daß ich auf den Straßen von Kairo unter hundert Menschen, die mir begegneten, oft zwanzig Blinde, zehn einäugige und zwanzig andere angetroffen habe, deren Augen entweder roth oder eiternd waren, oder sonst einen Fehler hatten. Beinahe jedermann trägt Augenbinden, die entweder den Anfang, oder die Wiederherstellung von einer Augenkrankheit anzeigen." Ein anderes, mehr beschwerliches, als gefährliches Uebel, welches durch das Aegyptische Klima erzeugt

wird, ist ein Ausschlag der Haut, der jährlich seine gewisse Zeit hält. Zu Ende des Junius oder Anfang des Julius wird der Körper von einer Röthe und kleinen Blattern bedeckt, die einen empfindlichen Schmerz verursachen. Diese Erscheinung zeigt sich jedesmal nach der Ueberschwemmung des Nils, und wird dem Wechsel des Wassers zugeschrieben. Der Frühling in Aegypten verbreitet bösartige Fieber, deren Verlauf allemal sehr schnell ist. Die Pest und der Aussatz sind zwar Aegypten nicht eigenthümlich; jedoch sind diese Krankheiten dort häufiger und verwüstender als in dem benachbarten Syrien. Mehreres über die in Aegypten herrschenden Krankheiten findet man bei Volney a. a. O. Vergl. Thevenots Reisen I. Th. II. B. Kap. 80. Sonnini's Reisen in Ober- und Nieder-Aegypten I. Th. 41. Kap. S. 186. fgg. Browne's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien, Kap. 21. S. 431. fgg. der deutschen Uebers.

394.

VII, 22. Auf daß sich nicht wider dich mehren die Thiere auf dem Felde.

Daß gegenwärtig in Palästina wilde Thiere sehr zahlreich sind, und Reisenden Schrecken einjagen, ergiebt sich aus folgender Stelle aus Haynes Reisen (S. 113.), wo er von seiner Ankunft zu Cana in Galiläa spricht: „Sich diesem Orte beim Eintritt der Nacht zu nähern, wie wir thaten, ist Furcht einjagend

und gefährlich zugleich. In der umliegenden Gegend schwärmen wilde Thiere, wie Tiger, Leoparden, Schakals, deren Brüllen und Heulen gewiß auch den beherztesten Reisenden, der dergleichen noch nicht gehört hat, mit Schrecken erfüllen muß.“ Vgl. Ezech. XXXIV, 25. Harmer IV. Th. S. 171. (B.)

395.

XI, 10. **Denn das Land, da du hinkommst es einzunehmen, ist nicht wie Aegyptenland, davon ihr ausgezogen seyd, da du deinen Saamen säen, und selbst tränken mußtest, wie einen Kohlgarten.**

Die hebräischen Worte, welche Luther übersetzt hat, lauten wörtlich: und mit deinem Fusse tränken mußtest. Die noch jetzt in Aegypten übliche Weise mit den Füssen zu wässern, beschreibt Shaw folgendermaßen (Reisen S. 408.): „Wenn ihre verschiedenen Arten von Hülsenfrüchten, Safran, Musa, Melonen u. dgl. (die man alle gemeiniglich in kleinen Bächen pflanzt) gewässert werden sollen, so zieht man die Pflöcke aus, die in dem Boden der Cisternen stecken; alsdann wird das herausströmende Wasser von einem Bache zum andern durch den Gärtner geleitet, der aber, sobald es nöthig ist, den Strom hemmen und abwenden kann, indem er mit seinem Fusse Erde dagegen aufwirft, und zugleich an einem andern Ort mit seiner Haue eine neue Oeffnung macht, um es da hinein zu lassen. Diese Art, die Feuchtigkeit

und Nahrung zu einem Lande zu leiten, das selten oder nie vom Regen erfrischt wird, wird oft in der heiligen Schrift angedeutet, wo es auch zum Unterscheidungszeichen zwischen Aegypten und dem Lande Kanaan angegeben wird; 5 Mos. XI. 10. 11." Herr Parkhurst (Hebr. Wörterb. S. 756. dritt. Ausg.) ist jedoch geneigt, eine andere Erklärung des Ausdrucks mit dem Fusse wässern anzunehmen. „Es ist wahrscheinlicher," sagt er, „daß Moses das Aufziehen des Wassers durch eine mit dem Fusse getretne Maschine meint. Eine solche hat, wie schon Grotius bemerkt, Philo, der in Aegypten lebte, beschrieben, dergleichen sich die dortigen Landbauer damals bedienten; und der treffliche Beobachter Niebuhr hat in seiner Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern auf der zum ersten Bande gehörigen funfzehnten Kupfertafel (Fig. II.) die Abbildung einer solchen Maschine gegeben, vermittelst welcher die Aegyptier das Land wässern, und die, wie er sagt, vermuthlich eben dieselbe ist, von welcher Moses 5 Mos. XI, 10. redet. Man nennt sie Sakki tdir beridsjel, das ist, eine Wassermaschine, die vermittelst der Füsse getrieben wird." (B.)

„Die ganze Maschine," sagt Niebuhr (S. 149.), „besteht aus einem Rade mit acht Speichen, welche an der Axe befestigt sind, und noch vier kleineren, wovon zwei und zwei an jeder Seite an der Axe des Rades gegen einander stehen. Um davon Gebrauch

zu machen, gräbt man einen Brunnen, legt über selbigen zwei Balken, die Maschine zu tragen, und an einem Ende des Rades wird über die beiden Balken ein Stück Holz gelegt, worauf sich der Arbeiter setzt. Dieser braucht weiter keine Unterstützung, sondern arbeitet beides mit Händen und Füssen."

396.

XII, 31. **Denn sie haben auch ihre Söhne und Töchter mit Feuer verbrannt ihren Göttern.**

Dieß geschah bekanntlich von den Karthaginiensern (s. oben No. 328.), welche diesen Gebrauch unläugbar von den Phöniciern, den alten Einwohnern dieses Landes, angenommen hatten. Dieß meldet Plato im Protagoras, wo er sagt: „die Atheniensischen Gesetze erlaubten nicht, Menschen zu opfern; aber bei den Karthaginiensern war es ein heiliger Gebrauch; so daß einige von ihnen ihre Söhne dem Saturn opfern ließen." Dieser abscheuliche Gebrauch verbreitete sich in der Folge unter alle Nationen, selbst unter den Griechen. (B.)

397.

XIII, 8. **Und sollt dich seiner nicht erbarmen, noch ihn verberger.**

Dieses Gesetz, welches Verwandte verpflichtet, das Verbrechen derer, mit welchen sie durch die Bande des Bluts am engsten verbunden sind, beides zu entdecken und zu bestrafen, gilt, so streng es scheint, doch

noch gegenwärtig in manchen Ländern, wo es den Unterthanen bei Todesstrafe zur Pflicht gemacht ist, Verschwörungen, von welchen sie Kenntniß erhalten, zu entdecken. In Japan, wo die Gesetze oft dem gesunden Menschenverstand Hohn sprechen, wird Hehlerei oft bei den gemeinsten Fällen zum Verbrechen gemacht. So lieset man in den Gesandtschafts-Reisen der Ostindischen Gesellschaft der vereinigten Niederlande (I. Th. S. 278. der deutschen Uebersetzung), daß ein Japanischer Großer zwei seiner Frauen in einen inwendig ringsum mit spitzigen Nägeln beschlagenen Kasten einschließen ließ, weil sich die eine in ein Liebesverständniß eingelassen, und die andere darum gewußt und es nicht entdeckt hatte. (B.)

398.

XVI, 14. **Und sollt fröhlich seyn auf deinem Fest, du, und dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd.**

Ein ganz ähnliches Gesetz gab Cecrops zu Athen. Vermöge desselben mußten die Hausväter nach der Erndte ihrem Gesinde eine Mahlzeit geben, und mit denen, die das Feld bestellt hatten, essen; denn, sagte der Gesetzgeber, die Gottheit hat Wohlgefallen daran, daß man das Gesinde für seine Arbeit ehrt. (Makrobius Saturn. I. B. 10. Kap.). (B.)

399.

XVII, 18. **Und wenn er nun sitzen wird**

auf dem Stuhl seines Königreichs, soll er dies andere Gesetz von den Priestern, den Leviten, nehmen, und auf ein Buch schreiben lassen.

Maimonides bemerkt darüber folgendes: Der König mußte das Gesetzbuch für sich selbst abschreiben lassen, wenn ihm auch sein Vater ein Exemplar desselben hinterlassen hatte: war dies der Fall nicht, oder es war verlohren gegangen; so mußte er sich zwei Exemplare schreiben lassen, wovon das eine in sein Archiv gelegt wurde, das andere aber nicht von seiner Seite kommen durfte, als ausser wenn er seinen Thron bestieg, oder ins Bad gieng, oder an einen Ort, wo es sich nicht geziemt hätte, darinne zu lesen. Gieng er in den Krieg, so begleitete es ihn; saß er zu Gericht, so lag es bei ihm. (B.)

400.

XIX, 14. Du sollt deines Nächsten Grenze nicht zurücke treiben, die die Vorigen gesetzt haben in deinem Erbtheil.

Es war, wie bei den Hebräern, so auch bei den Römern gewöhnlich, die Feldmarken durch Grenzsteine zu bezeichnen; und wenn ein Stück Land zu irgend einen Gebrauch abgesondert wurde, so wurde ein Stein aufgerichtet, auf welchem die Länge und Breite des Bezirks bemerkt war. Sie hatten eine Gottheit, Jupiter Terminalis genannt, in deren Schutz die Grenzen und Grenzsteine waren. Numa Pom-

pilius verordnete, daß die Grenzen der Ländereien eines Jeden durch Steine bezeichnet werden sollten, die er dem Jupiter Terminalis weihete. Er befahl überdies, daß die, welche sie verrücken würden als solche, die sich an etwas Heiligen vergriffen, mit dem Tode bestraft, und sogar auch ihre Ackerstiere getödtet werden sollten.

401.

XX, 2. Wenn ihr nun hinzukommt zum Streit; so soll der Priester herzutreten und mit dem Volke reden.

Maimonides und die Talmudischen Schriftsteller sprechen viel von einem für den Krieg gesalbten Priester, der, wie sie sagen, mit demselben Oel gesalbt worden sey, mit welchem der Hohepriester gesalbt wurde, indem er diesem an Würde nur wenig nachgestanden, obgleich er im Heiligthum nur die Amtsverrichtungen eines gemeinen Priesters besorgte, und auch keine andern Kleider, als diese trug. Sein Amt war, die gottesdienstlichen Verrichtungen im Lager zu besorgen, und dem Heer Muth zur Schlacht einzusprechen. Wenn er auf einer Anhöhe vor dem ganzen Heere stehend, die 5 Mos. XX, 3. 4. enthaltenen Worte sprach, so wiederholte sie ein anderer Priester mit vernehmlicher Stimme dem ganzen Volk. Dr. Jennings (Jüd. Alterth. I. Th. S. 207.) bezweifelt jedoch die Wahrheit dieser Angaben, und schließt aus dem Stillschweigen der

Schrift über diesen Punct, daß es keinen solchen Priester gegeben habe. (B.)

402.

XXI, 13. **Sie soll die Kleider ablegen, darinnen sie gefangen ist.**

Die Frauen, welche ihren Vätern oder Gatten in den Krieg folgten, pflegten vor einem Treffen ihre besten Kleider und ihren Schmuck anzulegen, um, im Falle sie gefangen genommen wurden, die Augen des Siegers auf sich zu ziehen. S. Ovid Remed. Amor. 343. (B.)

403.

XXI, 19. **So soll ihn sein Vater und Mutter greifen, und zu den Aeltesten der Stadt führen, und zu dem Thor desselben Orts.**

Die Thore der Städte waren damals, und auch noch lange nachher, die Orte, wo Gericht gehalten wurde, und die allgemeinen Versammlungsplätze. Dahin begaben sich die Obrigkeiten und die Aeltesten der Stadt, um Klagen anzuhören, Recht zu pflegen, Würden und Aemter zu ertheilen, und überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten des Orts zu besorgen. Daher heißt es Ps. CXXVII, 5. **Die werden nicht zu Schanden werden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Thor.** Wahrscheinlich war der Raum, oder der Saal, wo die obrigkeitlichen Personen sassen, über dem Thor, weil es von

Boas heißt (Ruth IV, 1.), er sey hinaufgegangen ins Thor. Die Ursache, warum gerade dieser Ort zu den gerichtlichen Verhandlungen bestimmt war, scheint in der Bequemlichkeit desselben für die Einwohner gelegen zu haben. Denn da sie alle den Ackerbau trieben, und täglich Morgens und Abends, so wie sie an ihre Arbeit giengen, und von derselben zurück kehrten, durch das Thor passiren mußten, so konnten sie, wenn ihre Gegenwart an Gerichtsstelle nöthig war, im Vorbeigehen leicht herbei gerufen werden. Allgemeine Welthist. I. B. 7. Kap.

(B.)

Die obige Ursache, warum die Gerichte am Thor gehalten wurden, giebt der heilige Hieronymus in seinem Commentar zu Zachar. VIII, an.

Das Thor ist in Marokos noch jetzt der Ort, wo Gericht gehalten wird. „Alle Klagen gehen in der ersten Instanz vor den Kaid, oder den Gouverneur, der sich zu dem Ende gewisse Stunden des Tags in dem Thore der Stadt aufhält, theils der frischen Luft wegen, theils um alle Ausgehenden zu sehen, und endlich, um auch einer Gewohnheit zu folgen, die lange im Gebrauch gewesen ist, um daselbst Gericht zu halten. Das Thor ist darnach eingerichtet, indem es, wie eine viereckigte Kammer, mit zwei Thoren gebaut ist, die nicht gerade vor einander, sondern auf zwo bei einander befindlichen Seiten sind, und da auf den andern zwo Seiten eine Einrichtung mit Bän-

cken gemacht ist. Solcher Gestalt saß auch David zwischen zwei Thoren, 2 Sam. XVIII, 24." Höst's Nachrichten von Marokos und Feß, S. 293.

404.

XXII, 5. Ein Weib soll nicht Mannsgeräthe tragen; und ein Mann soll nicht Weiberkleider anthun.

Dieses Verbot scheint gegen einen abgöttischen Gebrauch gerichtet zu seyn, welcher schon zu Moses Zeiten gewöhnlich war, und, wie man aus späteren Schriftstellern sieht, auch noch lange hernach bei verschiedenen Nationen herrschte, der aber zugleich mit den größten Unanständigkeiten verbunden war. Plutarch meldet (von Isis und Osiris II. Th. S. 368. der Ausg. v. Xylander), die Aegyptier hätten den Mond die Mutter der Welt genannt, und ihm männliche und weibliche Natur beigelegt; und Boyse (Pantheon S. 72.) sagt, die Aegyptier hätten die Diana, oder Luna, das ist, den Mond, zugleich als männliche und weibliche Gottheit verehrt; die Männer hätten ihr als Luna, die Frauen als Lunus geopfert, und ein Geschlecht sey dabei in der Kleidung des andern erschienen. Parkhurst's Hebr. Wörterb. S. 107.

Makrobius sagt (Saturnal. B. III. Kap. 8.), auf Cypern sey ein Bild der Venus mit einem Bart, aber in weiblicher Kleidung, mit einem Scepter, in männlicher Gestalt, und man halte sie für männlich

und weiblich zugleich. Auch Philochorus versichert in seinem Attys, sie stelle den Mond vor, und die Männer opferten ihr als Frauen, die Frauen aber, als Männer gekleidet; weil sie für männlich und weiblich zugleich gehalten werde. Julius Firmicus (de errore profanar. religion. Cap. 4.) sagt, die „Assyrier und ein Theil der Afrikaner hielten die Luft für das Haupt-Element, und verehrten sie unter einer bildlichen Darstellung (imaginata figuratione), welche sie durch den Namen der Juno oder der jungfräulichen Venus geweihet hätten." Und kurz nachher setzt er hinzu: „Die Priester derselben müssen sich ein ganz weibisches Ansehen geben, an ihrem ganzen Körper die Haare abscheeren, und ihre männliche Gestalt durch weibliche Zierrath entstellen." (B.)

405.

XXII, 8. **Wenn du ein neu Haus bauest, so mache eine Lehne darum auf deinem Dache, auf daß du nicht Blut auf dein Haus ladest, wenn jemand herunter fiele.**

„Die flachen Dächer der Morgenländer, auf denen man sitzt, spazieren geht, in den Sommermonaten schläft, ja auf denen man bisweilen, wenn die Häuser gleiche Höhe haben, von Dach zu Dach über die ganze Stadt geht, erfordern diese Sorgfalt, und sie ist auch jetzt gewöhnlich: gegen den Hof zu pflegen sie eine etwas niedrigere, und nach der Straße hin eine beinahe brusthohe Mauer zu haben. Moses

scheint voraus zu setzen, daß manche Häuser in dem Lande, das die Israeliten erobern sollten, noch keine Brustwehr auf den Dächern haben, und alsdann verlangt er nicht, daß das alte Haus damit beschwert werden soll, denn es mögte sie vielleicht nicht tragen können; allein ein neues Haus darf kein Dach ohne Brustwehr haben. Eben so verfuhr man in dem ersten Drittheil des achtzehenten Jahrhunderts bei Abschaffung der Schindeldächer; man duldete sie eine Zeitlang auf alten Häusern, die kein Ziegeldach tragen konnten, verbot sie aber schlechterdings bei neu angelegten Häusern." J. D. Michaelis Mosaisches Recht IV. Th. S. 356.

406.

XXIV, 20. Wenn du deine Oelbäume hast geschüttelt, so sollt du nicht nachschütteln; es soll des Fremdlingen, des Waisen und der Wittwen seyn.

Die erste Hälfte dieses Verses ist genauer so zu übersetzen: Wenn du deinen Oelbaum d. i. die Früchte desselben, abschlägst, so sollst du hernach nicht die Zweige durchsuchen, oder schütteln. Es wird in der heiligen Schrift bald vom Schlagen der Oelbäume, bald vom Schütteln derselben gesprochen. Daraus darf man aber nicht schließen, als ob in späteren Zeiten eine andere Weise, die Oliven zu sammeln, eingeführt worden wäre, oder daß zu gleicher Zeit in demselben Lande

unter den Eigenthümern der Olivengärten verschiedene Arten, die Oliven zu sammeln, gewöhnlich gewesen wäre. Durch die oben angeführten verschiedenen Ausdrücke wird vielmehr der Unterschied zwischen dem Einsammeln der Haupterndte von den Eigenthümern, und zwischen der Art, wie die Armen die an den Bäumen hängen gebliebenen wenigen Oliven zu sammeln pflegten, die ihnen, vermöge des obigen Gesetzes, überlassen waren, angezeigt. Der Abbé Fortis sagt in seinen Nachrichten von Dalmatien (S. 412.), im Königreich Neapel, und in einigen andern Gegenden Italiens, pflege man die Oliven mit langen Stangen von den Aesten abzuschlagen. Dasselbe geschieht noch jetzt in Palästina; wenigstens wurden im Jahre 1774. die Oliven auf diese Weise eingesammelt. Harmer IV. Th. S. 106. (B.)

407.

XXV, 4. Du sollt dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden.

In Syrien, Arabien, und in Nord-Afrika, oder der Barbarei, wird das Getraide durch Ochsen ausgetreten. Die Garben liegen offen und ausgebreitet auf der Dreschtenne, und der Ochse wird beständig über dieselben herumgetrieben. Zu Haleb wird der alte Gebrauch, den Ochsen keinen Maulkorb anzulegen, wenn das Korn ausgetreten wird, gewissenhaft beobachtet. Shaw's Reisen, S. 221. Russel's Naturgeschichte von Aleppo I. Th. S. 76. (B.)

Auch in Bengalen wird das Korn durch Ochsen ausgetreten. Einige legen da dem Thier einen Maulkorb an, andere unterlassen es, je nachdem der Eigenthümer gesinnt ist. (Ward.)

408.

XXV, 5. **Wenn Brüder bei einander wohnen, und einer stirbt ohne Kinder; so soll des Verstorbenen Weib nicht einen fremden Mann draußen nehmen; sondern ihr Schwager soll sie beschlafen, und zum Weibe nehmen, und sie ehelichen.**

Auch bei den Atheniensern durfte sich keine Erbin ausserhalb ihrer Verwandschaft verheirathen, sondern sie mußte ihre Person und ihr Vermögen ihren nächsten Verwandten übergeben; und vermöge desselben Gesetzes war der nächste Verwandte verbunden, sie zu heirathen. Potter's Griech. Archäologie I. Th. S. 159. (S. 347. der deutschen Uebersetzung).

Bei morgenländischen Völkern der neueren Zeiten finden wir noch jetzt den Gebrauch, daß der Bruder seines verstorbenen Bruders Wittwe heirathet. Olearius berichtet dieses von den Circassiern (Persian. Reisebeschreib. S. 417. der Englischen Uebersetzung): „Stirbt ein Mann ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen; so ist sein Bruder verbunden, die Wittwe zu heirathen, um ihm Saamen zu erwecken.“ Volney bemerkt (Reise nach Syrien II. Th.

S. 74.), von den Drusen: „Sie haben den hebräischen Gebrauch, nach welchem der Bruder des verstorbenen Bruders Frau heirathen muß, gewissermaaßen beibehalten; er ist ihnen aber nicht allein eigen, sondern sie haben ihn, wie so viele andere Gebräuche dieses alten Volks, mit den Einwohnern Syriens, und mit den Arabern überhaupt gemein."

Bei den Arabern geschah es ehedem nicht selten, daß, wenn ein Vater eine oder mehrere Wittwen hinterließ, die Söhne dieselben heiratheten, wofern sie nicht ihre leiblichen Mütter waren. Mohammed schaffte diesen Gebrauch ab, und auch schon vor seiner Zeit hatte man eine Art von Abscheu davor. Lord Hailes (Annalen von Schottland, S. 39.) hat gezeigt, daß dieser Gebrauch in Schottland noch im eilften Jahrhundert bestanden habe; und er vermuthet, der Grund sey Geiz gewesen, damit der Erbe kein Witthum zu bezahlen brauchte. (B.)

409.

XXVI, 14. Ich habe nicht davon gegessen in meinem Leide.

Die Aegyptier pflegten zur Aerndtezeit die ersten Früchte der Erde zu opfern, und dabei der Isis, als Erfinderin des Getraidebaues, zu Ehren ein Fest mit Weinen und Klagen zu begehen. Julius Firmicus (de errore profanar. religion. p. 5.) erwähnt diesen Gebrauch, indem er ihnen zugleich das Thörichte desselben vorrückt: „Warum klagt ihr über die

Früchte der Erde? Warum weinet ihr, wenn ihr Pflanzen wachsen sehet? Sind dieses nicht lauter Geschenke der göttlichen Güte, welche sie den Menschen zur Speise giebt? Danket dem Herrn für seine Güte, statt daß ihr bei der Ausspendung seiner Gaben wehklaget; beweinet vielmehr euren Irrthum." Wenn dieser Gebrauch schon zu Moses Zeit herrschte, so war es sehr natürlich, daß er seinem Volke denselben untersagte. (B.)

410.

XXVII, 2. 3. Du sollt große Steine aufrichten, und sie mit Kalk tünchen, und darauf schreiben alle Worte dieses Gesetzes.

Vor der Erfindung des Papiers pflegten die Alten, besonders die Phönicier und die Aegyptier, auf Steinen Schriften einzugraben. Dieser Gebrauch erhielt sich auch noch lange nach Erfindung des Papiers, besonders wenn man etwas allgemein bekannt machen, und auf die Nachwelt fortpflanzen wollte. Patrick z. d. St. (B.)

Vgl. oben Nr. 281.

411.

XXVIII, 5. Gesegnet wird seyn dein Korb und dein Uebriges (deine Backtröge).

Hasselquist meldet (Reisen S. 540.), die Morgenländer bedienten sich auf Reisen und in ihren Häusern einer Art von Körben, die aus Palmblättern

verfertigt werden. Harmer (I. Th. S. 418. Anmerk.) vermuthet, dergleichen Körbe seyen in dieser Stelle zu verstehen, und durch das zweite Wort würden die ledernen Geräthschaften angezeigt, in welchen man auf Reisen Lebensmittel mit sich zu führen pflegt. S. auch Forbes's Oriental Memoirs III. Th. S. 66. (B.)

Vgl. I. Th. Nr. 220.

412.

XXVIII, 24. **Der Herr wird deinem Lande Staub und Asche für Regen geben vom Himmel auf dich.**

Folgende Stelle aus Thom. Roe's Gesandtschaftsreise (S. 373.) wird zur Erläuterung dieser Worte dienen: „In der heissen und trocknen Jahreszeit erhebt dort (in Indien) der Wind zuweilen dicke Wolken von Staub und Sand zu einer ungemeinen Höhe. Diese trocknen Regen verursachen denen, welche sie treffen, ausserordentlich viel Ungemach und Schaden. Sie vermögen Menschen mit plötzlicher Blindheit zu schlagen, und füllen den Mund, die Augen, Ohren und Nasenlöcher, wenn sie nicht gut verwahrt sind; sie dringen von aussen und innen überall ein, so daß nicht das kleinste Schlüsselloch einer Kiste oder eines Behältnisses, wenn es nicht bedeckt ist, von dem Eindringen des Staubes verschont bleibt." Wenn das angedrohete Strafgericht darinne bestand, so war es allerdings eine Landplage, die man abzuwenden suchen mußte. (B.)

413.

XXIX, 23. **Daß er alle ihr Land mit Schwefel und Salz verbrennt hat, daß es nicht besäet werden mag, noch wächset, noch kein Kraut drinnen aufgeht.**

Das Salz wirkt da, wo es in Ueberfluß vorhanden ist, auf die Vegetation versengend. So sagt Volney, wo er die Ufer des todten Sees beschreibt (Reisen I. Th. S. 282.): „Die wahre Ursache, warum in der Nähe desselben weder Pflanze noch Thier zu finden ist, liegt in dem scharfen, salzigen Wesen seines Wassers, das hierinne das Meerwasser noch weit übertrifft. Das Land, das ihn umgiebt, ist auf gleiche Weise mit diesem scharfen Salze geschwängert, und kann deswegen keine Pflanze hervorbringen; die Luft selbst, die dieses Salz, und noch überdieß die schweflichen und erdharzigen Dünste in sich aufnimmt, ist der Vegetation gar nicht zuträglich; und daher rührt jener Anblick eines ewigen Todes, welcher den ganzen See umgiebt.“ So auch Virgil:

Aber ein salziges Land, und was man bitteres achtet,
Jedem Gewächs unfreundlich, das nie vom Pfluge gezähmt wird,
Nicht sein Geschlecht dem Bacchus erhält, noch dem Obste die Namen.

Landbau II. 238. Voß's Uebersetz.

Daher der alte Gebrauch, den Boden einer feindlichen Stadt, wenn sie zerstört worden war, mit Salz

zu bestreuen, zum Zeichen, daß der Platz stets wüst bleiben solle. Richt. IX, 45. So ließ auch noch in weit spätern Zeiten (im Jahre 1162.) der erzürnte Kaiser Friedrich Barbarossa die Stadt Mailand verbrennen, schleifen, den Boden mit Salz bestreuen, und den Pflug darüber hinführen. (B.)

414.

XXXI, 19. So schreibt euch nun dieß Lied, und lehrt es die Kinder Israel, und leget es in ihren Mund.

Das ist, sagt Patrick, daß sie es singen, und dadurch ihrem Gedächtnisse einprägen mögten. Man hat es stets für eines der bequemsten Mittel gehalten, dem Volk gute Lehren einzuprägen, und merkwürdige Dinge auf die Nachwelt fortzupflanzen, daß man sie in Verse brachte. Aristoteles sagt (Probl. 28. 19. 2. Abschn.), die Völker hätten vor alten Zeiten ihre Gesetze abgesungen, und bei den Agathyrsen sey dieses noch zu seinen Zeiten gebräuchlich. Die Gesetze des Charondas wurden, wie Hermippus bei Athenäus (Deipnosoph. B. XIV. S. 619. der Ausg. von Casaubon.) versichert, zu Athen bei einem Glase Wein gesungen, und waren also in Verse gebracht. Auch Cicero berichtet (Tuskulan. Quäst. B. IV, im Anf.) auf Treue und Glauben Catos, die alten Römer hätten bei ihren Festen die Thaten und Tugenden ihrer Helden unter Begleitung der Musik gesungen. Er vermuthet sie hätten, diese Gewohnheit von den alten

Pythagoräern in Italien angenommen, welche die geheimsten Lehren ihrer Philosophie in Versen vortrugen, und sich des Gesangs und der Musik bedienten, ihre Schüler in jene Ruhe des Gemüths zu versetzen, die den Eindrücken der Wahrheit so günstig ist. (B.)

415.

XXXII, 13. Und Oel aus den harten Steinen.

Dieß bezieht sich auf die in felsigen Boden wachsenden Oliven-Bäume. Maundrell sagt da, wo er von der ehemaligen Fruchtbarkeit und der Cultur Judäas spricht (Reise von Aleppo nach Jerusalem S. 66.): „Die meist felsigen Stücke, zum Fruchtbau weniger tauglich, dienten zur Anpflanzung der Weinreben und Oelbäume, welche gern an trocknen und steinigen Oertern Fettigkeit und Süsse ziehen.“ Daher sagt Virgil:

Unwillfährige Fluren zuerst, und neidische Hügel,
Wo nur magerer Thon, und Kies im Dornengefild' ist.
Lieben palladische Haine des spät nachlebenden Oelbaums.

Landbau II. 179. (B.)

416.

XXXII, 40. Denn ich will meine Hand in den Himmel heben, und will sagen: ich lebe ewiglich (so wahr ich ewig lebe!).

Es ist eine alte Gewohnheit, beim Schwören die Hand gen Himmel aufzuheben; s. 1 Mos. XIV, 22.

22. Als Gott den Israeliten versprach, ihnen das Land Kanaan zu geben, so wird von ihm gesagt, er habe seine Hand aufgehoben, 2. Mos. VI, 8. Nehem. IX, 15. Daher leiten einige her, daß das lateinische Wort promittere, welches eigentlich hervorstrecken bedeutet, auch die Bedeutung versprechen habe, indem es anzeige: sich mit ausgestreckter oder empor gehobener Hand verbindlich machen. So sagt Virgil (Aen. XII, 196.): Den Blick gen Himmel gerichtet hebt er zu den Gestirnen die Rechte empor. Und bei Homer heißt es von Agamemnon: er schwur, und hob zu den Göttern den Scepter empor (Il. VII, 412.). Bei den Juden hob der Schwörende seine Hand gen Himmel auf, Ps. CXLIV, 8. Diese Gewohnheit ist bis jetzt in Schottland beibehalten.

Eine alte, von dem König von Malabar vollzogene Urkunde fängt sich mit diesen Worten an: „Im Namen Gottes, des Königs, der die Erde nach seinem Wohlgefallen erschaffen hat! Zu diesem Gott habe ich, Airvi Brahmin, meine Hand empor gehoben, und durch diese Urkunde bestätigt, u. s. w." Buchanans Christl. Untersuchungen S. 196. Vgl. Ezech. XX, 5. 1 Mos. XIV, 22. Dan. XII, 7. Offenb. X, 5. 6. (B.)

417.

XXXIII, 19. Denn sie werden die Menge

(den Ueberfluß, die reichen Gaben) des Meeres saugen, und die versenkten Schätze im Sande.

Die letzteren Worte bezieht Scheuchzer in seiner Physica sacra zu dieser Stelle, auf den Fluß Belus, der durch den Landesantheil des Stammes Sebulon floß, und dadurch merkwürdig war, daß er nach Strabo, Plinius und Tacitus, den Sand mit sich führte, dessen sich die Alten zur Verfertigung des Glases bedienten. Aber wahrscheinlicher ist es, daß durch die im Sande verborgenen Schätze die so hochgeachteten Purpurschnecken angedeutet werden, die an der Seeküste der Landesantheile der Stämme Sebulon und Issaschar gefunden wurden, und an welchen diese Stämme mit ihren Nachbarn, den Tyriern, gemeinschaftlich Theil hatten. Diese Muschelthiere gaben die köstlichen Farben, die bei den Römern unter den Namen Sarranum Ostrum und Tyrii colores bekannt waren. S. Goguet vom Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften II. Th. 2. B. 2. Kap. 1. Artikel II. B. S. 95. der Edinburg. Ausg. (B.)

Von den Purpurschnecken s. oben Nr. 264. S. 91.

In der Chaldäischen Umschreibung, die dem Jonathan, Usiels Sohn, zugeschrieben wird, sind beide oben erwähnte Erklärungen der Ausdrücke, die Menge des Meeres, und die im Sande verbor=

genen Schätze, verbunden. Jene erklärende Umschreibung lautet also: „Denn sie werden an dem Ufer des großen Meeres wohnen, sie werden den köstlichen Seefisch Thynnus essen, sie werden Purpurschnecken sammeln, und mit dem Blute derselben die Fäden ihrer Kleider färben; sie werden Spiegel und Gläser aus dem Sande hervor holen; denn es sind ihnen die Schätze der Meeresküsten aufgethan."

418.

XXXIII, 25. Eisen und Erz sey an deinen Schuhen.

Das hebräische Wort, welches Luther Schuhe übersetzt hat, bedeutet Riegel. Die richtige Uebersetzung dieser Worte ist: Eisen und Erz seyen deine Riegel. Das ist: deine Städte müssen fest, und vor Feinden sicher seyn. Um den Nachdruck dieser Worte zu verstehen, muß man wissen, daß im Morgenlande bis auf die neuesten Zeiten Schlösser und Riegel an Häusern und selbst an Stadtthoren von Holz waren. „Ihre Thurn und Häuser," sagt Rauwolf (Reisen I. Th. S. 98.), „sind mehrentheils mit hülzen Riegeln beschlossen, welche innen hohl; darzu sie, die aufzuschliessen, hültzne Schlüssel haben, die in der Länge einer guten Spannen, und eines Daumens dick seyn, in welchen zuvorderst an der einen Seiten 5. 6. 7. 8. 9. 2c. kurze Nägelein oder starke Dräthlein stecken, in der Ordnung und Weite von einander, daß sie auf die andere verborgene aus der hülzenen

Klammen in beschlossene Riegel herabfallende, gleich zu gehn, die damit aus dem Riegel wieder über sich zu heben, und hinter sich zu ziehen." Thevenot bemerkt in der Beschreibung von Kahira (II. B. 10. Kap.): „Alle ihre Schlösser und Schlüssel sind von Holz, eiserne haben sie gar nicht, auch nicht einmal an den Stadtthoren, die man daher auch ohne Schlüssel leicht öffnen kann. Die Schlüssel sind kleine Stücke Holz, mit kleinen Stiften Drath, welche andere Stücke Drath aufheben, die sich in dem Schlosse befinden, und in gewisse kleine Löcher gehen. So bald solche durch die Drathspitzen, welche am Schlüssel sind, weggestoßen worden; so ist das Thor offen. Aber auch ohne Schlüssel braucht man nur vorn einen Finger mit etwas Thon zu beschmieren; so wird man damit eben so wohl den Stoß verrichten können."

419.

XXXIV, 8. Und die Kinder Israel beweineten Mose im Gefilde der Moabiter dreissig Tage.

Im Morgenlande pflegt man auch für Personen, die nicht in ihrer Heimath sterben, und fern von ihren Verwandten begraben werden, die gewöhnlichen Trauergebräuche zu beobachten. Irvin erzählt (Reisen S. 254.), als ein Einwohner von Ginnah in der Wüste ermordet worden, so hätten die Frauen einen Trauerzug durch die Strassen angestellt, und dabei ein schreckliches Klaggeschrei erhoben. Jose-

phus erklärt dieses ausdrücklich für einen Jüdischen Gebrauch, wo er erzählt, daß, als die Nachricht von seiner Niederlage bei Jotapata nach Jerusalem gekommen sey, daselbst große Trauer angestellt worden sey. Diesem Gebrauche gemäß betrauerten auch die Israeliten den Tod Moses. Er starb nicht bei ihnen, auch begruben sie ihn nicht; aber sie beweineten ihn in den Gefilden Moabs. Mit der Trauer für Aaron, der auf dem Berge Hor starb, verhielt es sich wahrscheinlich eben so. 4 Mos. XX, 25 — 29. Harmer III. S. 392. (B.)

Erstes Register,

der angeführten und erklärten Schriftstellen.

Die Zahl zeigt die Nummer des Artikels an, ausgenommen wo S. (Seite) vorgesetzt ist.

Zweites Register,

der angeführten Sachen.

Die Zahl bedeutet die Nummer des Artikels.

A.

J.

K.

L.

M.

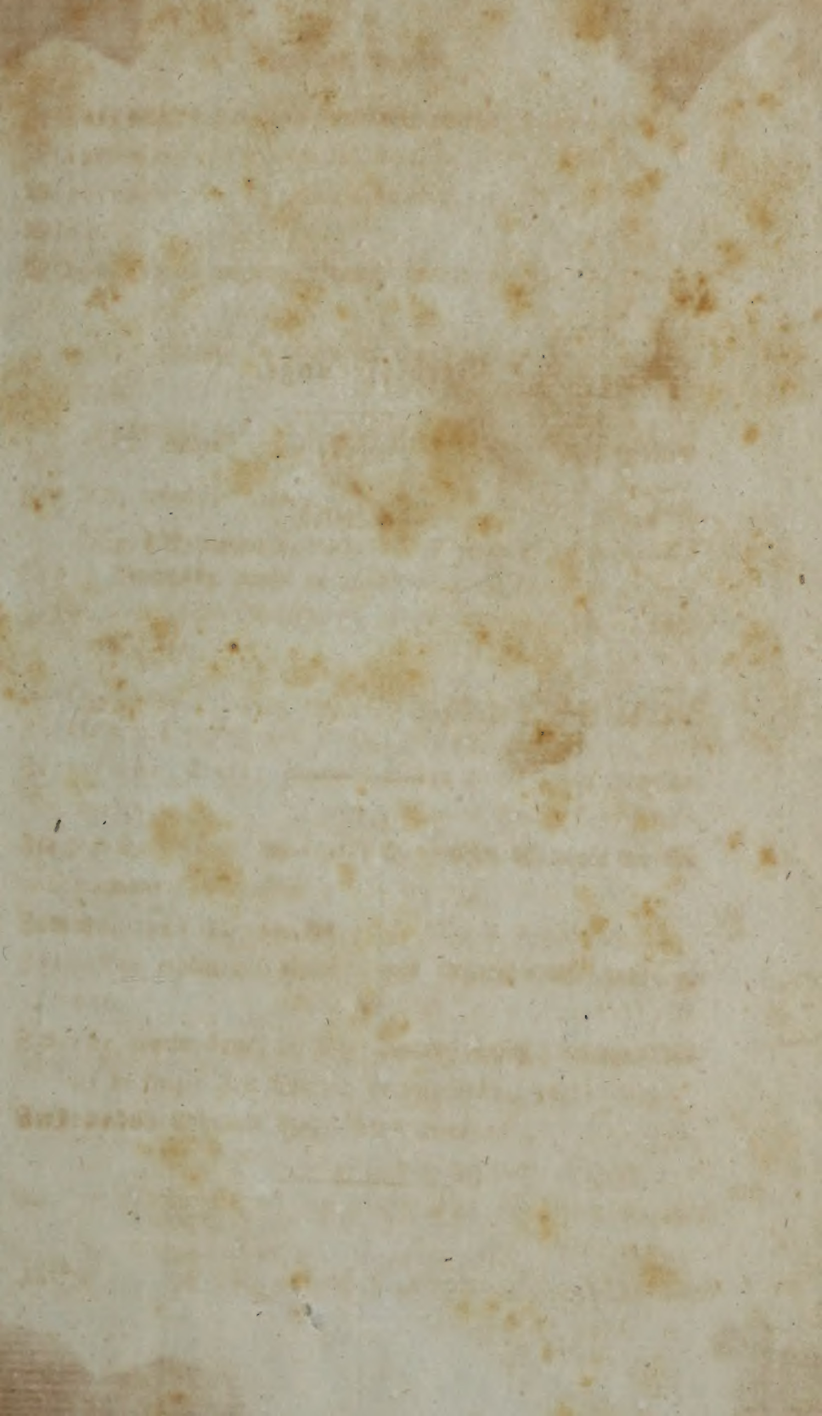
P.

Q.

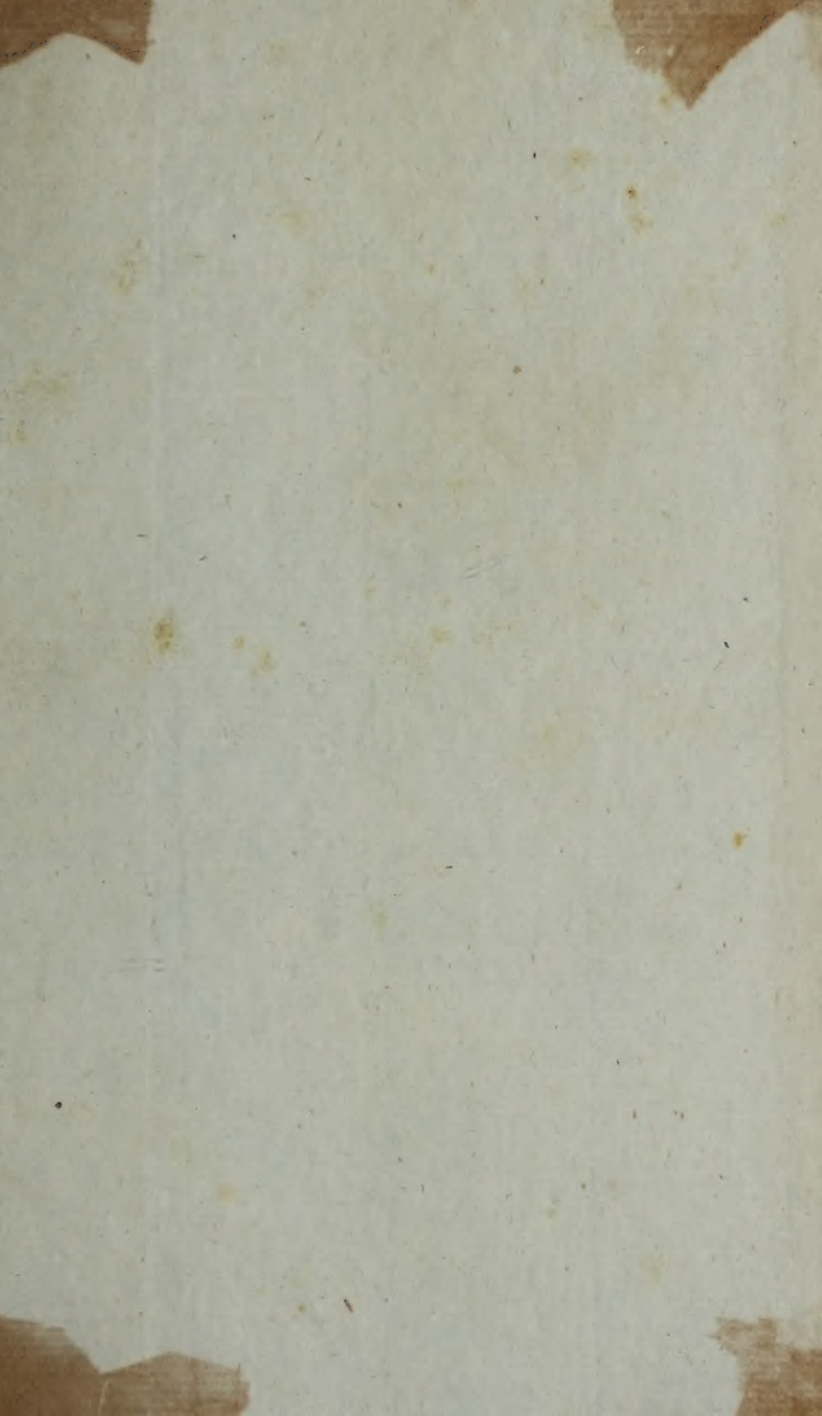
R.

Verbesserungen.

Seite 27 Zeile 15 ist für: Faraim zu lesen: Faraun
— — Z. 24 ist für Mahrah zu l. Marah
— 44 Z. 7 ist für dem zu l. den
— 51 Z. 11 ist nach: Wasserfluth." zu setzen: (B.)
— 95 Z. 11 ist für: Indischen, zu lesen: Jüdischen
— 103 Z. 16 ist für: Peters zu lesen: Paters
— 190 Z. 17 ist für: Haufel zu lesen: Haufe
— 255 Z. 14 ist für: keinen zu lesen: keinem
— 268 Z. 7 ist für: Hore zu lesen: Here








BS494 .R815 v.2
Das alte und neue Morgenland, oder,
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00062 1252